Biogr. Casanova
193 n

Remot. II
11

Rem. II 11-3

<36625210980011

<36625210980011

Bayer. Staatsbibliothek

Aus
den Memoiren
von
Jacob Casanova de Seingalt.

Dritter Band.

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt,

oder

sein Leben,

wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb.

Nach dem Original-Manuscript bearbeitet

von

Wilhelm von Schütz.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

59

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite.
Vorwort des deutschen Herausgebers . . .	I
Erstes Capitel. Kleine Fatalitäten nöthigen mich, Venedig zu verlassen. — Abenteuer in Mailand und Mantua	1
Zweites Capitel. Ich gehe, um einen Schatz zu heben, nach Cesena	42
Drittes Capitel. Vorkehrungen, den Schatz zu heben. — Sie werden unterbrochen. — Die Cavamacchia als Madame Guerini. — Der ungarische Officier und seine Geliebte . . .	68
Viertes Capitel. Abreise mit dem ungarischen Officier und mit Henriette, seiner Geliebten. — Aufenthalt in Parma . . .	110
Fünftes Capitel. Reise von Parma nach Genf. — Trennung von Henrietten. — Unglücksfälle, die mich in Parma niederbeugen . .	201

Seite.
Sechstes Capitel. Rückkehr nach Venedig. — Wiedersehn dortiger Bekannten. — Abreise nach Paris 230
Siebentes Capitel. Meine Ankunft zu Paris im Jahr 1750 262
Achtes Capitel. Meine ersten Lehrjahre zu Paris 290
Neuntes Capitel. Meines Bruders Ankunft in Paris 334
Zehntes Capitel. Favart. — Fontenelle. — Demoiselle Vesian 380
Elftes Capitel. Abreise von Paris. — Aufenthalt in Dresden 421

Vorrede des deutschen Herausgebers zum dritten Theile.

Daß manchen meiner Behauptungen über Casanova's Geist noch der Beweis fehlt, ist mir nicht verborgen geblieben. Aber ich hoffe, diesen Beweis in einigen Vorreden zu seinen Memoiren nach und nach wohl noch zu liefern; vielleicht auf eine nicht unersprießliche Weise. Wenn ich in meiner Einleitung zum zweiten Theile von des Mannes philosophischen, mit praktischem Sinn verschwisterten Anlagen, gesprochen hatte, so gibt der vorliegende Band seiner Denkwürdigkeiten Anlaß, jene meine früheren Aeußerungen bestätigend zu bewahrheiten.

Aber ich möchte der Beschuldigung einer blinden Befangenheit gern entgehen, und aus diesem Grunde schicke ich Folgendes voran.

Mir liegt ein Manuscript meines Autors vor Augen, welches den Titel trägt:

Essai de critique sur les moeurs, sur les sciences et sur les arts.

mit dem Motto:

Hoc, si erit in te
Solo, nihil verbi, pereas quin fortiter, addam. *)
Hor. L. 2. S. 3.

Ich kann diesen Titel, ich kann das ihm beigefügte Motto nicht vor mir niedergeschrieben sehen, ohne zu sagen, in dieser Zusammenstellung der Worte des Titels und wieder des Titels mit dem Motto, liegt, wenn auch nicht philosophische Kunst, doch ein tiefes philosophisches Bewußtseyn.

Baut sich denn nicht die menschliche Entwickelung in allen Völkergeschichten gerade so auf, wie jener Titel es sagt? Erst bildet sich das eigene Leben der Nationen in ihren Sitten und Gebräuchen aus. Aber es verliert dieses Leben, das jedesmal um so mehr mit hoher Vollkom-

---

*) Wär' dies in dir
Nur Wahrheit, traun, kein Wort mehr ließ ich folgen.

menheit anhebt, als es aus schöner Unschuld, rein und keusch zu athmen und sich zu bilden beginnt, die unwiederbringliche Harmonie des ersten Zustandes. Das Verlangen, diesen zu erhalten, stirbt nicht so schnell in den Besseren aus. Und läßt sich die Fortdauer seines Daseyns in einem andern Wege befördern, als durch Aufbewahrung der Erinnerung an den früheren vollkommenern Zustand, den zu verlassen, die neue Gefahr sich ankündet? — Die Triebe der Völker verlieren die alte Reinheit, verlieren die frühere Weihe, und die Geschlechter, ganz sich selbst hingegeben, würden schwerlich also fortbestehen, wie sie sollten. Drum bedarf es, bis die wankenden Neigungen neu befestigt und bis sie gereinigt genug sind, um abermals, sich selbst überlassen, ein schönes Leben in unbewußter Wahrheit hervorzubringen, der Lenkung. Aber nun wird doch in dem gesunkenen Daseyn unmöglich sich das geistige Bild eines noch viel schönern Daseyns entwickeln, wie das war, mit dem die Völker begonnen haben. Ließe sich das annehmen, nun so könnten wir ja auch dreist annehmen, daß, um die verklärtesten Anschauungen eines in allen Beziehungen vollkom-

menen Lebens zu empfangen, der Mensch nur nöthig habe, recht tief zu sinken. Jemehr er sänke, je widerwärtiger er sich verwandelte, um so blendender müßte ein Farbenglanz aus dem modernden Sumpf seines Daseyns sich entwickeln. Ich weiß, das wird keiner annehmen. Es ist des Einklanges zu viel im Weltall, als daß dieses Weltall auf solchem Widerspruch beruhen könnte. Also die Erinnerung an den früheren vollkommenen Zustand, also der Rückblick auf seine Gestaltung ist es, was am geschicktesten scheint, dem beginnenden Verderben Einhalt zu thun. Wo die Abnormität anhebt, wo sie es ist, in deren umgebender Mitte wir leben, da möchten wir uns die Kunde von dem Bessern — ich bediene mich des Ausdrucks von dem normalen Zustande — gegenwärtig erhalten, um dem uns inwohnenden nisus epigeneseos diejenige Richtung zu verleihen, die sein Vorbild zu erneuern strebt. So entstehen denn die Wissenschaften, ich meine die wahrhaften Wissenschaften, jene ehrwürdig heiligen Ueberlieferungen, die, weit entfernt, uns durch Denkbarkeiten, wie sie jedes Individuum nach gewissen Regeln folgerecht componiren kann,

zu verwirren und zu zersplittern, vielmehr unsern Geist wieder sammeln, aufrichten und wahrhaft beleben. Sie sind es, die während der anarchischen Regellosigkeit der Gegenwart, dem Gemüth zu Hülfe kommen, und sie zeigen dem Menschen, wie das fragmentarische Daseyn, worin er sich befindet, seinem Geiste abermals ein schönes und vollkommenes Ganze darbieten wird, insofern er nur aus den Trümmern, unter denen er wandelt, die frühere Weltvollkommenheit wieder zu erblicken, ja wiederherzustellen sich befähigt. Dieses sind denn die Wissenschaften, scientiae, die nicht vom Meinen, Denken und Sicheinbilden, sondern von einer wirklichen überkommenen Kunde ihren Namen haben, und die in den Völkern, neben ihren Sitten, durch Ueberlieferung fortleben.

Aber nicht nur verlangt das fortschreitende Leben eine Vermittelung mit der allmählig immer starrer und unsichtbarer sich abschließenden Kunde, sondern auch die Sinne des Menschen, die recht wohl wissen, daß, trotz ihrer Herabsetzung, jene höhern Geisteskräfte, die stolz auf sie hinunterschauen, nichts seyn würden, wenn sie nicht von ihnen getragen und genährt würden, begehren ihr

Recht. Sie verlangen, auch ihrem Bedürfnisse solle die gehörige Befriedigung zu Theil werden. Vielleicht vereinigt sich damit noch jener nie ganz verlöschende Trieb, von dem uns Plato im Phädrus spricht, jener Trieb, welcher die Urschönheit, deren innern Genuß er verloren, im Bilde wieder zu schauen sich sehnt, jener Trieb, der, wenn er völlig unbefriedigt bliebe, im Verlangen, wie jener Weltweise behauptet, sich verzehren, durch den unvermittelten Anblick der Urschönheit aber vernichtet und ausgelöscht werden würde, weil er ihn zu ertragen nicht mehr fähig ist. Und die erst der überlieferten Kunde sich anschließenden, dann nach und nach von ihr so lange sich ablösenden Künste, bis auch sie freie Künste genannt werden, sind es, welche diesem Triebe ihr Entstehen verdanken, indem zugleich sie denselben zu befriedigen unternehmen. So entsteht dann jene natürliche Folge, die Sitten, Wissenschaften und Künste nach einander stellt, nämlich in einer historisch nachzuweisenden, also objectiv wirklichen, nicht in einer abstract erdachten Reihefolge.

Diesem Sinn, den ich in den Worten des hier abgeschriebenen Titels erblicke, schließt der

Verfasser sehr bedeutend ein Motto an, welches dem Geiste eine neue Seite der Betrachtung entgegenhält. Der Autor sagt uns mit den Worten seines römischen Dichters, wie er selbst von den Darbringungen seines Geistes denkt. Nämlich er entzieht ihnen allen Werth, sofern sie Wahrheit allein in ihm, in Casanova's Denken haben sollten; er verwirft sie gänzlich und unbedingt auf diesen Fall. —

Beantworten wir uns aber nun auch einmal richtig, welches diejenige Wahrheit sey, die Worte, oder die Gedanken eines klaren Denkers nur allein in seinem Geiste behaupten! —

Vielleicht nennt man mir eine völlig grundlose Einbildung oder eine phantastische Hypothese. Doch diese ist schon durch sich selbst ausgeschlossen, indem ich von den Gedanken eines klaren Denkers sprach. Bei diesen darf keine andere Wahrheit gesucht werden, als nur die, welche aus richtigem Denken hervorgehet, welche aus Folgerechtigkeit des Raisonnements entsteht. Und nun hätte uns Casanova gesagt: „nicht daß ich über einen Gegenstand vollkommen richtig denke, nicht daß ich eben so richtig über ihn folgere,

kurz nicht die vollkommene Richtigkeit, mit welcher mein Geist, mein Erkenntnißvermögen alle seine Operationen vollbringt, gibt meinen Resultaten seiner Thätigkeit einen Werth. Dann allein dürfen sie einen Anspruch auf solchen behaupten, wenn sie sich mit dem den Gegenständen inwohnenden Verhältniß, oder mit der in ihnen selbst begründeten Wahrheit vollkommen entsprechend begegnen."

Ich bin gewiß, daß die Richtigkeit dieses Ausspruchs vielen Lesern einleuchten wird. Ich selbst erschüttere daher vielleicht die Beistimmung, welche manche jenem Ausspruch leihen, indem ich an Behauptungen sehr anderer Art erinnere, denen die Zeit lange angehangen hat, denen sie zum Theil wohl noch anhängt.

„Ich habe vollkommen richtig gedacht; das Fundament meines Gedankengebäudes kann mir kein Mensch abläugnen. Ich habe zu oft erfahren, daß jedermann sich selbst sammt allem Wissen und allem Erkennen abläugnen würde, sobald er gegen jene Grundlage den leisesten Zweifel wollte aufkommen lassen. Eben so gewiß bin ich, daß alle meine weitern Folgerungen auf je-

nem Fundament vollkommen richtig beruhen, daß sie aus einem von aller Welt zu bejahenden ursprünglichen Gedanken richtig hervorgegangen sind, ja daß sie eigentlich sämmtlich vorher schon in ihm enthalten waren und nur richtig von mir daraus entwickelt worden. So hat bereits jeder Sinn, dem die Abläugnung meines Grundgedankens unmöglich war, mich anerkannt. So hat die Welt längst meine Worte zugegeben und deren Wahrheit eingesehen. Es war das alles aber bisher erst in den Schranken einer stillschweigenden Anerkennung geblieben. Es war begründet nur insofern, als jeder ihm angehörige Antheil von Wahrheit bereits unentwickelt in meinem Grundgedanken lag. Nun ist, streng genommen, mein Werk kein anderes gewesen, als richtiges Vollbringen jener Entwickelung. Durch mich also ist das Unternehmen zu Stande gekommen, jeder Denkkraft dasjenige Resultat vor die Augen des eigenen Geistes als unläugbare Wahrheit hinzustellen, was in seinem, ja was in aller Menschen Wesen längst schon als Wahrheit geschlummert. Nur unbewußt, nur ungeweckt und unentwickelt war es dort geblieben. Aber jene Allgemeinheit der Entwickelung

im gesammten Menschen kann unmöglich ohne Allgemeinheit der Folgen vorübergehen. Ein durchgreifendes Anerkenntniß, ein allgemeiner Beschluß, künftig nicht anders denn im Geiste jener allgültigen Wahrheit zu leben und zu handeln, muß sich der Menschen bemeistert haben. Diese, in ihrer neuen Bereicherung, bedürfen dann fernerhin weder des Blicks in die Vergangenheit, noch des Blicks auf die Gegenwart. Die Zukunft wird sich bilden und gestalten dem Geist entsprechend, welchen die nun erst zur Entwickelung gekommene Wahrheit darstellt. Die Vorzeit muß, dem nun erst sich offenbarenden Geist des Wahren und Rechten gegenübergestellt, von selbst zum Schooß der Vergessenheit zurücksinken und uns gleichgültig werden."

In diesem Sinne ward oft und viel gesprochen. Wer erinnert sich nicht, es gehört zu haben? Aber wird der Leser, wenn er diese Worte mit denen vergleicht, welche ich vorher Casanova geliehen, nun wohl sogleich wieder die Zustimmung zurücknehmen, die er jenen beigelegt? — Und doch widersprechen sich beide. Ich glaube daher, er sieht sich an einem Scheidewege. Ich

glaube, er findet der zwei Pfade Richtungen zu sehr auseinanderlaufend, um nicht den Entschluß zu fassen, einige Zeit zu verweilen und überlegender Betrachtung Raum zu gönnen. In der Besinnung aber geht ihm vielleicht derselbe Gedanke auf, der mir in der Beschauung des Titels von Casanova's Handschrift aufgegangen, und, ich kann wohl sagen, durch die Augen in die Seele getreten ist. Die beiden Wege dürfen nicht auseinander gehen, die Speculation und die sichere Beschauung der Wirklichkeit müssen sich entsprechen! das stehet mir in den wenigen Worten auf der großen Folioseite sehr deutlich niedergeschrieben.

Das haben freilich schon Viele sehr bestimmt ebenfalls gesagt; aber ihr Thun und Handeln, ja die Form ihrer Darstellung, selbst der besondere Inhalt ihrer Lehre, hat jenen Worten keineswegs entsprochen, und dann muß es heißen: Wort bleibt Wort! — Von diesen Geistern läßt sich dreist sagen, es wäre besser, sie hätten geschwiegen. Nur noch verworrener verschlingen sich durch ihre Vermittelung die Gänge im Labyrinth, und sie haben manchen Wanderer verleitet, Ariadnes Knäuel aus den Händen zu geben.

Andere haben die Frage selbst unbeantwortet gelassen. Aber dafür sind sie unermüdlich gewesen, uns mitzutheilen, uns vor Augen zu legen, wie in einzelnen Erscheinungen und Fällen sie nur zu oft die Vereinigung von Wegen angetroffen, deren Anfangsrichtung auf ein Auseinandergehen deutete. Diese Schriftsteller hat man wenig beachtet. Vielleicht werden sie nicht genug verstanden.

Aber beider Thun deutet wenigstens darauf hin, daß ein Bedürfniß in der Zeit sich regt, diesen Widerspruch wahrhaft zu lösen. Es scheint, man will mehr, denn durch ein blos einseitiges Parteinehmen, oder durch verzweiflungsvolles Ergreifen des einen Pfades auf gut Glück, die innere Stimme der Ungewißheit beschwichtigen.

Wenn nun Jahrtausende verflossen sind, die von jenem Widerspruch nicht bedrängt wurden, wenn lange Zeiträume hindurch jene Bedrängniß nicht den allgemeinen Zustand abgab, so bin ich vielleicht zu der Behauptung berechtigt, daß dieser Zustand eben mit gewissen zeitlichen Verhältnissen zusammenhängt, in denen wir stehen. Vielleicht daß diese Verhältnisse uns sämmtlich bis in das innerste Mark durchdringen! Die Zeiten sind

nicht stets dieselben. Die Welt bildet sich verschieden in den Perioden aus, die sie durchwandelt. Zu jeder Zeit richtet sich diese Welt gerade eben so sehr nach den mitlebenden Individuen, wie diese sich nach jener richten. Beides macht sich und formt sich gegenseitig; es verändert sich aber auch gegenseitig wieder.

Casanova war gewiß dieser Meinung, denn das Manuscript, auf welchem meine Augen ruhen, trägt noch ein anderes Motto; aber es ist ausgestrichen, weil es demjenigen Platz machen sollte, das ich mitgetheilt. Ausgestrichen sind die Verse des nämlichen Dichters:

Dices heu (quoties te in speculo videris alterum)
Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae? *)

Giebt man mir aber jene Annahme zu, die ich dreist genug war auszusprechen, dann gehe ich einen Schritt weiter, dann sage ich, nicht als Gelehrter, sondern als Mensch, mit der Fülle aller Triebe und Kräfte des Menschen stand Ca-

*) Du rufst (wenn dich verändert zeigt dein Spiegel):
Woher, daß nicht wie heut der Knabe dachte?
Noch Jugendwangen diesem Geist rückkehren?

sanova auf dem Marktplatz des Lebens während jenes schwülen Moments, der eine große Weltveränderung vorahnend ankündigte. Wie im Gewitter Wasser und Blitz das Wolken-Gewebe auseinander reißen, welches sie bisher zusammenhielt, aber nicht länger sie zusammenzuhalten vermochte, so wollte auch die Welt, die bisher als Eine da gestanden, sich trennen. Sie drohte, ohne vielleicht ursprünglich in sich verschieden zu seyn, zu zwei unversöhnlich scheinenden Hälften auseinander zu fallen. Ich sage noch mehr. Wenn sich einem Organismus der Natur, der einem kritischen Moment des Auseinanderfallens nahe stehet, eine neue innere Enchiresis des Lebens bildet, so wird, sobald deren entschiedene Richtung zur innigen Wiedervereinigung anhebt, alles Aeußere, als Abgestorbenes, sey es nun verderbt oder sey es zur todten Schale geworden, auseinander reißen oder auseinander fallen. Und gerade so glaube ich von unserer Zeit, daß sie uns nur zu oft ein äußeres Auseinanderfallen lediglich deswegen zeige, weil das innere Band schon begonnen hat sich wieder zu bilden, welches uns jenes äußerlich Auseinanderfallende neu geboren wieder bringt.

Es ist oft nur die dürr gewordene Schale, was bricht und zersplittert.

Unsere Gegenwart scheint das Bild des Auseinanderfallens zu geben und geben zu müssen, weil die innere Enchniresis sich bereits wieder zu bilden beginnt. Casanova dagegen sah die beiden Welten zwar noch äußerlich zusammenhängen, doch innerlich schon getrennt, weil die wahre Enchniresis nicht mehr verbinden, nicht mehr halten wollte. Geist und Stoff, Innenwelt und Außenwelt, thierische Triebe und höheres Bedürfniß, speculativer Verstand und praktischer Befund drohten auseinander zu reißen. Alles arbeitete dahin, den Bruch zu befördern, weil sich jedermann entweder nur auf die eine oder die andere Seite hinneigen wollte. Man pflegte jeden Lebensmoment nur zu genießen, indem man das eine Gut hingab, um des andern habhaft zu werden. In dieser Stunde opferte man dem Geist; und um nur ihm allein zu opfern, mordete man die Sinne. In der andern Stunde sollten die Sinne wieder ihr Recht behaupten; und nun mordete man den Geist. Aber längst war der Geist ein mattes und passives Wesen ge-

worden, längst waren die Sinne gemein und verderbt. Beides nicht ganz auseinander fallen zu lassen, darauf war Casanova's Treiben gerichtet, und doch konnte beides nicht mehr in vollkommener Weise zusammenhalten. Dies gibt uns den Schlüssel zu seinem ganzen Leben, also auch zu der philosophischen Richtung, welche dieses Leben nicht selten annahm. Trotz dem war er in seiner philosophischen Thätigkeit nicht stets auf dem rechten Wege.

Daß dieses Abirren seines Geistes von mir anerkannt worden, ist es eben, was ich habe bekunden wollen; und deshalb erwähnte ich jenes Manuscriptes. Denn gerade diese Handschrift ist nicht frei von halbwahren Raisonnements. Sie enthält neun und zwanzig Abschnitte oder Paragraphen, und es ist gewiß nicht ohne Interesse, deren Inhalt kennen zu lernen; daher will ich die Ueberschriften abschreiben.

1. Esclavage. 2. Liberté. 3. L'homme à son aise. 4. Les riches. 5. Les souverains. 6. Abolition de la peine de mort. 7. Majesté. 8. Morale. 9. Politique. 10. Logique. 11. Histoire naturelle. 12. Chimie.

13. Mathématique. 14. Théologie. 15. Mécanique. 16. Courage. 17. Religion. 18. Athées. 19. Astronomie. 20. Liberté morale. 21. Remarques. 22. Théologie surnaturelle. 23. Histoire sacrée. 24. Histoire. 25. Poésie. 26. Poëme épique. 27. Architecture. 28. Peinture. 29. Langue latine.

Man muß dem Standpunct näher treten, welcher den wissenschaftlichen Geist des südlichen Europa erblicken läßt, wie er vor einem halben Jahrhundert war, um Casanova's kritische Versuche richtig zu würdigen. Daß wir im Raisonniren uns meistens selbst täuschen, wußte dieser Mann, wie wenige es wissen. Seine Flucht aus den Bleikammern enthält darüber eine der treffendsten Aeußerungen. Er kann sich es daher nicht oft genug vorhalten, wie sehr das folgerichtigste Denken und Urtheilen in der Regel aus derjenigen Selbsttäuschung entspringt, welche die einseitigste Befangenheit gibt. So sagt er auch in jenem Manuscript:

Lorsque j'étois dans ma belle adolescence, saison charmante de la vie de l'homme, et qu'il est inutile de regretter, puisqu'elle

n'est pas recouvrable, je m'empatientois de voir, que ce monde n'étoit plein que de vieillards: aujourd'hui il ne me semble peuplé que de jeunes gens; il est cependant ce qu'il étoit: je me trompois alors, et je me trompe aujourd'hui. Nous voyons mal, et notre conception est plus défectueuse que notre vue.

Aber trotz dem hat er das Schicksal nicht von sich abwenden können, gerade hier, wo er recht rein und unbedingt die von jedem trübenden Schein befreite Wahrheit mit der Kraft seines Geistes hat auffassen wollen, sie häufiger, wie sonst, verschleiert, verrückt, oder halb zu erblicken, und eben so halb wieder hinzustellen. Die Handschrift enthält ungemein viel Gutes und Treffendes. Jedoch so unbedingt richtig möchte nur weniges seyn, wie folgendes über die Malerei ist.

Un peintre, qui n'a étudié que la nature, comme elle se présente aux yeux de tout le monde, n'aura qu'un modèle imparfait, qui ne flattera qu'à peine les sens, sans toucher l'ame. Il aura donc fait fort peu;

mais encore moins celui, qui n'aura étudié que les productions de l'art, modelles plus froids que la nature, et qui contiennent toujours les défauts du caractère des producteurs. Un bon peintre doit avoir pris de l'un ce qui manque à l'autre, et avoir formé l'heureux ensemble. Il doit avoir fait un étude immense de physique et un plus grand encore de dessein. Que de combinaisons dans le méchanisme du corps humain, dans le jeu des nerfs, dans le gonflement, dans la sension, dans la contraction des muscles, dans la direction des forces, et dans le point d'appui. Quelle étude immense que celle des reflets, des gradations, des contrastes des couleurs, de tous les tems, de tous les coups de lumières possibles. Le peintre a grande raison de rire du grand nombre de gens, qui se donnent pour connoisseurs, et qui croyent de l'être. Les connoisseurs ont vu une quantité immense de tableaux, et de là ils croyent de pouvoir en juger. Ils ne savent pas qu'on ne juge jamais un tableau d'après des tableaux. J'ai vu dans la galerie de Dresde

la nuit de Correggio, qui passe pour la plus belle production de ce grand artiste. Dans la même galerie il y a une nuit de Rotari, qui ne laisse pas d'avoir du mérite, mais qu'en comparaison de l'autre est peu de chose. On m'assure, que dans le grand nombre des personnes qui vont visiter la galerie, ceux, qui s'arrêtent devant la nuit de Rotari, surpassent en nombre les admirateurs de l'autre. Voilà comment dans le monde la vérité toute nue est moins accueillie de celle, qui est fardée.

Erwägt man dagegen die Zeit, wenn Casanova jene seine Betrachtungen geschrieben hat, so werden die meisten derselben einen Anspruch auf Beifall und Würdigung durchsetzen. So hat er schon damals geahnet, was wir späterhin von dem epischen Gedicht oder eigentlich der Epopöe anerkannt haben, wenn er sagt: la production la plus difficile de l'esprit humain est le poëme épique, und indem er sich näher darüber ausläßt, wie er das versteht. Auch werden Manchem seine Bemerkungen über Logik, Naturgeschichte und Chemie Freude machen. In Bezie-

ziehung auf die beiden letztern hört man vielleicht Folgendes gern.

Le grand défaut de tous les naturalistes est d'être systématiques. Il leur faut un systême; mais celui qu'ils adoptent pour connoître, et comprendre ce qu'ils ne pourroient ni concevoir ni deviner, est celui qu'ils ont crées eux mêmes à seconde de leur besoin.

Aber allem dem schließt sich dann auch wieder halbe Wahrheit an, und diese scheint daher zu entspringen, daß den Behauptungen nicht stets ihre Grenzlinie bestimmt genug gezogen, daß ihnen vielmehr noch über selbige hinaus eine Wahrheit beigemessen worden ist, welche sie dort unmöglich behaupten können. Dies habe ich ganz eigentlich in der Absicht angeführt, zu zeigen, daß ich gewußt habe zu unterscheiden, wo Casanova's Philosophie echt, und wo sie postiche war. Letzteres ist sie bei weitem am meisten in den Werken, welche mit philosophischer Absichtlichkeit geschrieben sind, jenes hingegen in denen, welche von solcher philosophischen Absichtlichkeit frei geblieben, also vornämlich in den Memoiren.

Auch unter den philosophischen Gedanken scheint es solche zu geben, die unvermittelt, wie ein Quell, der nun einmal da ist, dessen klares Wasser, weil es nun einmal alle Bedingungen seines vollkommenen Daseyns, als solches, erreicht hat, aus dem Boden hervorquillt, aus der Seele des Menschen unbewußt hervorwachsen; Gedanken, die in der Unbewußtheit, mit der sie entstanden, die beste Bürgschaft ihrer Wahrheit und Echtheit in sich tragen. Die Philosophen werden dies schwerlich zugeben. Wenigstens möchten sich mehr wie hundert Beispiele gegen eins aufweisen lassen, daß sie bisher es geläugnet haben; und so möchte meine Behauptung ziemlich neu da zu stehen scheinen. Aber sie ist keineswegs ganz neu. Wenigstens haben folgende Verse schon ganz dasselbe gesagt:

Ja, das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt.
Alles ist, als wie geschenkt.

Göthe.

In Casanova's Memoiren habe ich aber den wahren Beleg zu diesen Worten, ihre praktische

Bestätigung gefunden. Gedanken voll bewundernswerther Wahrheit und Tiefe enthalten seine Memoiren; aber gerade diese sind ihm jedesmal unwillkürlich gekommen, sind hervorgequollen aus seiner Seele, ohne daß er mit irgend einer Absichtlichkeit ihr die Richtung gab. Gewöhnlich ist es bald in wilden, bald in zärtlichen Lebensstunden, oder auch im wirklichen Handeln, wenn der ganze Mensch wachte, wenn alle seine Fähigkeiten belebt waren, endlich wohl nicht weniger während der Betrachtung wirklicher Gegenstände geschehen, selten aber im einsamen, bewußten Nachsinnen.

Wer möchte es also nicht schön finden, daß während jener Liebe zur unvergleichlichen, reizenden Henriette, welche der vorliegende Band schildert, und in welcher Casanova gewiß auf der höchsten und würdigsten Stufe seines Daseyns gestanden, ihm sich Gedanken erschlossen haben, die, zu wenigen Zeilen zusammengedrängt, dem philosophischen Sinn eine lange, lange Nahrung gewähren, ja zu denen er vielleicht nicht müde werden darf, zurückzukehren.

Wir haben es leider nur zu sehr in der Art,

mit einer gewissen Stumpfheit der Gewöhnung jene Wesen voll unendlichen Lebens zu betrachten, welche die Sprache uns darbietet; ich meine die Worte. Wir vergessen, daß auch sie einst eben sowohl Fleisch und Blut wie eine wahrhafte Seele besaßen, geheimnißvoll, zart und tiefsinnig. Wir pflegen sie für nichts mehr, denn für Chiffern zu nehmen, und behandeln sie viel zu sehr ganz formell. Es geht uns damit wie denjenigen Menschen, welche seit lange gewöhnt sind, gewisse Gegenstände der Natur stets nur in Beziehung auf einen gewissen Gebrauch zu betrachten, und welche sie würdigen, nur nach der Anwendung, welche sie davon zu machen pflegen. Wir gewöhnen uns, an einem Baume, an einem Wasser, an einem Gebirge vorüber zu gehen, wie an irgend einem leblosen Gegenstande. Wird uns ein Bach, wird uns ein Fels, wird uns ein Eichbaum genannt, so sind sie uns oft nicht viel mehr, wie ein anderer sächlicher Gegenstand, ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank. Wir unterscheiden jene zwar von diesen, aber nur wie wir ein Glas von einem Teller u. dgl. unterscheiden, nicht wie ein Wesen voll unendlichen Lebens von jeder an=

dern Sache unterschieden werden sollte. Eben so stumpf nun, wie wir oft an den meisten Gegenständen der Natur vorüber gehen, die, stets dasselbe bleibend, uns täglich etwas Neues werden könnten, weil sie eben unendlich reich und vielfältig sind, grade so machen wir es oft mit den Worten. Sie sind uns zu einem Schattenriß, zu einem bloßen Profil, ja ich möchte sagen, zu einer mit Linien gezogenen Figur geworden. Wir verlernen es, ihnen in die Augen zu sehen und uns tief in dieses Schauen zu versenken. Dennoch wissen wir, dennoch haben wir unendlich oft erfahren, daß wir eines Menschen Augen unmöglich lange betrachten können, ohne mehr oder weniger in das Wesen seiner Seele eingeweiht, ohne mit ihm innig vertraut zu werden. Es ist die tiefere, die mehr denn oberflächliche Kenntniß, welche auf diesem Wege uns zu Theil wird.

Mit den Worten hat es eine fast ähnliche Bewandtniß. Jener schöne Ausspruch über die Dauer aller Freuden der Seele, den Casanova Henrietten in den Mund legt, ein Ausspruch, den ich ihr auch wohl zutraue, gibt mir eine erwünschte Gelegenheit, mich hierüber deutlich zu

machen. Sie setzt den Fall, daß zwei Liebende in einem hohen Alter gleichzeitig sterben, und meint, dann habe der Tod beider Liebe vielmehr gekrönt, denn geendet. Sie setzt hinzu:

La mort pour lors ne l'interrompoit pas; mais elle le finiroit. Nous ne pourrions nous trouver malheureux que supposant la possibilité de notre existence après la fin de la même existence, ce qui me semble impliquant.

Wie selten mag dem vielfältig gebrauchten Wort Ende mit echter Hingebung des Geistes in die Augen geblickt worden seyn? Und mit welcher Wahrheit, mit welchem Scharfsinn hat der köstliche Geist der gefühlvollen Henriette dieses Wort aufgefaßt! Ihr Unterscheiden von Unterbrechung und von Vollendung darf mit dem Größten wetteifern, was menschliche Denkkraft hervorgebracht hat. Sie fühlt die ganze Unbestimmtheit des Wortes Ende seinem gewöhnlichen Sinn und Gebrauch nach. Sie fühlt, daß kein Ausspruch, ja keine Untersuchung über die ihr vorgelegte Frage möglich ist, so lange sich diese Frage um jenes Wort drehet, das tausend

und aber tausend Menschen besinnungslos gebrauchen, ohne jemals sich gesagt zu haben, wie oft es leer und arm sey an einem bestimmten Inhalt. Es schwankt zwischen zwei völlig sich entgegenstehenden Vorstellungen und Begriffen, zwischen Unterbrechung und Vollendung. Was wir Ende nennen, kann zweierlei bedeuten, kann Unterbrechung und kann Vollendung heißen. Unterbrechung ist die Hinderung der Vollendung, jene aber stets bitter, diese stets süß. Wir brauchen also nur die Leiter, welche Henriette hier aufgerichtet hat, weiter hinauf zu steigen, um zur klaren Einsicht darüber zu kommen, was, sowohl in der Vorstellung, als in der Erscheinung, den Tod hier bitter, dort süß macht. Vertiefe man sich einmal recht in das Wort Ende, dem Sinne von Vollendung nach, muß es nicht auch der Denkkraft zeigen, wie diese Vollendung zum Anfang zurückführt? Doch ich darf an diesem Ort wohl nicht weiter eindringen in das weite Feld, welches Henriettens richtiges Unterscheiden der Betrachtung und dem Nachdenken öffnet. Auch meine Bewunderung über die scharfe und tief richtige Dialektik muß ich zurückhalten,

welche Henriette in der Behauptung entfaltet: daß eine Existenz nach dem Schluß der nämlichen Existenz undenkbar sey. Ich frage dreist: ob die Denkkraft mit ihren Mitteln jemals etwas Vollkommeneres über die Fortdauer des Lebens zu Tage gefördert hat, als Henriette mit jenen Worten? Mir scheint, nachdem sie vernommen sind, kann die Reflexion, wenn sie sich in die Frage einmischen will, nun nichts mehr sagen, als daß ein Faden, gleich einer Ader der Existenz, unter vielen andern in uns sey, der, mag mit den übrigen auch, was da wolle, vorgenommen werden, undurchschnitten bleibt, so undurchschnitten, daß durch ihn wir jedesmal zur Vollendung und damit zum Anfang zurückgelangen.

Ich zweifle keineswegs, daß Henriette jene Worte wirklich gesagt hat; und ich habe mehrere Gründe dafür. Sie scheinen auf Casanova einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Er hätte wohl sonst kaum gesagt, daß er mehr Philosophie in der Rede seiner Schönen, wie in Cicero's tusculanischen Fragen gefunden. Dann auch entsprechen sie ganz dem weiblichen Gemüth. Der größte Scharfsinn wird hier von einem noch viel innigern, un=

erschütterlichen Glauben getragen. Man braucht nicht übertrieben scharfsichtig zu seyn, um zu erkennen, wie die Reflexion, zu der Casanova durch die Aeußerung der Geliebten geführt wird, ganz anderer Art ist. Eben so scharfsinnig zwar, aber dem männlichen Geist entsprechend, nimmt sie die strengere Richtung nach der wissenschaftlichen Seite hin. Er sagt folgende Worte, die sich vielleicht dem Merkwürdigsten anreihen, was seit Cartesius in dem Felde der Philosophie an das Licht getreten ist.

Les conditions entre l'homme et l'univers sont égales. On pourroit dire, qu'il n'y a pas de différence d'un à l'autre, puisque si nous rabatons l'univers, il n'y a plus d'homme, et si nous rabatons l'homme, il n'y a plus d'univers; car qui pourra en avoir une idée? Ainsi, si nous faisons abstraction de l'espace, nous ne pouvons plus nous figurer l'existence de la matière, ni faisant abstraction de celle-ci, nous figurer le premier.

Merkwürdig, daß Casanova im Jahre 1750, fünf und zwanzig Jahr alt, in der Unterhaltung

mit einem weiblichen Wesen, dessen Bekanntschaft auf die frivolste Weise sich anknüpft, einen Ausspruch thun muß, in welchem er uns alles vorhersagt, wozu die deutsche Philosophie, ihm völlig unbekannt, gelangen, und wovon sie wieder, ich will nicht sagen, abkommen, vielmehr wo sie hinkommen muß, zu einem jenseitigen Punct nämlich, welchen er andeutet, und dem wir gewiß auch entgegengehen werden.

Er hat gesagt, was entstehen müsse, wenn die abstracte Vorstellung von einem abstracten Raum, wie sie durch Kant und in Kant sich entwickelt hat, zu Stande kommen sollte.

Er hat uns jenen Idealismus angedeutet, der damit anfing, zu behaupten, ohne Ich kein Weltall, und hat uns im voraus gesagt, durch diese Trennung, in welcher zur Begründung des Weltalls das Ich von ihm sich ablöse, würde dasselbe vielmehr zerstört, statt begründet zu werden.

Er hat uns endlich die Folgen davon angedeutet, wenn, wie es wirklich geschehen ist, die andere Seite, die Naturseite, in der Trennung obenan gestellt werden sollte.

Unausgesprochen aber liegt in jenen Worten zugleich Casanova's eigene Meinung. Wir sollen nicht auf jene Weise trennen, nicht also abstrahiren, daß uns aus der Eins Zwei werden muß, daß wir gleichsam das Centrum selbst theilen. Dies ist der Rath, welchen er gibt. Denn jene unnatürliche Unterscheidung von a priori und a posteriori entsteht ja nur vermittelst einer solchen unglückseligen Theilung. Sie schafft diejenige willkürliche Freiheit, deren Ursach einzig und allein die Zerschneidung eines unauflöslichen Bandes, der wahren göttlichen Encheiresis, seyn kann. Fällt durch Abstraction das Eine in zwei gleiche Hälften auseinander, dann wurzeln wir selbst in keiner mehr, wir siedeln nur bald hier, bald dort. Weil wir das Entstehen des Einen aus dem Andern, wie es in der Wirklichkeit war und ist, mittels der Abstraction aufgehoben haben, so gerathen wir in arge Inconsequenz. Die Vorstellung des Schaffenden und Geschaffenen paßt in die hierdurch entstandene neue Ideenwelt nicht ferner; sie hebt solche auf. Aber doch nehmen wir jene Vorstellung damit hinüber, und fragen nun unter Verhältnissen, wo keines aus

dem andern entstanden ist, beständig danach, welches aus den andern entstanden sey. Wir haben, wenn ich ein Beispiel brauchen darf, Folgendes gethan.

Aus dem einen Saatkorn alles Wesens ist der Schößling des Lebens hervorgetreten, und wir haben gesagt: „Schneiden wir ihn auch ab, die Wurzel schlägt doch wieder aus. Also dreist dürfen wir ihn abschneiden, die Wurzel bleibt uns. Es kann uns aber förderlich werden, wenn wir den jungen Trieb abschneiden, ihn wieder in den Boden stecken und erleben, daß er dort bei gehöriger Pflege neuen Wachsthum, sogar eine neue Wurzel erhält." Jenes ist geschehen, dieses ist eingetroffen. Nun stehen die beiden Gewächse da. Der Widerspruch aber, den wir uns zu Schulden kommen lassen, ist folgender. Wir sagen: „Darnach darf nicht gefragt werden, wie von diesen beiden Gewächsen wirklich und geschichtlich das eine aus dem andern geworden. Dieses geht uns nichts an; dieses dürfen wir nicht erforschen; vielmehr müssen wir streng dabei bleiben, daß wir allen Beistand abweisen, den jene Forschung gewähren könnte. Wir müssen uns ledig-

lich darauf beschränken, daß hier zwei Gewächse sich uns darbieten, alle beide sich ganz gleich in jeder ihrer Eigenschaften, in allen ihren Bedingungen, jede aus ihrer eigenen Wurzel hervorgegangen. Nun soll ausgemacht werden, welche dieser beiden ganz unabhängig von einander dastehenden Stauden von der andern abhängig ist, und welche dem Einfluß, welche den Gesetzen der andern sich unterwerfen muß, kurz, welche Staude die a priori, und welche die a posteriori ist. Aber das ist ein Streit um des Kaisers Bart, und die ganz simple Folge wird nun die, daß über den ernsthaften Streit wegen der so wichtig genommenen Urthümlichkeit in der einen oder der andern Staude, beide Stauden diese Urthümlichkeit verloren haben. Also nicht blos um des Kaisers Bart, sondern sogar um des Rauches Schatten wird nun der Streit geführt. Daher wiederholt Casanova beständig: Gebt die Abstraction auf, trachtet nach der ursprünglichen Einheit, nach der wahren Encheiresis alles Lebens. Und der fortlaufende Commentar zu diesem Satz ist sein eigner Lebenslauf. Bewußt und unbewußt steht jenes ihm vor Augen. Die Abstraction gibt

nur abstracte Wahrheit — dies ist das erste Thema, worüber er, fast noch Knabe, eine Abhandlung schreibt, nachdem ihn das erste Liebesabenteuer abzukühlen beginnt, und als die Pause, wodurch dasselbe unterbrochen worden, ihn zur Besinnung zurückführt. Gern möchte der ungewöhnliche Mann im Genuß der Liebe Leib und Seele auf gleich vollkommene Weise befriedigen. Aber fast jedesmal, wenn das ihm einigermaßen gelungen, und wenn dann wieder das irdische Theil Ueberhand gewinnt, stürzt er in tiefes Unglück. Sogar sein cabbalistisches Treiben hat nicht blos den Zweck des Gelderwerbes, wie man nach den Memoiren wohl schließen möchte. Die Handschrift, deren ich vorher gedacht, beweiset das Gegentheil. In seiner Ansicht von der Chemie macht er dieser das falsche Scheiden zum Vorwurf. Die echte Physik, meint er, soll sich dahin richten, das unsichtbare Band in allen Wesen zu entdecken, und er gibt eine Erklärung von der Cabbala, die nothwendig an Encheiresis erinnern muß. Er sagt, das arabische Wort Kab-ala bedeute Geheimniß Gottes, und in allen Dingen, in allen Elementen wohnten auch zugleich Gei-

ster. Kurz, es wiederholt sich meine erste Behauptung über Casanova. Er sieht überall etwas aus einander weichen, das in einander bleiben sollte. Begabt mit einem Sinn, der fähig ist, beide Seiten in gleicher Kraft zu umfassen, ist er zu schwach, die wahre Vereinigung in sich dauernd zu Stande zu bringen. Es gelingt ihm auf wenige glückliche Momente; aber bald wieder fällt er auf trübselige Weise der einen Seite anheim, und so gibt er ein warnendes Bild vom Leben.

Dadurch erscheint er denn gleich sehr widerspruchsvoll in sich und mit sich, wie Widersprüche vereinigend. Eine der mancherlei Weisen, in denen er das an den Tag legt, ist die Art, wie er speculatives Talent mit praktischem Sinn und mit praktischer Virtuosität verbindet. Nicht nur reflectirt er sehr häufig über sich, sondern auch, wenn er irgend ein Unternehmen verfolgt, ist sein Instinct sicher leitend. Er sieht sein Ziel klar und fest vor Augen, und er berechnet nicht nur in Beziehung auf den Zweck richtig, sondern er reflectirt selbst aus reiner Liebe zur Contemplation und Selbstbeobachtung eben so richtig. Endlich bringt er auch alle diese trefflichen Eigen-

schaften dann in Anwendung, wenn er seine Beobachtung auf die Zustände und Ereignisse der Zeit richtet. Also, er hat auch einen klaren, richtigen und schnell fassenden politischen Verstand.

Diesen beweisen seine Betrachtungen über die Revolution in Frankreich und beweisen jene Worte, die er Ludwig dem sechzehnten in den Mund legt, um uns die Lage der Sache und den Mißverstand recht anschaulich zu machen, welcher aus dem Beginnen der Revolutionaire und aus den Richtungen des Zeitgeistes seinen höchst klaren Blicken entgegenleuchtete. Die ganze Rede ist bewundernswürdig. Aber wie treffen den Punct, den niemand hat finden können, ja den man noch jetzt nicht überall zu finden vermag, oder zu finden Willens ist, folgende Worte, die Casanova den unglücklichen König sprechen läßt? —

Je pourrois encore vous dire, que ce qui m'intéresse est la richesse du royaume, si j'étois charlatan; mais je m'en soucie pas, c'est à vous à y penser, cela ne regarde que vous, puisque le royaume ne m'appartient plus. Je ne suis, grace à Dieu, plus roi de

France; mais je le suis, comme vous dites fort bien, des François.

Worte, wie diese, fährt Casanova fort, stellen den Streitpunct so unvergleichlich hin, daß man sich gedrungen fühlt, sie zu benutzen, um einen Aufschluß über etwas zu geben, das noch immer im Dunkel zu schweben scheint.

Man muß nämlich am Ende denn doch wohl zugeben, daß Bedrängnisse, welche in allen Ländern drückten, einen sehr wesentlichen und wohl nicht ganz ungerechten Antheil an allgemeinen Unzufriedenheiten hatten, die leider hier oder da am Ende wohl ausbrechen mußten, wenn das Maaß des Druckes voll war. Solcher Druck kann ohne alle Schuld der Regenten sich im Lauf der Dinge durch Verschiebung mancher Verhältnisse bilden. Es können Organe im Staatsleben nicht so mehr fungiren, als sie zu fungiren berufen und bestimmt waren. Dem Gange der Staatsmaschinen hat überall von Zeit zu Zeit nachgeholfen werden müssen. Die älteren Verfassungen sogar waren mehrentheils so, wie wir sie finden, eingerichtet, eben um möglichst zweckmäßig nachzuhelfen.

Aus allen diesen Betrachtungen dürften dann Rathgeber der Regenten in solchen Verhältnissen, wie mit den Revolutionen sie sich bilden, keinen Tadel verdienen, wenn sie ihre Herrscher dahin bewegen, den begründeten Bedürfnissen entgegen zu kommen. Es kann auch oft noch mehr geschehen dürfen. Es ist oft räthlich, einer stürmischen Menge, einem aufgeregten Volk möglichste Neigung zu bezeigen, seinen Wünschen entgegen zu treten. Dadurch kann die Besorgniß eines weiter um sich greifenden Umsturzes sehr vermindert werden. Es ist den Machthabern möglich, hierin zuweilen weit zu gehen. Doch begehen sie dadurch noch nichts, was ihnen den Vorwurf zuziehet, daß sie selbst revolutioniren, ein Vorwurf, dem sie sich freilich nicht blosstellen dürfen; denn nichts zeigt sich bedenklicher in den Folgen.

So ist es denn nicht immer zu verwerfen, wenn unter gewissen Bedingungen und Verhältnissen Minister ihren Herren rathen, dem Volkswillen in diesem oder jenem Stücke sich bis zu einem gewissen Puncte zu fügen, auch sogar ihm entgegenzukommen. Aber eine um so heiligere Verpflichtung anderer Art wird ein solcher Mini-

ster nun stets behalten. Je mehr er den Regenten auf der einen Seite dem Volkswillen weichen läßt, um so mehr muß er jenen auf der andern Seite in sich selbst bekräftigen. Das heißt mit andern Worten: er muß es zu seinem wesentlichsten Augenmerk machen, dem Regenten den Besitz seiner eigenen Habe in der Domainen- und Territorialverfassung zu erhalten. Er muß Gut und Blut daran setzen, daß der Zustand, welchen dieser Besitz seinem Herrn gibt, sich nicht in denjenigen verwandle, durch welchen der Fürst zum ersten Mann in der Nation gemacht, und der Begriff von Domaine in den von Nationalgut hinübergespielt wird.

Denn der Regent bleibt noch im Wesentlichen, was er war, so lange er seine Domainen besitzt. Er kann sogar, je mehr ihm dieser Besitz Sicherheit und Dauer gewährt, in andern Puncten dem Volkswillen nachgeben. Endlich, er thut es auch bei diesem Verhältniß in einer edeln und würdigen Weise. Alles, was der Regent gibt, wird ein freies Geschenk. Diese Art des Gebens erhält ihm nicht nur die Achtung und das Ansehen, es vermehrt sogar beide. Der Regent ist

und bleibt nun ein ungezwungener Geber. Er bleibt ein Reicher, der spendet. Und wer mit Sicherheit diese Rolle behaupten kann, dem wird Ehrerbietung, Dankbarkeit und Gehorsam nicht entzogen.

Aber was ist ein Regent, dem alles genommen worden? — Was ein Regent, der von jenen Massen, welche gegen ihn anstürmen, sein Einkommen zu beziehen hat? — Mögen sie dasselbe verdoppeln und verdreifachen; in einem Lande, dessen Hauptquelle nicht der Handel ausmacht, wenn es mit Gährungen kämpft, ist der Fürst ein Verarmter, wirklich ein Eigenthumsloser und in der tiefsten Abhängigkeit derjenigen, denen er noch großmüthig entgegentreten soll, nachdem ihm das eigene Vermögen verkümmert ward. Das Wort Majestät verliert nun seine Kraft, und die bewegten Massen fühlen sehr deutlich, daß der Regent ihnen nichts mehr geben kann, weil er alles von ihnen selbst empfängt.

Nur der Herrscher im vollen Besitz aller seiner Domainen, und mögen sie sogar verschuldet seyn, kann sich seinem Volk als Vater und Wohlthäter zeigen. Er kann es thun, ohne blos eine Maske vorzunehmen, eine Rolle zu spielen, über welche die Zuschauer im Geheimen doch lächeln. Nur solch ein

Fürst kann Gnade und Gewährungen der Nation leisten. Nur er kann beglücken und segnen. Nur er kann endlich mit wahrhaft wirksamer Kraft, gerade durch Bewilligungen, durch wohlwollendes Eingehen in allgemeine Wünsche, die schädlichen Folgen verderblicher Richtungen lindern, wo nicht gar sie abwenden, wenn es Noth thut; und immer zeigt er sich königlich.

Aber mit jeder Domaine, der ein Landesherr sich begibt, büßt er einen Theil dieses glücklichen Zustandes ein, um nach und nach einer unfehlbaren Nichtigkeit entgegen zu gehen. Daher habe ich nie die Minister begreifen, selten ihnen trauen können, wenn ich sie nicht mit allen Aufopferungen, die ein Mensch nur zu bringen vermag, sich jeder Domainenveräußerung widersetzen sah. Ein redlicher Staatsdiener sollte eher alles dulden, als auch nur in Nebendingen solchem Unterfangen die Hand bieten. Selbst wenn er nicht blos dem Regenten verpflichtet, wenn er auch, nach den neuern Ansichten, der Nation verantwortlich wäre, müßte er so verfahren. Denn es ist keineswegs blos die Würde, die er seinem Regenten raubt, nicht nur die Kraft des Bestehens, die er dessen Stamm entzieht, wor-

auf es hier ankömmt. Das Volk selbst untergräbt er, wenn er es ganz um denjenigen Mann bringt, der in Zeiten betäubender Unruhen, weil er durch sein Grundeigenthum gesichert steht, parteilos und besonnen dem Sturm zuschauen, sogar ihm nachgeben kann, ohne daß er für sich selbst zu fürchten braucht.

Daher hätten Regenten, die mit ständischer Zuziehung jene frühern Grundgesetze aufhoben, welche alle Domainenveräußerung unmöglich machten, nichts Dringenderes zu thun, als diesen letzteren Act baldigst wieder zu annulliren und dasjenige Grundgesetz zu restituiren, das ihnen gerathen worden, aufzuheben.

So weit Casanova.

Bewundern mußte ich es aber, daß dieser Mann, der vieles richtig wußte, auch dies so richtig eingesehen hat, und ich war veranlaßt, gerade dieses herauszuheben, um zu zeigen, welche philosophische Speculationsgabe der lebenslustige Venetianer mit praktisch-politischer Einsicht verband.

Erstes Capitel.

Kleine Fatalitäten nöthigen mich Venedig zu verlassen. — Abenteuer in Mailand und Mantua. —

Am zweiten Ostertage besuchte uns Carl in Gesellschaft seiner in ihrem ganzen Wesen verwandelten Frau. Kleidung und Auffatz hatten sich völlig umgestaltet. In Mann und Frau drückte sich die allervollkommenste Befriedigung aus. Ich mußte Carls liebreiche Vorwürfe über mein Ausbleiben entkräften und besuchte ihn deshalb am folgenden Tage mit Dandolo, nachdem ich zuvor zu meiner wahren Freude vernommen, daß Christine der Abgott seiner Tante geworden, und daß seine Schwester sie auf das innigste liebte, um so mehr als sie, sanft wie ein Lamm, sich dem leisesten Wunsche fügte, den jene sie nur errathen ließ. Ihr bäuerisches Ge-

plauder fing sie bereits an gänzlich abzulegen. Den St. Marcus-Tag brachten wir mit ihr in dem Zimmer ihrer Tante zu, weil ihr Gemahl abwesend war. Das Gespräch hüpfte von einem Gegenstand zum andern über, und die Tante, indem sie Christinens Fortschritte im Schreiben lobpries, bat die Nichte, mir ihr Schreibebuch zu zeigen. Sie ging, es zu holen, und ich begleitete sie. Nun gestand sie mir ihr Glück, und wie sie mit jedem Tage neue Vollkommenheiten in ihrem Gatten entdecke, welche diesen in ihren Augen zum Engel machten. Er hatte ihr, ohne ein Fünkchen von Eifersucht oder Mißbehagen an den Tag zu legen, anvertraut, wie es ihm nicht unbekannt geblieben, daß sie zwei Tage lang ganz allein mit mir verlebt habe; aber er verlache jene Schlechtdenkenden, die ihm das in der unwürdigen Absicht hinterbracht, seinen Frieden zu stören.

Fast alle menschliche Tugenden vereinigten sich in Carl, und er gab mir im sechs und zwanzigsten Jahre nach seiner Verheirathung einen seltenen Beweis von Freundschaft dadurch, daß er mir seinen Geldbeutel öffnete. Sein Haus be-

suchte ich niemals, und er hat es mir gedankt. Er starb einige Monate vor meiner letzten Abreise von Venedig und hinterließ seine Frau mit drei hoffnungsvollen und gut versorgten Söhnen, die vielleicht noch leben, im besten Wohlstande.

Während der Messe des heiligen Antonius zu Padua im Juni schloß ich eine enge Freundschaft mit einem Jünglinge von meinem Alter, der unter dem Professor Succi Mathematik studirte. Er hieß Tognolo und verwandelte diesen seinen Familiennamen in den Namen Fabris. Es ist derselbe Graf Fabris, der in Transsylvanien als General-Lieutenant des Kaisers Joseph starb. Gewiß wäre dieser Mann, der sein Glück seinen Geistesgaben zu verdanken hatte, in der Dunkelheit verstorben, wenn er den alten Namen Tognolo, der ohne Zweifel bäuerlichen Ursprungs ist, beibehalten hätte. Er war von Uderzo, einem Dorfe im venezianischen Friaul, gebürtig. Nachdem sein Bruder, ein unterrichteter Geistlicher, der das Spiel liebte, ihm in der Namensveränderung vorangegangen war, mußte er, um diesen nicht bloszustellen und zum Lügner zu machen, sich ihm anschlie-

ßen. Mit dem neuen Namen erwarb er bald den Grafentitel durch ein Lehn, welches er vom Rath zu Venedig kaufte. Als Graf war er nicht mehr Bauer, als Fabris nicht mehr Tognolo, ein Name, der ihm hinderlich seyn mußte, denn er konnte nicht genannt werden, ohne an seine Geburt zu erinnern, und das Sprüchwort, welches sagt, „der Bauer bleibt Bauer", beruht auf richtiger Erfahrung. Ein gewisser Verstand, ein gewisses Gefühl, ein gewisses Benehmen und ein gewisser herrischer Sinn scheinen dem Bauer einmal nicht eigen zu seyn. Indeß ließ der neue Graf jedermann seinen frühern Stand vergessen, ohne ihn damit selbst zu vergessen oder zu verleugnen. Er mußte sich dessen vielmehr erinnern, um ihn in sein neues Benehmen nicht hinüberzutragen. Sein Bruder der Abbé, machte ihm einen doppelten Vorschlag und hatte tausend Zechinen bereit, um ihn den einen oder den andern wählen zu lassen, nämlich sich dem Mars oder der Minerva zu widmen. Es sollte ihm nämlich entweder eine Compagnie unter den kaiserlichen Truppen, oder ein Lehrstuhl in Padua gekauft werden, und er studirte einstweilen Mathematik.

Denn er trachtete nach Kenntniß, welchen Stand er auch wählen mochte, und entschied sich für den Kriegsdienst, wie Achill, der den Ruhm einem langen Leben vorzog. Jenen hat er wirklich mit dem letztern erkauft. Er starb auf dem Bette der Ehre; aber er lebte vielleicht noch, wenn ihn nicht ein ansteckendes Fieber in dem Lande ergriffen hätte, wohin er von seinem Landesherrn gesandt worden.

Man würde über das ausgezeichnete Wesen, die Gefühlsweise, die Einsichten und die Tugenden von Fabris gelacht haben, wenn er sich Tognolo zu nennen fortgefahren hätte. Das thut in dieser närrischsten aller Welten ein Name, und darum muß man ihn, wenn er übelklingt, mit einem andern vertauschen, sobald man eine Laufbahn wählt, die der Kunst und Wissenschaft angehört. Das Recht dazu läßt sich keinem absprechen, sobald nur der gewählte Name keinem andern gehört. Das Alphabet ist der ganzen Welt gegeben, und jeder hat ein Recht, es zu benutzen, um sich einen Namen daraus zu bilden. Voltaire wäre nie mit dem Namen Arouet in den Tempel der Un-

sterblichkeit eingegangen. Man hätte ihm die Thüre vor der Nase zugeworfen. Wenn ihn sein Name stets an Roué erinnert hätte, wer weiß, ob er es nicht geworden wäre? Unmöglich konnte d'Alembert unter dem Namen Le rond zur Celebrität gelangen, und Metastasio hätte als Trapasso nie geglänzt. Melanchthon durfte als Schwarzerde niemals von der Eucharistie sprechen, und über Beauharnois würde man gelacht haben, wenn er den Namen Beauvit beibehielt, wenn schon der Stammvater seiner alten Familie ihm sein Glück verdankte. Die Bourbaux wollten Bourbon heißen, und die Caraglio würden gewiß einen andern Namen annehmen, wenn sie nach Portugal gehen sollten. Den König Poniatowski bedauere ich, daß er mit seiner Thronentsagung den Namen August aufgab, den er mit der Krone angenommen. Die Coleoni von Bergamo allein wären bei dem Namenswechsel in Verlegenheit gerathen, weil sie das Sinnbild der Zeugung im Wappen ihres alten Geschlechts trugen, und mit dem Namen das Wappen zur Verkümmerung des Ruhmes ihres Helden Bartolomeo hätten aufgeben müssen.

Gegen Ende des Herbstes machte mich Fabris mit einer Familie bekannt, die Herz und Geist befriedigen mußte. Sie wohnte bei Zero auf dem Lande. Man spielte, unterhielt Liebschaften und mystificirte. Das Letztere ging oft etwas weit, und der Heroismus bestand darin, daß man lachen mußte, ohne sich jemals beleidigt zu fühlen. Man mußte Scherz verstehen, oder ward für dumm gehalten. Bald brachen Betten ein, bald erschienen Todte wieder, oder einer Schönen wurden Dragée's beigebracht, die bald Diarrheen, bald unbezwingliche Wunden zur Folge hatten. Darüber mußte dann der Leidende lachen. Ich war tapfer, trotz einem, im Handeln und Dulden, bis mir ein Streich gespielt ward, der mich zur wüthendsten Rache trieb.

Wir besuchten oft einen eine halbe Meile entlegenen Pachthof, und man konnte über einen Graben auf einem Balken gehen, der die Stelle der Brücke vertrat. Gewöhnlich wählte ich diesen kürzern Weg, trotz der Furchtsamkeit der Damen, und ging voran, ihnen Muth zu machen, daß sie mir folgten. So gehe ich eines Tages wieder voran, und kaum bin ich zur Hälfte des Bal=

kens, so gibt das Holz nach und stürzt mit mir in den Graben, der zwar nicht mit Wasser, aber mit abscheulichem, sehr übelriechendem Schlamm angefüllt war. So bis an den Hals einbalsamirt, mußte ich einstimmen in das allgemeine Gelächter. Aber es währte nur einen Augenblick, denn es war ein abscheulicher Streich, und die ganze Gesellschaft erkannte ihn dafür an. Bauern mußten herbeigerufen werden, um mich herauszuziehen, der ich den kläglichsten Anblick gab. Ein goldgesticktes Sommerkleid, Manschetten und Jabot von Spitzen, seidne Strümpfe, alles war verdorben. Aber das that nichts. Ich lachte, obwohl ich mich bis auf das Blut rächen wollte, denn der Streich verdiente das. Um den Anstifter kennen zu lernen, mußte ich mich ruhig verhalten. Der eingestürzte Balken war augenscheinlich eingesägt worden. Man führte mich nach Hause und lieh mir Kleider und Wäsche; denn beides fehlte mir, weil ich mich nur zum Aufenthalt von vier und zwanzig Stunden eingerichtet hatte.

Am folgenden Morgen reise ich ab, und der Abend findet mich wieder in der liebenswürdigen

Gesellschaft. Fabris nahm die Sache auf, wie ich selbst, und erklärte mir, daß der Urheber dieser Mystification sich durchaus nicht entdecken lasse. Aber ein Ducaten den ich einer Bäuerin versprach, wenn sie mir den ausmitteln wollte, welcher den Balken durchgesägt, brachte alles in Ordnung. Es war ein junger Mensch gewesen, dem ich durch einen zweiten Ducaten die Zunge lösete. Meine Drohungen, mehr noch wie meine Ducaten vermochten ihn, mir zu entdecken, daß er auf Befehl eines Herrn Demetrio seine That verübt. Dieser war ein griechischer Kaufmann, der mit Spezereien handelte, fünf und vierzig bis funfzig Jahr alt, übrigens wohlwollend und liebenswürdig, dem ich nie einen andern Streich gespielt hatte, als daß ich ihm die Kammerjungfer der Madame K., in die er verliebt war, wegkaperte.

Nie in meinem Leben habe ich mein Gehirn mehr angestrengt, wie bei dieser Veranlassung, um dem verwünschten Griechen einen Streich zu spielen. Er mußte dem seinen an Erfindung und Widerwärtigkeit gleich kommen, wenn nicht ihn übertreffen. Je mehr ich nachdachte, um so mehr

ging mir die Erfindung aus. Schon war ich der Verzweiflung nahe, als ich einen Todten beerdigen sah. Was ich während der Betrachtung des Leichnams ersann und ausführte, ist Folgendes.

Um Mitternacht gehe ich mit meinem Jagdmesser allein nach dem Kirchhofe, erspähe den todten Körper und schneide ihm, nicht ohne große Mühe, den Arm oben an der Schulter ab. Dann verscharre ich den Leichnam und gehe mit dem Arm des Todten nach meinem Zimmer. Indem ich nun am folgenden Tage den Tisch verlasse, an welchem ich mit der übrigen Gesellschaft zu Abend gespeist, schleiche ich mit dem Arm unter das Bette meines Griechen. Nach einer Viertelstunde tritt er in das Zimmer ein, entkleidet sich, löscht das Licht aus und legt sich nieder. Kaum darf ich glauben, daß er eingeschlafen sey, so ziehe ich die Bettdecke von ihm leise so weit hinweg, daß er bis an die Hüften von ihr entblößt daliegt. Ich höre ihn lachen und mir sagen: wer Ihr auch seyd, macht, daß Ihr fort kommt! Denn ich glaube nicht an die Todten, welche wiederkom-

men. Mit diesen Worten zieht er sich die Bettdecke wieder herauf und versucht abermals einzuschlafen. Nach etwa sechs Minuten wiederholen wir, ich meine Operation und er seine Worte. Aber indem er an der Bettdecke ziehet, lasse ich ihn den Widerstand empfinden, und nun streckt er die Arme aus, um die Hand zu fassen, welche an seinem Bett zerrte. Statt nun meine Hand zu ergreifen, lasse ich ihn die des Todten fassen und halte dabei den Arm aus aller Gewalt. Mit gleicher Anstrengung zieht der Grieche die Hand nach sich, die von ihm ergriffen worden. Denn er hofft auch der Person, der sie angehört, habhaft zu werden. Doch in demselben Augenblick lasse ich die Hand los, und auch nicht ein Wort mehr entweicht dem Munde des Kaufmanns. Da mein Stück ausgespielt war, so gehe ich in mein Zimmer zurück, mich zu Bette zu legen, überzeugt, ich werde meinem Gegner nur Furcht eingejagt haben, und weiter nichts.

Aber am Morgen weckt mich ein Lärm von Gehen und Kommen, dessen Anlaß ich nicht begreifen kann. Ich stehe auf, mich zu unterrichten,

und die Dame vom Hause selbst sagt mir, ich wäre zu weit gegangen. Was ist geschehen? — frage ich. Herr Demetrio ist todt; erhalte ich zur Antwort, und versetze weiter: habe ich ihn denn umgebracht?

Sie geht, ohne mir zu antworten. Ich ziehe mich an, ziemlich erschreckt. Aber fest entschlossen, den Unwissenden zu spielen, trete ich in das Zimmer des Griechen ein. Hier ist das gesammte Haus versammelt, auch der Erzpriester, der sich mit dem Pedell streitet, weil dieser den Arm, den ich dort sehe, nicht zum zweiten Male begraben will. Alle blicken mich mit Abscheu an und verhöhnen mich, indem ich behaupte, die Sache sey mir durchaus unbekannt, und ich begreife nicht, wie man einen so verwegenen Verdacht gegen mich fassen könne. „Sie haben es gethan! Das konnten nur Sie wagen! Das steht Ihnen völlig ähnlich!" Dies war alles, was mir einstimmig zugerufen ward. Der Erzpriester behauptete, ich hätte ein großes Verbrechen begangen, und er müsse sogleich eine Verhandlung darüber aufnehmen. Das bleib, ihm überlassen,

ich habe mich nicht zu fürchten, antworte ich und gehe fort.

Bei Tische sagte man mir, dem Griechen sey zur Ader gelassen worden, er habe die Augen wieder aufgeschlagen, aber nicht gesprochen, und seine Glieder seyen noch starr. Am folgenden Morgen redete er wieder, und als ich wegreiste, war er noch gelähmt und in einem gewissen Blödsinn, den er auch den Rest seines Lebens über nicht verloren hat. Der Geistliche ließ am nämlichen Tage den Arm wieder eingraben, nahm eine Verhandlung auf und übergab der bischöflichen Canzelei zu Treviso die Anzeige von dem ganzen Vorfall.

Der Vorwürfe satt, die ich hören mußte, kehrte ich nach Venedig zurück, und als ich etwa vierzehn Tage darauf mit Anfang des Jahres 1747 eine Vorladung wegen Kirchenentweihung erhielt, wandte ich mich an Barbaro, um Nachfrage zu halten; denn ich hatte mit einer gefährlichen Behörde zu thun. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich glaubte, annehmen zu müssen, daß man gegen mich verfuhr, als sey es ausgemacht und erwiesen, ich habe

den Arm des Todten abgeschnitten. Dies erschien mir als etwas, das dem Gericht noch zweifelhaft seyn mußte. Aber der Grund zu meiner Vorladung war überhaupt ein ganz anderer. Eine Gelegenheitsmacherin hatte mich wegen eines Anfalls auf die Tugend eines Mädchens verklagt; ein Handel, bei dem es darauf abgesehen war, den Angeschuldigten in Unkosten zu setzen. Trocken und mit Erwähnung jedes Umstandes, schrieb ich den Vorgang buchstäblich, wie er sich zugetragen hatte, in meiner Vertheidigung, die ich durch Barbaro übergeben ließ, hin, jede Mißhandlung ableugnend, weil ich darauf provociren konnte, daß das Mädchen noch unberührt geblieben. Aber das half nichts. Der Magistrat nahm an, die Klägerin könne nicht mehr Mädchen seyn, und die Mutter leugnete die Geschenke ab, die ich gemacht. Ich sollte mich stellen und stellte mich nicht, als die persönliche Verhaftung wegen der Ausgrabung einer Leiche von demselben Magistrate decretirt ward. Wäre diese letztere Sache vor den Rath der Zehen gekommen, so konnte mich vielleicht ein Gerichtshof vom andern erlösen. Unglücklicher-

weise hatte man das zweite Vergehen, das in einer bloßen Lächerlichkeit bestand, zur Hauptsache gemacht, und ich mußte fürchten, binnen vier und zwanzig Stunden festgesetzt zu werden. Bei der Gelegenheit sagte mir Bragadio, ich solle dem Sturme aus dem Wege gehen, und ich schnürte mein Bündel. Niemals war mir die Trennung von Venedig schmerzlicher gewesen. Denn drei bis vier meinem Herzen theure Verbindungen mußte ich aufgeben, und im Spiel war ich damals glücklich. Meine Freunde gaben mir den Trost, daß in Jahresfrist meine beiden Händel unterdrückt seyn würden. In Venedig kömmt alles wieder in sein Geleise, sobald das Publicum die Sache aus dem Gedächtniß verloren hat.

Mein Koffer war gepackt, und mit dem Anbruch der Nacht ging ich davon. Zuerst übernachtete ich in Vienne, dann zu Mailand im Gasthofe zum Brunnen. Ich war reichlich mit Kleidern und Kostbarkeiten versehen, hatte gute Empfehlungsschreiben und vier hundert Ducaten in der Tasche. So versehen und noch im glücklichen Alter von drei und zwanzig Jahren, befand

ich mich damals, zu Anfang des Jahres 1748, unvergleichlich wohl in der großen mir noch ganz neuen Stadt.

Kaum habe ich zu Mittag gespeist, so gehe ich allein aus, erst nach einem Kaffeehause, dann nach der Oper. Unbemerkt habe ich bereits Mailands erste Schönheiten betrachtet, als ich zu meiner Freude Marine in einem grotesken Tanz auftreten und, wie sie es verdiente, allgemein beklatscht sehe. Sie war größer geworden, ausgewachsen und so hübsch, wie ein Mädchen von siebzehn Jahren nur seyn konnte. Ich wollte, wenn sie keine Verbindung hatte, wieder mit ihr anknüpfen. Nach der Oper ließ ich mich hinführen, wo sie wohnte. Marine wollte sich eben mit einem Gesellschafter zu Tisch setzen, als ich eintrat; und augenblicklich wirft sie die Serviette weg, stürzt in meine Arme und überschüttet mich mit einem Regen von Küssen, den ich erwiedere, weil ich ihren Gast als völlig gleichgültig betrachte. Der Bediente aber legt sogleich, und ohne daß ich einen Befehl höre, ein drittes Couvert auf. Das Mädchen ladet mich ein, mich zu ihr zu setzen, und ehe ich es thue, frage ich,

wer der Anwesende sey. Wäre er höflicher gewesen, so hätte ich Marine gebeten, mich vorzustellen. Aber da er nicht aufgestanden war, mußte ich, ehe ich mich setzte, fragen, wer er sey.

Es ist der Graf Celi, ein Römer und mein Freund, sagte Marine. Darauf wende ich mich zu ihm, und bitte ihn, unsere Ergüsse zu entschuldigen, denn Marine sey meine Tochter.

Sie gehört zu denen, die zu haben sind, versetzt er.

Das ist wahr, sagte Marine. Du kannst es ihm glauben, denn er schafft mir die Gelegenheit. —

Bei diesen Worten schleudert der brutale Mensch das Messer nach dem Mädchen, das durch die Flucht sich retten will, und rennt ihr nach. Aber ich halte ihn auf, indem ich ihm die Spitze des Degens auf die Brust setze, und sage Marine, sie solle mir leuchten lassen. Darauf wirft sie sich den Mantel um und faßt meinen Arm, ich nehme den ihrigen und führe sie nach der Treppe. Der angebliche Graf fordert mich auf, am nächsten Morgen im Casino dei pomi mich einzufinden, um zu vernehmen, was er mir zu

sagen habe. Ich verspreche, um vier Uhr Nachmittags zu erscheinen, und führe Marine nach meinem Gasthof, wo ich ein Zimmer für sie neben den meinem fordre und für zwei Personen zu essen bestelle.

Während der Mahlzeit fragt mich Marine, weil sie mich nachdenkend sieht, ob ich unwillig sey, daß sie sich zu mir vor dem rohen Menschen geflüchtet habe. Ich versichere, sehr zufrieden damit zu seyn, und bitte sie, mich ausführlich über ihn zu belehren. Es ist ein Spieler von Profession, der sich Graf Celi nennt, sagt sie mir. Ich lernte ihn hier kennen. Er kam mir entgegen, lud mich ein, spielte, und nachdem er einem Engländer, den er auf meine Gesellschaft zu sich gebeten, das Geld abgenommen, gab er mir am folgenden Tage funfzig Guineen, indem er behauptete, daß er mich an der Bank habe Theil nehmen lassen. Kaum war er mein Liebhaber geworden, als er mir Gefälligkeiten gegen alle die anmuthete, die er ausplündern wollte, und eine Wohnung mit mir bezog. Meine Art, Dich zu empfangen, hat ihn ohne Zweifel verdrossen. Deßhalb gab er mir den feinen Ehren=

titel. Das Uebrige weißt Du. Nun bin ich hier und gedenke auch hier zu bleiben, bis ich nach Mantua reise, wo ich als erste Sängerin engagirt worden bin. Meinem Bedienten habe ich befohlen, mir alles herzuschaffen, was ich für die Nacht brauche, morgen aber mir meine übrigen Sachen herzubringen. Jenen Gauner will ich nicht wieder sehen, sondern ganz die Deine seyn, wenn Du es willst. In Corfu hattest Du eine Liebschaft. Das wird hoffentlich hier nicht der Fall seyn. Darum sage mir nur, ob Du mich noch liebst.

Ich liebe, ja ich bete Dich an, beste Marine, und ich hoffe, wir gehen zusammen nach Mantua. Aber dann mußt Du auch mir, und weiter Keinem angehören. —

Das will ich, theuerster Freund, und Du wirst mein Glück machen. Ich habe drei hundert Zechinen, und die will ich Dir morgen einhändigen. Ich verlange nichts weiter dafür, als den Besitz Deines Herzens. —

Ich bedarf jetzt kein Geld. Ich verlange nur, daß Du mich liebst, und morgen Abend werden wir ruhiger seyn. —

Du glaubst wohl morgen ein Duell zu haben? — Das brauchst Du nicht zu besorgen. Celi ist der feigste aller Menschen. Ich kenne ihn. Zwar begreife ich wohl, daß Du Dich einfinden mußt, aber Du wirst Dich angeführt sehen, und das ist desto besser.

Sie erzählte mir darauf, daß sie sich mit ihrem Bruder Petronio veruneinigt habe, daß Cecilie in Genua sey, und daß Bellino Therese sich noch immer in Neapel aufhalte, wo sie auf Kosten des Herzogs sich bereichere. Ich allein bin unglücklich, sagte sie.

Wie so, unglücklich? Du bist schön geworden und eine unvergleichliche Tänzerin. Gehe sparsamer mit Deinen Gunstbezeugungen um, und Du wirst den Sterblichen schon auch finden, der Dein Glück macht. —

Mit meiner Gunst zu geitzen ist nicht so leicht. Wenn ich einmal liebe, so gehöre ich auch meinem Geliebten ganz; und wenn ich nicht liebe, so gewähre ich auch keine Gunst. Der Engländer, durch den ich die funfzig Guineen erwarb, kömmt nicht wieder. Dich hätte ich gern zum Geliebten. —

Beste Marine, ich bin nicht reich, und meine Ehre —

Schweige, denn ich verstehe alles. —

Du solltest statt des Bedienten eine Kammerfrau halten. —

Freilich. Ich würde die Gebieterin besser spielen können. Aber der alte Teufel bedient mich gut. Er ist die Treue selbst. —

Auch wohl Gelegenheitsmacher? —

Ja, aber nur unter meinem Befehl. Glaube mir, er ist einzig. —

Ich brachte mit dieser Marine die übrige Zeit sehr angenehm zu, und am folgenden Tage langte ihre sämmtliche Equipage an. Nach einem frohen Mittagsessen überließ ich sie ihrer Theatertoilette, und um drei Uhr ließ ich mich, versehen mit allem, was ich an Kostbarkeiten besaß, zum Caffeehaus dei pomi durch einen Fiacre fahren, den ich augenblicklich zurücksandte. Ich war überzeugt, daß ich den Schelm, den ich dort erwartete, auf irgend eine Weise entwaffnen würde. Daß ich eine Thorheit beging und einem so verrufenen Menschen ohne Gefahr das Wort brechen dürfe, sah ich wohl ein.

Aber ich wollte nun einmal ein Duell, und dies schien mir gut eingeleitet, weil alles für mich sprach: Ich besuche eine Tänzerin; ein Unverschämter, der sich für einen Mann von Stande ausgibt, beschimpft sie in meiner Gegenwart, will ihr sodann ans Leben, und ich entreiße ihm sie, und er duldet es, aber bescheidet mich an einen dritten Ort, und ich nehme es an. Wenn ich ausblieb, mußte mir Feigheit zur Last gelegt werden, und jener konnte mich vor aller Welt verunglimpfen.

Vier Stunden lang warte ich auf dem Caffeehause und bringe diese Zeit im Gespräch mit einem Franzosen zu, dessen Unterhaltung mir gefiel. Ich eröffnete ihm, daß bei der Ankunft einer gewissen Person es meine Ehre erforderte, daß ich allein angetroffen würde, und bat ihn, auf diesen Fall mich zu verlassen. Nach einer Viertelstunde naht mein Mann in Gesellschaft eines Begleiters, und nun bitte ich den Franzosen, ebenfalls zu bleiben.

Beide treten ein; der Gefährte meines Gegners trägt einen Degen von wenigstens vierzig Zoll an der Seite und hat ganz das Aussehen

eines Raufers. Ich stehe auf und sage dem angeblichen Grafen ganz trocken: Sie wollten allein kommen. —

Dieser Freund wird hier nicht zu viel seyn, da ich nur gekommen bin, mit Ihnen zu sprechen. —

Hätte ich das gewußt, so würde ich mich schwerlich bemüht haben. Aber lassen Sie uns kein Aufsehn machen, sondern uns sprechen, wo niemand uns sieht! Folgen Sie mir! —

Darauf gehe ich, begleitet von dem Franzosen, der, mit der Gelegenheit bekannt, mich an einen Ort führt, wo wir allein sind, und hier warten wir auf die Beiden, welche langsamen Schritts und im Gespräch begriffen uns folgen. Wie sie uns auf zehn Schritte nahe sind, ziehe ich und sage Celi, er möge dasselbe thun. —

Zwei gegen Einen? — sagt dieser.

Lassen Sie Ihren Freund sich entfernen, und der Herr hier wird dasselbe thun. Ohnedem sind wir Zwei gegen Zwei. —

Darauf sagt der mit dem langen Degen, er schlage sich mit keinem Tänzer, und mein Secundant antwortet: ein Tänzer sey mehr werth, wie ein falscher Spieler, und gibt ihm einen

Schlag mit der flachen Klinge. Ich thue desgleichen mit Celi, der so wie sein Gesellschafter zurücktritt und sagt: er habe mir nur ein Wort zu sagen, schlagen würde er sich nachher. —

Reden Sie! —

Sie kennen mich, aber ich kenne Sie nicht. Sagen Sie, wer Sie sind! —

Nun fing ich an ihn ganz ernsthaft auszuklopfen, und dasselbe that mein braver Tänzer mit seinem Gesellschafter. Aber es währte nicht lange. Beide machten sich mit flüchtigen Sohlen aus dem Staube, und die schöne große Angelegenheit war abgethan. Mein tapferer Secundant erwartete Gesellschaft, und nun kehrte ich, nachdem ich ihm meinen Dank gesagt und ihn nach der Oper zum Abendessen in meine Wohnung eingeladen, zurück nach Mailand.

Marine fand ich im Begriffe auszugehen, und nachdem sie alles gehört, versprach sie, aller Welt die Geschichte zu erzählen. Am meisten freute sie sich, daß der bewußte Tänzer niemand anders seyn konnte, wie Baletti, der mit ihr in Mantua tanzen sollte.

Nachdem ich alle meine Sachen und Kost=

barkeiten wieder in den Koffer gepackt, ging ich auf Kaffeehäuser und dann ins Theater. Hier fand ich Baletti, der aller Welt die lustige Geschichte erzählte. Dann gingen wir in meine Wohnung zum Brunnen. Marine trat aus ihrem Zimmer in das meinige, sobald sie meine Stimme hörte, und Baletti war in größter Verwunderung, sich in Gesellschaft mit seiner neuen Tänzerin zu sehen, der zu Gefallen er den ersten Tanz aufgeben mußte, den Marine sich nicht entschließen konnte, zu versuchen. Die beiden Tempeldiener Terpsichore's, die sich noch nie zusammengefunden, erklärten sich während des Abendessens, einen verliebten Krieg, der mich ungemein belustigte. Denn Marine, die, wenn es auf Liebesangelegenheiten ankam, wohl zu Hause war, benahm sich einem Tänzer gegenüber ganz anders, wie mit einem Gauner. Sie war von der frohsten Laune noch wegen des lauten Beifalls, mit dem sie beim zweiten Ballet aufgenommen wurde, wo das ganze Parterre bereits ihre Geschichte mit Celi kannte. Sie war nur auf zehn Vorstellungen angenommen worden, und wir hatten beschlossen, am Tage nach der letzten gemeinschaftlich abzu-

reisen. Baletti lud ich ein, bis dahin alle Mittage und Abende bei mir zu speisen. Ich hatte eine lebhafte Freundschaft für diesen jungen Menschen gewonnen, die auf manches meiner Lebensereignisse von Folgen gewesen. Er war ausgezeichnet in seinem Fache, aber dies eigentlich der kleinste seiner Vorzüge. Wahrhaft tugendhaft und von edler Gesinnung, hatte er die Wissenschaften nicht versäumt, und er war erzogen, wie es in Frankreich ein Mann von Stande nur seyn kann.

Schon am dritten Tage bemerkte ich, daß Marine Baletti's Liebe zu erregen wünsche, und da ich den Vortheil nicht übersah, den ihr das in Mantua bringen konnte, beschloß ich ihr hülfreich zu werden. Ihr Wagen war für zwei Personen, und ich überredete sie bald, mit Baletti zu reisen, obwohl ich ihr den Grund verschweigen mußte, aus dem man mich nicht mit ihr in Mantua ankommen sehen und für ihren Liebhaber halten sollte. Baletti willigte ein, wollte aber die Hälfte der Reisekosten tragen, und Marine wollte das nicht annehmen. Ich hatte Mühe, ihn zu bewegen. Denn er führte mir

ganz gute Gründe an. Ich versprach, mit dem Mittags- und Abendessen überall bis zu ihrer Ankunft zu warten, und reiste so eine Stunde vor ihnen am bestimmten Tage ab.

In Cremona, wo wir zu Abend essen und schlafen wollten, traf ich frühzeitig ein und ging, statt sie im Gasthofe zu erwarten, aus langer Weile nach einem Kaffeehause. Hier machte ich sogleich Bekanntschaft mit einem französischen Officier. Wir wollten einige Schritte mit einander gehen, als er plötzlich stehen blieb, um einige Worte mit einer sehr schönen Frau zu sprechen, die, so wie sie ihn sah, ihren Wagen halten ließ. Nach einigen Worten, die er mit ihr gewechselt, kehrt er zu mir zurück, und nachdem ich ihn gefragt, wer die Schöne sey, erzählte er mir folgende Geschichte, die zu verdienen scheint, daß sie der Vergessenheit entrissen werde, mit diesen Worten: Schelten Sie mich nicht indiscret wegen dessen, was ich Ihnen sage; denn die ganze Stadt kennt die Begebenheit, welche Sie erfahren sollen. Jene Dame ist eine seltene Erscheinung. Dies läßt sich schon aus folgendem Zug abnehmen. Unter mehreren

jungen Officieren, welche ihr den Hof machten, während der Marechal Richelieu zu Genua commandirte, glaubte sich einer mehr, wie die übrigen, begünstigt. Eines Tages gab er in jenem nämlichen Kaffeehause einem seiner Kameraden den Rath, sich nicht um die Dame zu bemühen, denn er würde nichts erreichen. Darauf erhält er die Antwort, den Rath habe er sich ersparen können, denn alles, was ein Liebhaber verlange, sey ihm schon geworden. Jener wirft ihm vor, er lüge, will dessen gewiß seyn und befiehlt ihm, sich zu entfernen. Aber der Unverschämte antwortet: was wollen wir uns um eine Sache schlagen, deren Wahrheit kein Duell entscheiden kann? Die Dame hat mich vollkommen beglückt, und wenn Du zweifelst, so soll sie selbst es dir bestätigen. Der Ungläubige wettet hierauf fünf und zwanzig Louisd'or, daß die Dame sich dazu keineswegs würde vermögen lassen, und der vermeintlich Begünstigte nimmt die Wette an. Nun begeben sich Beide zu derselben Dame, die Sie eben gesehen haben. Sie soll entscheiden, wer die Wette gewonnen.

Sie sitzt am Putztisch und ruft: welcher

glückliche Wind führt Sie beide um diese Zeit hierher, meine Herren? —

Eine Wette, sagt der Ungläubige, die nur Sie entscheiden können. Mein Kamerad will alle Gunst von Ihnen empfangen haben, die ein Anbeter nur begehren kann. Ich habe ihn der Lüge bezüchtigt, und er hat, damit es nicht zum Duell komme, eine Wette von fünf und zwanzig Louisd'or vorgeschlagen, daß Sie das nicht einräumen würden. Die Wette ist angenommen; nun müssen Sie entscheiden. —

Sie haben verloren, antwortet sie, aber nun bitte ich, daß Sie sich beide entfernen. Sie dürften, we..n Sie wiederkommen sollten, keinen guten Empfang erfahren. —

Die beiden Unbesonnenen entfernen sich, jeder so gedemüthigt wie der andere. Der Ungläubige zahlt, ist aber so erbittert, daß er seinem Kameraden binnen acht Tagen einen Stich mit dem Degen versetzt, woran dieser stirbt. Seitdem ist die Dame auf dem Casino und sonst überall zu sehen, aber sie empfängt Niemand in ihrem Hause, wo sie sehr glücklich mit ihrem Gemahl lebt. —

Aber was hat dieser zu der Sache gesagt? —

Daß, wenn seine Frau geleugnet hätte, er sich sogleich von ihr würde haben scheiden lassen. Denn dann würde Niemand die Sache bezweifelt haben. —

Der Ehemann hat Verstand. Hätte die Dame den Ruhmredigen der Lüge bezüchtigt, so hätte dieser die Wette bezahlt, aber mit heimlichem Lächeln fortfahren können, der Welt zu sagen, daß er begünstigt worden, und man hätte es geglaubt. Alles dies hob die Dame auf, indem sie ihm den Sieg eingestand, und hinderte, daß die Welt ein ihr ungünstiges Urtheil fällte. Der Unverschämte hatte doppelt unrecht, nämlich auch durch den Erfolg: sein Verfahren hat ihm das Leben gekostet. Vom Ungläubigen ist dasselbe zu sagen; denn welcher Mann von Ehre wettet bei solchen Dingen? Der Wettende ist unverschämt. Der Nichtwettende wird angeführt.

Die Geistesgegenwart der Dame verdient Bewunderung. —

Was aber glauben Sie? —

Daß sie unschuldig ist. —

Eben dieses ist meine und die allgemeine

Meinung. Wenn Sie noch morgen hier bleiben, will ich Sie in das Casino einführen, nnd Sie sollen ihre Bekanntschaft machen. —

Ich lud diesen Officier zum Abendessen ein, und er unterhielt uns trefflich. Kaum war er fort, als Marine mir einen Beweis ihrer Klugheit gab. Sie ließ sich ein Zimmer allein geben, um ihren Reisegesellschafter nicht zu kränken, wenn sie bei mir blieb.

Daß ich sie nur selten in Mantua sehen würde, wußte sie von mir, und bezog daher die Wohnung, welche der Theaterunternehmer ihr bestimmt hatte, Baletti aber die seinige. Ich blieb am St. Marcus Platz in der Post.

Nach an demselben Tage ging ich, weil es zu einer Promenade außerhalb der Stadt zu spät geworden war, in einen Buchladen, mich nach Neuigkeiten umzusehen. Die Dunkelheit überfiel mich hier, und der Buchhändler mußte mich fragen, ob ich nicht gehen wolle, er würde den Laden schließen. Ich entferne mich und bin kaum am Ende der Schwiebbögen, als eine Patrouille mich anhält. Der Officier sagt mir, es sey nach italienischer Glocke zwei Uhr, und

er müsse mich, da ich keine Laterne hätte, zur Wache abführen. Alle meine Erklärungen, daß ich erst angekommen sey und also die Gesetze nicht wissen könne, halfen mir nichts. Er blieb dabei, seine Pflicht fordre, mich zur Wache zu führen, und ich ergebe mich. Der Capitain, zu dem ich gebracht wurde, ist ein schöner, großer, junger Mann. Er freut sich, daß er mich sieht. Ich bitte ihn, mich nach meinem Gasthof zu entlassen, weil ich Ruhe brauche. Darüber lacht er und sagt: ich solle eine sehr angenehme Nacht bei ihm in guter Gesellschaft zubringen, und gibt mir den Degen mit der Versicherung zurück, daß er mich wie einen Freund behandle, der ihm diese Nacht Gesellschaft leisten würde.

Hierauf gibt er einem Soldaten einige Aufträge in deutscher Sprache; dann wird für vier Personen gedeckt, und wir speisen sehr vergnügt mit noch zwei Officieren, welche eintreten. Beim Desert kommen noch einige hinzu, und einige Freudenmädchen machen die Gesellschaft vollzählig. Ein Officier legt eine kleine Bank auf, offenbar, um nur zum Spiel zu ermuntern, und ich pointire mit. Nachdem ich

mich auf ein Weilchen, nicht zu meinem Glücke, entfernt hatte und wieder eintrete, höre ich einen jungen, überaus liebenswürdigen Officier fluchen, wie einen Grenadier, weil er gegen zwanzig Ducaten verloren. Zugleich scharrt er sein Geld zusammen und steht auf. Ein ganzer Haufen Geld lag vor ihm, und er verlangt vom Banquier, daß er erkläre, dies sey die letzte Taille. Höflich sage ich zu ihm, Faro sey das freiste aller Spiele, und er habe unrecht, daß er mit so vielem Gelde nicht selber Bank mache. Es langweile ihn, antwortete er, denn alle die Herren pointirten zu jämmerlich. Aber ich selbst solle Bank machen, wenn es mir gefalle. Ich frage den Officier von der Wache, ob er zum vierten Theil einsetzen wolle, und nachdem er eingewilligt, verspreche ich nur sechs Taillen, verlange neue Karten und zähle drei hundert Zechinen auf. Der Offizier schreibt auf die Rückseite einer Karte: gültig für hundert Zechinen, O'Neilan, indem er sie auf meine Goldstücke legt.

Ganz zufrieden hiermit, sagt der junge Officier im Scherz zu mir, er wolle wetten, daß

meine Bank noch vor der sechsten Taille hinschwinden würde, und ich antwortete nichts.

Bei der fünften Taille schien sie wirklich sich in den letzten Zügen zu befinden, und der junge Mensch triumphirte. Es bestürzte ihn ein wenig, als ich zu ihm sagte, mich freue mein Verlust, denn ich fände ihn um vieles liebenswürdiger, wenn er sich im Glücke befände, als dann, wenn er verlöre. Es gibt Höflichkeiten, die denen kein Glück bringen, an die sie gerichtet werden. Mein Compliment verwirrte den jungen Menschen. Noch in derselben Taille machte ein Abzug von mehreren unglücklichen Karten, daß er seinen ganzen Gewinn einbüßte. Bei der sechsten wollte er das Glück zwingen, und nun verlor er alles Geld, welches vor ihm lag. Ich sollte ihm am folgenden Tage Revanche geben, aber ich antwortete, daß ich nur spiele, wenn ich in der Wache sitzen müsse.

Beim Ueberzählen meines Geldes fand ich, nach Abzug des Viertheils für O'Meilan, einen Gewinn von zwei hundert und funfzig Zechinen. Mit Tagesanbruch ward ich entlassen, und nach einiger Zeit erhielt ich einen Besuch von O'Mei-

lan. Das Gespräch kam auf die beiden Freudenmädchen und gab mir ein Bild von der Zügellosigkeit im Leben eines sonst edlen Menschen, wie ich es noch nicht gekannt hatte. Ausschweifungen waren ihm zur Gewohnheit geworden, und dabei blieb ihm die Gefahr, welche seine Gesundheit lief, eben so gleichgültig, wie die Schönheit des Gegenstandes, mit dem er zu thun hatte, oder das Bedürfniß der Liebe. Ganze Nächte trieb er sich umher, und bald legte er Beweise von Brutalität, bald von Raffinement, bald von einer Gleichgültigkeit beim Genuß ab, die gleich sehr von Kraft und Lebendigkeit wie von Ueberdruß zeugten.

Dabei war O'Neilan edel, großmüthig, tapfer und die Ehre selbst. Indessen war ich öfterer Zeuge, wenn er die öffentlichen Dirnen auf das äußerste quälte, und einst, als ich ihm meine Verwunderung darüber eingestand, sagte er, daß er sie sammt und sonders vor Hunger umkommen zu sehen, seit lange wünsche.

Dennoch müssen jene Wesen glauben, von Ihnen geliebt zu werden, denn ein schöner Mann macht ihnen immer Freude; setzte ich hinzu.

Freude? rief er lachend aus. Gewiß nicht. Alles, nur der Vortheil nicht, ist ihnen gleichgültig.

Eines Tages jagte er mit verhängtem Zügel durch die Stadt; eine alte Frau, die auf der Gasse arbeitet, kann nicht ausweichen, sie fällt und spaltet sich den Kopf. Er wird gefangen eingesetzt, aber wieder freigegeben, weil zu beweisen ist, daß nicht er, sondern ein Zufall den Tod der Frau verursacht hat. Ich schweige von den Rohheiten, die ich ihn gegen achtbare Frauen begehen sah.

Dieser brave O'Neilan blieb einige Jahre später in der Schlacht vor Prag. Ein Mann, wie er, mußte das Opfer von Venus oder von Mars werden. Vielleicht lebte er noch, wenn sein Muth, statt der eines Fuchses zu seyn, der eines Löwen gewesen wäre. Beim Officier ist das ein Fehler, beim Soldaten eine Tugend. Wer die Gefahr verachtet, weil er sie kennt, mag Lob verdienen. Wenn aber jemand, der sie nicht kennt, ihr entgeht, so ist das ein Wunder. Und doch muß man die muthigen Krieger achten, wie sonst sie auch beschaffen seyn mögen. Ihre

unbezähmbare Tapferkeit stammt von einer großen Seele und von einer Tugend, welche sie über andere Sterbliche erhebt.

So kann ich nicht an den Prinzen Charles de Ligne*) denken, ohne Thränen zu vergießen. Sein Muth war der des Achill, und dieser Held des Alterthums zum Glück unverwundbar. Jener lebte noch, wenn es ihm möglich gewesen wäre, in der Schlacht daran zu denken, daß er sterblich sey. Wo gibt es einen Menschen, der ihn gekannt und nicht Thränen bei seiner Leiche vergossen hat? Er war schön, einnehmend, milde, unterrichtet, Freund der Künste, heiter, scherzhaft und witzig, und blieb sich beständig gleich. O schandvolle, nichtswürdige Revolution! Eine Kanonenkugel entriß ihn seiner Familie, seinen Freunden und seinem künftigen Ruhme.

Nun denn, ihr Verächter des Lebens, sagt mir, ob ihr euch des Lebens nicht um so wür-

*) Sohn des Fürsten, der gleich zu Anfang des Revolutionskrieges im Jahre 1792 fast im ersten Gefechte der Oesterreicher gegen die Franzosen, durch eine Kanonenkugel getödtet wurde.

diger zu machen gedenkt, je mehr ihr es verachtet! —

Nach Ostern fing die Oper an. Ich versäumte sie nie und freute mich, Marine neben Baletti glänzen zu sehen. Ich besuchte das Mädchen nicht. Aber Baletti kam fast alle Morgen zum Frühstück zu mir. Da er mir sehr oft von einer alten Schauspielerin erzählte, die Freundin seines Vaters gewesen war und seit zwanzig Jahren das Theater verlassen hatte, wünschte ich sie kennen zu lernen. Ihr Anzug fiel mir weniger auf, wie ihre Person. Trotz der Runzeln legte sie Roth und Weiß auf und färbte die Augenbraunen. Zur Hälfte ließ sie ihren welken Busen sehen, der um so mehr anwiderte, je mehr er verrieth, was er gewesen seyn konnte. Sie zeigte zwei Reihen falscher Zähne. Ihr Kopfputz war eine Perücke, die sich der Stirn so wie den Schläfen schlecht anschloß, und ihre zitternden Hände machten die meinigen erzittern, indem sie mir sie drückte. Sie selbst und das ganze Zimmer roch von Ambra; ihr Mienenspiel, mit welchem sie ausdrücken wollte,

daß ich ihr gefiel, benahm mir fast die Kraft, das Lachen zu unterdrücken. Ihre gesuchten Manieren gehörten einer Mode an, die schon vor zwanzig Jahren veraltert seyn mußte. Mich erschreckten die Spuren eines widerwärtigen Alters bei einer Gestalt, die, ehe sie verblüht war, Liebhaber angezogen haben mußte. Am meisten gerieth ich aber außer mir über die fast kindische Unverschämtheit, mit welcher diese Verwüstungen der Zeit ihre vermeintlichen Reitze noch versuchten geltend zu machen.

Baletti besorgte, mein Erstaunen möchte sie beleidigen, und sagte, ich bewundere, daß die Zeit nicht fähig gewesen wäre, die Schönheit der Erdbeere zu trüben, welche auf ihrer Brust glänzte. Es war ein Maal, das einer Erdbeere glich. Diese Erdbeere, sagte die Matrone lächelnd, hat mir den Namen gegeben. Ich bin und bleibe die Fragoletta. Bei diesem Namen erzitterte ich.

Ich sah vor mir das verhängnißvolle Abbild der Ursache von meines Vaters Unglück, sah vor mir diejenige, die damals, vor dreißig Jahren, durch ihre Schlingen meinen Vater bethört hatte, sie,

ohne welche er nie dem våterlichen Hause entflohen, nie dahin gelangt wåre, sich mit einer Venetianerin zu verbinden, um mir das Leben zu geben.

Da sie mich bestůrzt sah, fragte sie Baletti höflich nach meinem Namen. Weil ich ihre Verwunderung bemerkte, als er Casanova sagte, fiel ich ein: ja, der bin ich, und mein Vater, welcher Cajetan hieß, war aus Parma.

Was höre ich? was sehe ich? Ihren Vater liebte ich. Eine unbegründete Eifersucht raubte mir ihn. Sonst wåren Sie mein Sohn. Lassen Sie mich Sie umarmen, als wåre ich Ihre Mutter! —

Das erwartete ich. Aus Furcht, sie möchte niederstůrzen, trat ich hinzu und gab mich ihren zårtlichen Umarmungen hin. Stets Schauspielerin, faßte sie nach dem Schnupftuche, that, als trockne sie sich die Thrånen, und sagte mir: ich solle ihre Worte nicht bezweifeln, obwohl sie noch so wenig gealtert habe. Sie sagte mir, der einzige Fehler meines Vaters sey Undankbarkeit gewesen. Die wird sie auch beim Sohn wahrgenommen haben. Denn trotz aller verbindlichen

Anerbietungen setzte ich keinen Fuß mehr in ihre Wohnung.

Mit Geld versehen, beschloß ich Mantua zu verlassen, um meine liebe Therese, Lucrezia, Paul, Vater und Sohn, Antonio Casanova und alle meine alten Bekanntschaften wieder zu sehen. Aber mein Genius wollte es anders.

Ich hatte die zwei Monate in Mantua wie ein Weiser gelebt, um einer Thorheit willen, in welche ich am ersten Tage auf der Wache bei O'Neilan verfiel. Gespielt hatte ich nur jenes eine Mal, und das glücklich. Ich hatte Gründe, meine Gesundheit zu beachten.

Zweites Capitel.

Ich gehe, um einen Schatz zu heben, nach Cesena.

In der Oper findet sich ein junger Mensch zu mir, der ohne weiteres die Bemerkung an mich richtet, daß ich als Fremder sehr Unrecht thäte, nicht das Naturaliencabinet seines Vaters, Antonio di Capitani, gesehen zu haben, der die Stelle eines Commissarius und Präsidenten vom Consistorium bekleidete. Meine Antwort ist, wenn er so gut seyn wolle, mich zuvor nach meinem Gasthofe zu begleiten, so wolle ich den Fehler wieder gut machen und nicht mehr Unrecht haben. Er führt mich auch wirklich zum Präsidenten, einem der bizarrsten Originale, die sich sehen lassen. Die Merkwürdigkeiten seines Cabinets waren: seine Geschlechtsregister, Bücher über

Magie, Reliquien von Heiligen, Münzen aus den Zeiten vor der Sündfluth, ein Modell der Arche Noah, Medaillen, deren eine von Sesostris, die andere von Semiramis herstammte, und ein altes, sonderbar geformtes Messer, welches der Rost zerfressen hatte. Unter besonderem Schloß hielt er noch allen Zubehör der Freimaurerei. Sagen Sie mir, welche Gemeinschaft diese Dinge mit einem Naturaliencabinet haben! Ich sehe nichts von den drei Reichen der Natur, fange ich an.

Sehen Sie denn nicht das antediluvianische Reich sowohl des Sesostris wie der Semiramis?

Nach Worten, wie diese, mußte ich ihn umarmen, und nun entwickelt er seine Gelehrsamkeit über alles, was er besitzt, und schließt, indem er versichert: mit dem rostigen Messer habe Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen. —

Wie? sage ich, Sie besitzen dieses Messer und sind nicht der reichste der Menschen? —

Wie soll das Messer mich denn zum reichen Manne machen? —

Auf doppelte Weise. Zuerst setzt dieses

Schwert Sie in den Besitz aller Schätze, welche in den Besitzungen der Kirche verborgen sind. —

Das erklärt sich. Denn der heilige Petrus hatte den Schlüssel dazu. —

Dem Himmel sey Dank! Zum Andern können Sie das Schwert dem Papst verkaufen, wenn Sie das schriftliche Document über seine Authenticität besitzen. —

Sie meinen die Pancarte darüber. Ohne die hätte ich mich nie zum Kauf entschlossen. Das alles habe ich. —

Desto besser. Ich bin überzeugt, daß der Papst, um dies Schwert zu besitzen, Ihren Sohn zum Cardinal macht; aber er wird auch die Scheide sehen wollen. —

Die habe ich nicht und brauche ich auch nicht. Ich kann eine machen lassen. —

Aber Sie werden diejenige brauchen, in welche Petrus das Schwert steckte, als der Herr ihm befahl: Mitte gladium tuum in vaginam*). Diese Scheide ist wirklich noch da und befindet sich in den Händen eines Mannes, der sie Ihnen

*) Stecke dein Schwert in die Scheide!

gewiß billig verkauft, wenn Sie das Schwert selbst nicht verkaufen wollen. Denn ihm hilft die Scheide nichts ohne das Schwert, noch Ihnen das Schwert etwas ohne die Scheide. —

Was könnte mir diese Scheide wohl kosten? —

Tausend Zechinen. —

Und wieviel würde ich bekommen, wenn ich das Schwert verkaufte? —

Auch tausend Zechinen. —

Nun wandte sich der Commissair mit dem Ausdrucke des Erstaunens an seinen Sohn, indem er ihn befragte, ob er jemals es für möglich gehalten habe, daß man ihm tausend Zechinen für dies verrostete Schneidewerkzeug bieten würde. Dabei zog er eine Schublade hervor und breitete eine Rolle mit hebräischen Charakteren und der Zeichnung des Schwertes aus. Ich fange an es zu bewundern und rathe zum Ankauf der Scheide. Er aber meint: weder würde er die Scheide, noch mein Freund das Schwert zu kaufen genöthigt seyn. Beide könnten sich in die Schätze, die sich vereinigt heben ließen, füglich theilen.

Das geht nicht. Ein Einziger muß das

Schwert in der Scheide besitzen. Wenn der Papst es hätte, so wäre ihm die Kraft gegeben, durch eine mir sehr wohlbekannte magische Operation allen Königen der Christenheit ein Ohr abzuschneiden, welche die Rechte der Kirche verletzen wollen. —

Das ist sonderbar! Das Evangelium sagt, der heilige Petrus habe das Ohr eines —

Eines Königs —

Nein, keines Königs —

Ich sage Ihnen, eines Königs abgehauen. Forschen Sie nach, ob Malek oder Melek nicht König heißt! —

Und wer, wenn ich mein Schwert verkaufen wollte, gäbe mir die tausend Zechinen?

Ich thue das. Fünf hundert erhalten Sie morgen baar, und fünf hundert in einem Wechsel, zahlbar nach vier Wochen.

Das läßt sich hören! — Seyn Sie so gütig, morgen eine Schüssel Macaroni bei mir zu speisen, und wir wollen über eine wichtige Sache sprechen, die aber geheim bleiben muß! —

Ich nahm die Einladung an, und stellte mich ein. Sein erstes Wort war, daß er einen Schatz

im Kirchenstaat wisse, und er daher entschlossen sey, die Scheide zu kaufen. Da ich wußte, daß er mich nicht beim Worte halten würde, so zog ich einen Geldbeutel aus der Tasche und ließ ihm die fünf hundert Zechinen sehen. Aber er meinte, der Schatz sey wohl eine Million werth. Darauf setzten wir uns zu Tische.

Sie speisen zwar nicht von Silber, sagte er, aber mein Porzellan ist von Rafael. —

Sie sind ein großer Herr. Das sieht man eben sowohl, wie man diesem Geschirr ansieht, daß es kein gewöhnliches Porzellan ist.

Nach dem Essen sagte er mir, daß ein reicher, im päpstlichen Gebiet angesessener Mann mit seiner Familie ein Landhaus bewohne und dort einen Schatz zu besitzen gewiß sey; dieser habe seinem Sohne geschrieben, daß er alle nöthigen Auslagen machen wolle, wenn er einen geschickten Magier wisse, der den Schatz heben könne.

Darauf zieht der Sohn einen Brief aus der Tasche und liest mir unter Entschuldigungen, daß er den ganzen Inhalt nicht mittheilen könne, Stellen daraus vor. Aber ich hatte schon, ohne daß es von ihm bemerkt worden, Cesena

als den Ort gelesen, von wo aus der Brief geschrieben war. —

Ich muß also nun, sagte der Commissair, da mir baares Geld fehlt, die Scheide auf Credit kaufen. Sie brauchen nur meine Wechsel zu indossiren und können es ohne Gefahr, denn ich besitze Vermögen. Auch wenn Sie den Magier kennen, hindert nichts, mit mir zu gleichen Theilen zu gehen.

Der Magier ist nicht weit. Ich selbst bin es. Aber wenn Sie nicht damit anfangen, mir fünf hundert Zechinen aufzuzählen, so können wir nichts mit einander vornehmen. —

Ich habe kein Geld. —

So verkaufen Sie mir das Schwert! —

Nimmermehr.

Sie haben Unrecht. Denn nun ich es gesehen habe, kann ich es in meinen Besitz bringen. Aber ich bin zu rechtschaffen, um Ihnen den Streich zu spielen.

Sie mir mein Schwert wegnehmen? Das möchte ich versucht sehen, denn ich glaube es nicht. —

Gut! Morgen haben Sie es nicht mehr.

Und bilden Sie sich nicht ein, daß ich es wieder herausgeben werde. Ein Elementargeist, der mir zu Gebote steht, bringt es um Mitternacht in mein Zimmer und gibt mir den Ort an, wo sich der Schatz befindet. —

Lassen Sie sich den Ort von Ihrem Geist bezeichnen, und ich will Ihnen glauben. —

Sogleich fordre ich Tinte und Feder, befrage in Beiseyn der Herren mein Orakel, und lasse dasselbe antworten. Der Schatz befände sich am Rubicon, aber außer der Stadt. Beide Herren wußten nichts vom Rubicon. Ich sagte ihnen, es wäre ein Bach, der ehedem Fluß gewesen. Sie schlugen in einem Wörterbuche nach, und staunten, als sie fanden, er fließe bei Cesena. Nun überließ ich sie sich selbst, um sich in Ueberlegungen zu verwickeln. Ich wollte den armen Narren nicht fünf hundert Zechinen abnehmen, sondern gedachte mit dem jungen Menschen auf seine Kosten nach Cesena, zur Hebung des Schatzes bei dem Narren, der ihn in seinen Keller zu haben vermeinte, die Reise zu machen.

Zu dem Ende mache ich mich auf den Weg nach der öffentlichen Bibliothek, und stopple mit

Hülfe einiger Wörterbücher, folgende Buffonade von Gelehrsamkeit zusammen.

„Der Schatz umfaßt siebenzehn Toisen und befindet sich seit sechs Jahrhunderten halb unter der Erde. Er hat einen Werth von zwei Millionen Zechinen, und die Masse ist in der nämlichen Truhe verschlossen, in welcher Gottfried von Bouillon sie im Jahre 1081 der Gräfin Mathilde von Toscana entwandte, als er dem Kaiser Heinrich dem Vierten den Sieg über jene Prinzeß erkämpfen wollte. Er vergrub vor der Belagerung von Rom die Truhe da, wo sie sich noch jetzt befindet. Gregor der Siebente, der groß in der Magie war, wußte wo der Schatz vergraben lag, und beschloß ihn in eigener Person wieder auszugraben, aber der Tod vereitelte sein Unternehmen. Nach dem Tod der Gräfin Mathilde 1116 gab der Genius, welcher die Schätze bewacht, demselben sieben Wächter. In einer Mondscheinnacht wird ihn ein gelehrter Philosoph heben können, wenn er sich auf der Oberfläche der Erde in den rechten Kreis stellt.“

Am folgenden Morgen treten Vater und Sohn, wie ich es erwartet habe, in mein Zim=

mer. Ich lese ihnen die Geschichte des Schatzes vor, wie ich sie aus dem Buche zusammengetragen habe, und erfreut über ihre Verwunderung, erkläre ich mich entschlossen, den Schatz wieder aufzudecken, auch, ihnen den vierten Theil davon zukommen zu lassen, wenn sie die Scheide zu dem Schwerte kaufen wollten. Auf den Fall der Weigerung wiederhole ich meine Drohung, mir das Schwert zueignen zu wollen. Der Commissair erklärt endlich, er würde vielleicht sich dazu entschließen, wenn er die Scheide sehen könne. Ich verspreche sie morgen vorzuweisen, und Beide verließen mich höchst zufrieden.

Den Morgen benutzte ich eine Scheide zu Stande zu bringen, wie sie sich nicht lächerlicher denken ließ. Der lange Schaft eines sehr groben Stiefels ward nach Möglichkeit zusammengekocht, und eine Oeffnung angebracht, in welche das Schwert ohne Zweifel hinein gehen mußte. Durch Sand, womit ich alles abreiben ließ, bekam es ein altes, abgenutztes Aussehn. Der Commissair war in größter Verwunderung, als ich am folgenden Tage zu ihm ging, und ihn das Schwert in diese Scheide hinein stecken ließ.

Wir setzten uns zu Tisch, und beschlossen, daß nach dem Essen der Sohn mich begleiten, und mich dem Eigenthümer des Hauses vorstellen sollte, bei dem sich der Schatz befand. Zugleich ward mir ein Wechsel über tausend römische Thaler, auf Bologna und auf Ordre des Sohnes ausgestellt, versprochen, den ich nur nach Hebung des Schatzes empfangen sollte. Das Schwert in der Scheide ward mir erst in dem Augenblick wo ich dasselbe der großen Operation wegen bedurfte, zugesichert. So lange wollte der Sohn es in seiner Tasche verwahren.

Durch gegenseitige Schriften machten wir uns zu dem allen verbindlich und setzten die Abreise auf morgen an. Bei der Abreise gab der Vater seinem Sohn den Segen, indem er mir vertraute, daß er Pfalzgraf sey und das Diplom des lebenden Papstes vorzeigte. Nachdem ich ihn umarmt und Graf genannt, empfing ich den Wechsel.

Nun nahm ich Abschied von Marine, welche die Geliebte des Grafen Arconati geworden, und von Baletti, den ich gewiß war, im nächsten Jahre in Venedig wieder zu sehen, auch von meinem werthen O'Neilan.

Am Morgen schiffte ich mich ein, ging nach Ferrara, Bologna und Cesena, wo wir auf der Post blieben. In den ersten Stunden des folgenden Tages traten wir den Weg zu George Francia, einem reichen Landmanne an, der eine Viertelmeile von der Stadt wohnte, und nichts weniger erwartete, als einen solchen Glück bringenden Besuch. Er umarmte Capitani, den er kannte, und ließ, während er sich mit diesem besprach, mich bei seiner Familie.

Was ich auf der Stelle erblickte, und sogleich für meinen Schatz erklärte, war die älteste Tochter des Landmanns. Die jüngste war häßlich, und der Sohn dumm. Außerdem sah ich die Hausfrau und einige Mägde.

Die älteste Tochter, die mir sogleich sehr wohlgefiel und, wie fast alle Bäuerinnen in Cesena, Genoveva hieß sagte mir, als ich geäußert hatte, sie schiene achtzehn Jahr alt zu seyn, in sehr ernsthaften Tone, daß sie im vierzehnten Jahre wäre. Das auf vier hundert Schritt in einem freien Umkreise belegene Wohnhaus, genoß einer schönen und heitern Luft. Mich freute die Entdeckung, daß ich hier gut wohnen würde. Aber

eine widerwärtige Ausdünstung, welche die Luft verpestete, ward mir lästig. Sie rührte, wie ich bald ausmittelte, von dem in Auflösung übergehenden Haufen Hanf her. Ich fragte, was er werth sey, und zahlte vierzig Thaler, damit alles weggeräumt würde.

Sobald mein Gefährte mich rufen ließ, begab ich mich hinunter. Francia empfing mich wie einen bewährten Magier, wiewohl ich nicht im Geringsten darnach aussah. Wir vereinigten uns, daß ein Viertheil von Schatz ihm, ein anderes Capitani und der Rest mir zufallen solle. Ich sagte, daß ich ein Zimmer mit zwei Betten und ein Vorzimmer mit einer Badewanne brauche. Capitani sollte nach der entgegengesetzten Seite hinaus wohnen, und ich verlangte in meinem Zimmer zwei Tische, einen kleinen und einen großen. Außerdem verlangte ich eine Näherin, die zwischen vierzehn und achtzehn Jahr alt, aber noch Jungfer sey. Diese, so wie alle Hauseinwohner müßten die höchste Verschwiegenheit beobachten, weil wir verloren seyn würden, wenn die Inquisition unser Geheimniß erführe.

Hierauf kündigte ich Francia an, daß ich morgen sein Haus beziehen würde, daß ich täglich zwei Mahlzeiten bedürfe, und daß ich nur St. Ives tränke. Die Chocolade zum Frühstück hätte ich bei mir, und auf den Fall, daß mein Unternehmen mißglücke, versprach ich den Ersatz aller Kosten des Versuchs. Noch empfahl ich die baldige Wegräumung des Düngerhaufens, und die Reinigung der Luft durch Schießpulver. Endlich verlangte ich einen sichern Menschen, um am folgenden Morgen unser Gepäck von der Post abzuholen, und erklärte, daß im Hause hundert Wachskerzen und drei Fackeln bereit seyn müßten.

Wir waren noch nicht hundert Schritt gegangen, als Francia uns nachlief, um mir die vierzig Thaler wieder zurückzugeben, die ich seiner Frau für den Hanf eingehändigt hatte. Ich nahm sie nur, weil er mir versicherte, daß er denselben dafür noch an demselben Tage verkaufen könne.

Alle diese Schritte flößten dem Landmanne die größte Verehrung für mich ein. Sie fand fast keine Grenzen mehr, als ich, trotz Capita=

ni's Zureden, die hundert Zechinen nicht annahm, die er mir als Kosten meiner Reise auszahlen wollte. Ich bezauberte ihn durch die Aeußerung, daß wenn ein so bedeutender Schatz zu heben sey, man am Vorabend dergleichen Kleinigkeiten nicht beachte. Am folgenden Tage fanden wir uns sehr gut untergebracht, und im Besitz alles unseres Gepäckes.

Der reichlichen Mittagsmahlzeiten wegen, empfahl ich den Leuten, haushälterischer zu verfahren, und mir zum Abend nur Hausmannskost aufzutischen. Als das Nachtessen vorüber war, sagte Francia mir, daß er sich wegen der Jungfer mit seiner Frau besprochen habe, und daß ich seiner Tochter Javotte, das Diminutivum von Genoveva, nicht mißtrauen dürfe. Nun fragte ich ihn, worauf er den Glauben gründe, daß sein Haus einen Schatz verberge. Zuerst, antwortete er, auf die mündliche Ueberlieferung von Vater auf Sohn, acht Menschenalter hindurch. Zum andern, auf die heftigen unterirdischen Schläge, welche sich des Nachts hören lassen. Endlich darauf, daß meine Kellerthür sich alle drei vier Minuten von selber öffnet und

schließt. Das ist das Werk der Kobolde, welche wir bei Nacht in der Gestalt von pyramidalischen Lichtern durch die Felder schweifen sehen. —

Wenn diese Kennzeichen vorhanden sind, so ist, daß zwei mal zwei vier machen, nicht so gewiß, wie Ihr sicher seyn könnt, einen Schatz zu besitzen. Um des Himmels willen, legt kein Schloß vor die Thür, die von selbst sich auf- und zumacht! Ein Erdbeben würde eintreten und euch an der nämlichen Stelle in einen Abgrund verschlingen. Die unterirdischen Geister verlangen für ihr Wirken freien Aus- und Eingang. —

Gott sey gedankt, daß er vor vierzig Jahren meinem Vater einen Weisen sandte, der ganz das Nämliche sagte! Diesem großen Manne fehlten nur noch drei Tage, um den Schatz zu heben, als mein Vater erfuhr, daß Diener der Inquisition sich seiner bemächtigen wollten. Schnell ließ er ihn entkommen. Saget mir aber doch nur, weshalb die Magie niemals der Inquisition gegenüber sich halten kann? —

Weil den Mönchen mehr Teufel zu Gebote

stehen, als uns. Euer Vater hatte gewiß schon viel mit jenem Weisen ausgegeben. —

Etwa zwei tausend Thaler. —

Gewiß viel mehr. —

Ich ließ nun Francia mich begleiten. Um doch eine magische Operation vorzunehmen, tauchte ich eine Serviette in Wasser und wusch unter den furchtbarsten Sprüchen, die keiner Sprache angehörten, allen die Augen und die Brust, welche Javotte mir schwerlich vergönnt haben würde, wenn ich sie nicht zuvor ihrem Vater entblößt hätte. Dann ließ ich sie alle auf meine Brieftasche, die ich hervorzog, schwören, daß sie frei von unreinen Krankheiten wären, und Javotte, daß sie noch Mädchen sey. Als sie erröthete, indem sie mir den Eid darauf ableistete, war ich grausam genug, ihr auseinanderzusetzen, was das Wort Jungfrauschaft bedeute, und es gewährte mir Freude, daß sie, als ich eine Wiederholung des Schwurs verlangte, mehr, wie sie wollte, erröthend sagte, daß sie es wisse, und daß daher ein nochmaliges Schwören überflüssig sey. Nun befahl ich, mir einen Kuß zu geben,

und als ein widerwärtiger Geruch von Knoblauch dem Munde des Mädchens entströmte, so untersagte ich ihr sammt den Uebrigen diese Speise. Georg versprach mir auch, daß keiner mehr in seinem Hause geduldet werden solle.

Javotte war keine vollkommene Schönheit, sie hatte den Mund zu groß und zu starke Züge. Aber ihre Zähne waren sehr schön, und ihre Unterlippe trat auf eine Weise hervor, daß sie gemacht schien, Küsse in Empfang zu nehmen. Dennoch war sie mir interessant geworden. Beim Waschen hatte ich ihre Brüste von einer Festigkeit befunden, wie ich sie nicht für möglich gehalten. Ferner war sie zu blond, und ihren zu fleischigen Händen fehlte alle Zartheit. Aber man mußte darüber wegsehen. Meine Absicht war nicht, sie verliebt in mich zu machen, denn das wäre mit einer Bäuerin zu mühselig gewesen, sondern gehorsam und ergeben. Sie sollte sich der Widerspenstigkeit schämen, und so wollte ich keinen Widerstand finden. Ermangelt in solchen Fällen die Liebe, so muß man nach dem Gehorsam trachten. Man findet dann freilich weder Begünstigung, noch das Lächeln der Liebe,

noch leidenschaftliche Gefühle, aber die unumschränkte Herrschaft entschädigt einigermaßen dafür. Ich machte den beiden Schwestern kund, daß eine nach der andern Abends mit mir speisen würde, und daß Javotte stets in meinem Vorzimmer schlafen müsse, woselbst ich meinen jedesmaligen Gast eine halbe Stunde vorher waschen würde, ehe er sich zu Tische setze, bis wohin er nichts dürfe zu sich genommen haben.

Für Francia schrieb ich alle die Artikel auf, welche er am folgenden Morgen in Cesena, ohne zu handeln, kaufen sollte. Sie bestanden in einem Stück weißer Leinwand von zwanzig Ellen, Zwirn, mehreren Scheeren, Nähnadeln, Storax, Myrrhen, Schwefel, Olivenöl, Campher, Papier, Federn, Tinte, zwölf Blatt Pergament, Pinseln, und einem Oelzweig, aus dem sich ein Stock von ein nnd einem halben Fuß Länge machen ließ.

Sehr zufrieden mit der Rolle eines Magiers, die ich, obwohl wenig darin erfahren, zu spielen hatte, legte ich mich nieder. Kaum war ich aufgestanden, als ich Capitani nach dem größten Kaffeehause in Cesena abschickte, um dort

alles, was Gegenstand des Gespräches war, zu vernehmen und mir Bericht darüber zu erstatten. Francia brachte mir noch vor Mittag alles, was ich bestellt hatte. Er sagte, daß er nicht gehandelt habe; der Kaufmann jedoch, von dem er die Leinwand gekauft, würde glauben, daß er betrunken sey. Denn er habe sie wenigstens um sechs Thaler zu theuer bezahlt. Ich sagte ihm, er solle mir seine Tochter schicken und mich mit ihr allein lassen.

Das Mädchen mußte mir aus der Leinwand vier Stücke schneiden, jedes fünf Fuß lang, zwei Stück von zwei Fuß, und ein siebentes Stück von zwei und einem halben Fuß, um den Talar zu Stande zu bringen, den ich bei der großen Beschwörung bedurfte. Ich wies sie zu dem Geschäft an, indem ich sie neben meinem Bette niedersetzen ließ. Du wirst auch hier essen und bis zum Abend bei mir bleiben, sagte ich. Wenn Dein Vater kömmt, mußt Du uns verlassen, aber, so wie er davongegangen ist, zu Deiner Arbeit zurückkehren.

Sie speiste neben meinem Bette von allen den Gerichten, welche die Mutter nach meiner

Bestellung auftrug, und trank nur Wein von St. Ives. Bei der Ankunft ihres Vaters entfernte sie sich.

Ich hatte Geduld genug, den alten Mann in der Badewanne zu waschen und ihn bei mir an den Tisch zu nehmen. Er aß, wie ein Wolf, und versicherte mich, er habe heut zum ersten Male in seinem Leben vier und zwanzig Stunden zugebracht, ohne zu essen. Ein Rausch, den er sich an dem Wein von St. Ives trank, ließ ihn einschlafen, bis seine Frau erschien, mir die Chocolade zu bringen. Dann kam die Tochter und schneiderte bis zum Abend. Sie entfernte sich, als Capitani eintrat, den ich gerade so behandelte, wie Francia. Den Tag darauf kam die Reihe an Javotte, und das erwartete ich mit der größten Ungeduld.

Zur bestimmten Stunde befahl ich ihr, in das Bad zu steigen und mich zu rufen, sobald sie sich darin befände. Denn ich müßte sie eben so waschen, wie ihren Vater und Capitani. Sie entfernte sich augenblicklich und rief mich nach einer Viertelstunde. Mit einer ernsten, aber freundlichen Miene stellte ich mich an die Bade=

wanne. Javotte lag auf der Seite, und ich befahl ihr, sich auf den Rücken zu legen und mich anzublicken, während ich die Formel der Ceremonie sprechen würde. Sie gehorchte mit der größten Folgsamkeit, und ich gab ihr die vollkommenste Abwaschung. Die Pflicht, meine Rolle zu behaupten, gab mir mehr Entbehrungen, wie Genüsse. Ihr mochte es gehen, wie mir, indem sie sich gleichgültig stellte und die Regungen verbarg, die ich ihr wohl erweckte. Nachdem ich ihr geheißen, das Bad zu verlassen, verfuhren meine Hände nicht weniger emsig und gemächlich beim Abtrocknen. Aber das entflammte mich so sehr, daß es mehr als des Kampfes bedurfte, um ruhig zu bleiben. Javotte, die gefastet hatte, speiste mit einem verzehrenden Heißhunger, und der Wein von St. Ives, den sie wie Wasser trank, setzte sie so in Feuer, daß ich ihre Hautweiße nicht mehr erblickte. Sobald wir allein waren, fragte ich sie, ob ihr das mißfallen habe, was ich mit ihr vornehmen müssen, und sie verneinte es unter der Versicherung, daß es ihr im Gegentheil wohlgethan habe.

Es wird Dich also hoffentlich nicht verdrießen, wenn Du morgen vor mir in das Bad steigen mußt, um an mir die Abwaschungen vorzunehmen, die Du von mir erfahren hast? — sagte ich.

Gern will ich alles; aber werde ich es auch recht machen? —

Ich werde Dir Anweisung geben, und von nun an mußt Du alle Nächte in meinem Zimmer schlafen, weil ich der Ueberzeugung bedarf, daß du Jungfrau geblieben. —

Nach dieser Eröffnung trat Javotte in ein vertrauteres Verhältniß zu mir. Ich empfand darüber indessen Reue, mich verpflichtet zu haben erst in der Nacht, wo der Schatz gehoben werden sollte, mein Opfer zu nehmen. Die Operation konnte fehlschlagen, das wußte ich. Aber es durfte deshalb nicht geschehen, weil der Umstand wegen der Jungfrau vernachlässigt worden war.

Javotte stand früh auf, und setzte ihre Arbeit fort. Nachdem sie den Ueberwurf fertig hatte, benutzte sie den übrigen Theil des Tages, mir eine Krone aus Pergament von sieben Seiten anzufertigen, auf die ich furchtbare Charaktere zeichnete.

Eine Stunde vor dem Abendessen stieg ich in das Bad, und Javotte kam zu mir, sobald ich ihr sagte, daß es Zeit sey. Sie vollbrachte nun dieselben Abwaschungen an mir, welche sie Abends zuvor durch mich empfangen. Ich brachte eine angenehme Stunde mit ihr zu, und mit Mühe verschonte ich das Verbotene. Das Mädchen, welches sich mit Küssen überschüttet sah, glaubte mir diese in gleicher Menge so lange zurückgeben zu müssen, als ich es ihr nicht untersagte. Es ist mir lieb, sagte ich, daß Dir das Freude macht. Der Erfolg dieses Unternehmens hängt sehr von dem Vergnügen ab, welches Du Dir in meiner Gegenwart ohne Zwang verschaffen darfst.

Bei dieser Nachricht überließ sie sich gänzlich den Trieben ihrer Natur und nahm fast unglaubliche Dinge vor, um mich zu überzeugen, wie das Vergnügen, welches sie empfand, allen Ausdruck überschritt. Wir waren, obwohl wir in gewissen Grenzen blieben, doch in einer Lage, daß wir sehr zufrieden mit einander uns zu Tisch setzen konnten, und sie war es, die beim zu Bette gehen die Frage an mich that, ob es unser Werk verdürbe, wenn wir uns in ein Bett legten. Vol-

ler Freude eilte sie in meine Arme, als ich die Versicherung vom Gegentheil gab.

Einen großen Theil der folgenden Nacht brachte ich mit Francia und Cajetan zu, weil ich mit eigenen Augen die Phänomene beobachten wollte, von denen der Landmann mir erzählt hatte. Ich stand auf dem Erker, der nach der Hofseite hinaus ging, und hörte hier das Auf- und Zugehen der Thüre, so wie die unterirdischen Schläge, die sich in gleichen Intervallen von drei bis vier Minuten wiederholten. Sie gaben das Getöse eines großen ehernen Stößels in einem Mörser von dem nämlichen Metall. Ich nahm meine Pistolen und stellte mich, eine Laterne in der Hand, neben die Thüre, die sich bewegte. Ich sah, wie die Thür sich langsam öffnete und nach dreißig Secunden sich wieder gewaltsam schloß. Ich selber machte sie auf und zu, und da ich keinen verborgenen physischen Grund für das Ereigniß entdecken konnte, vermuthete ich eine Schelmerei und machte mir keine Sorge, es zu bekennen.

Als ich nochmals auf den Balcon trat, sah ich Schatten im Hofe, die kamen und schwanden.

Es konnten nur Massen von feuchter und verdickter Luft seyn. Die pyramidalförmigen Flammen, die im Felde schweiften, waren ein mir bekanntes Phänomen. Ich erhielt den Glauben, es wären die Geister, die den Schatz bewachen. Das ganze mittägliche Italien wimmelt von Irrlichtern, welche das Volk für Teufel hält. Daher auch der Name spirito folletto.

Drittes Capitel.

Vorkehrungen, den Schatz zu heben. — Sie werden unterbrochen. — Die Cavamacchia als Madame Guerini. — Der ungarische Officier und seine Geliebte. —

Das große Werk mußte in der folgenden Nacht vorgenommen werden, wenn ich nicht den Vollmond des nächsten Monats abwarten wollte. Ich hatte die Gnomen zu nöthigen, daß sie den Schatz auf die Oberfläche des Umkreises brachten, den meine Beschwörungen beschrieben. Ich wußte, daß alles fehlschlagen würde, aber auch, daß sich die Ursachen davon würden angeben lassen. Einstweilen mußte ich meine Rolle als Magier fortspielen, und ich war bis zur Narrheit darein verliebt. Javotte hatte den ganzen Tag über zu thun, dreißig Bogen Papier zu einem Umkreis

zu verschneiden, auf welchen ich in schwarzer Farbe Charaktere und furchtbare Figuren abmalte. Dieser Zirkel, den ich Maximum nannte, hatte drei Fuß im Durchmesser. Aus dem Olivenzweig, den Georg Francia mir verschafft, hatte ich mir ein Scepter machen lassen. So mit jedem Nöthigen versehen, kündigte ich der Tochter des Landmannes an, daß sie um Mitternacht sich auf alles gefaßt halten sollte. Sie konnte nicht erwarten, mir die Beweise ihres Gehorsams abzulegen, und ich sah mich nicht weniger als ihren Schuldner an.

Zuerst wies ich Javotte's Vater, Georg und Capitani an, sich auf dem Balcon für meine Befehle bereit zu halten, sobald ich sie rufen würde. Es geschah zum Theil auch, damit niemand im Hause sehen möchte, was ich vornahm. Zuerst legte ich alle profane Kleider ab, um den Talar anzulegen, den keine anderen, als Javotte's reine Hände berührt hatten. Dann ließ ich meine langen Haare herabrollen, setzte die siebenseitige Krone auf und hing den Kreis, das Maximum genannt, um meine Schulter. In der einen Hand hielt ich das Scepter, in der andern

das Schwert, womit Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen; und nachdem ich meinen Zirkel auf dem Erdboden ausgebreitet und dreimal umschritten hatte, sprang ich hinein.

Nachdem ich etwa vier Minuten niedergehockt hatte, erhob ich mich und blieb unbeweglich in der Betrachtung eines großen und schwarzen Gewölkes, welches im Osten des Himmels aufstieg, während der Donner von derselben Seite gewaltsam herrollte, stehen. Welche Bewunderung hätte ich einerndten können, wenn ich ihn vorhersagte! Die Blitze vermehrten sich, jemehr die Wolken sich häuften, um nicht die geringste Helligkeit am Himmel zu lassen. Die Klarheit der Blitze war hinreichend, die Nacht mehr zu erleuchten, wie den Tag.

Da dies ganz natürlich war, so fehlte mir jeder Anlaß, darüber verwundert zu seyn. Trotz dem aber erweckte ein Anfall von Furcht mir den Wunsch, in meinem Zimmer mich zu befinden; ja ich fing an zu schaudern, als ich die Schläge sah und hörte, die sich mit reißender Schnelligkeit folgten. Ihr Kreisen, das mich umgab, machte mir das Blut starren. In dem

Erstaunen, welches sich meiner bemeistert hatte, bildete ich mir ein, daß, wenn keiner der mich umwetternden Schläge meine Gebeine zerschmetterte, es geschehe, weil keiner derselben in den Kreis gelangen konnte, den ich gezogen hatte. Aus diesem Grunde durfte ich ihn nicht verlassen, um meine Rettung zu suchen. Ohne diesen falschen Glauben, der doch nur die Folge meiner Furcht war, hätte ich keine Minute ausgehalten. Meine Flucht würde Francia und Capitani überzeugt haben, daß ich nichts weniger, wie Magier, vielmehr ein ausgemachter Poltron sey. Die Gewalt des Sturmes, das fürchterliche Sausen und der Schreck so wie die Kälte machten, daß ich zitterte, wie ein Espenblatt. Mein System, welches ich von allen Seiten bewährt hielt, war dahin. Ich erkannte den Gott der Rache, der meiner schon gewartet hatte, um mich für alle meine Frevelthaten zu bestrafen und meinem Unglauben durch den Tod ein Ende zu machen. Ich fand mich völlig regungslos, und dies lehrte mich, daß alle meine Reue überflüssig sey.

Aber der Regen fängt an zu strömen, ich höre nicht mehr die Donner, ich sehe nicht mehr

die Blitze; mein alter Muth beginnt wieder zu erwachen. Aber welche Wassergüsse! Es war ein Strom, der sich vom Himmel durch die Luft hin ergoß, und der, wenn er länger dauerte, als eine Viertelstunde, alles überströmt haben würde. Doch mit ihm schwand auch alles Gewölk und alle Dunkelheit. Der wolkenlose Himmel zeigte mir schöner, denn jemals, den Mond in seiner Mitte. Ich raffte den Zirkel zusammen, und nachdem ich den beiden Freunden befohlen, sich niederzulegen, ohne ein Wort mit mir zu sprechen, begab ich mich in mein Zimmer, wo ich Javotte so schön fand, daß ich anfing für mich zu fürchten. Ich ließ es zu, daß sie mich abtrocknete, ohne mir einen Blick zu gönnen, und mit einer kläglichen Stimme sagte ich ihr, daß sie sich niederlegen möchte. Am andern Morgen gestand sie mir, daß mein Zittern trotz der heißen Witterung ihr Furcht verursacht habe.

Nach acht Stunden Schlaf war ich des Possenspiels überdrüßig geworden. Ueber Javotte, indem sie zu mir trat, mußte ich erstaunen. Sie schien mir nicht mehr von einem andern Geschlecht, weil ich das meine nicht mehr ver=

schieden hielt von dem ihrigen. Eine abergläubige Vorstellung, daß das Mädchen unter höherem Schutz stehe, bemächtigte sich meiner. Ich fürchtete, der Tod würde mich erfassen, wenn ich einen Angriff auf sie wagte. Francia schien mir minder betrogen, und sie minder unglücklich gemacht, wenn das Schicksal der armen Lucie von Pasean seine Tochter nicht betraf.

Kaum war Javotte in meinen Augen der Gegenstand eines heiligen Erschreckens geworden, als ich augenblicklich abzureisen beschloß. Eine panische Furcht, die jedoch ihren guten Grund hatte, machte meinen Vorsatz unwiderruflich. Einige Bauern konnten mich in meinem Zirkel gesehen haben und, das Gewitter für eine Folge meiner Operation haltend, mich der Inquisition angeben, die sich dann ohne Zeitverlust meiner Person bemächtigt hätte. Dann wäre ich verloren gewesen, und der Gedanke an jene Möglichkeit bestimmte mich, Francia und Capitani in mein Zimmer zu rufen und ihnen in Javotte's Gegenwart zu sagen, daß ich das Werk einem Vertrage zufolge aufschieben müsse, welchen ich mit den sieben Gnomen geschlossen, die den Schatz

bewahrten, über den sie mir alle die Auskunft ertheilt, die ich nur verlangen konnte. Ich ließ sie Francia geschrieben in ähnlichen Worten zurück, wie sie Capitani in Mantua von mir empfangen hatte.

„Der Schatz, welcher siebzehn und eine halbe Toise von hier unter der Erde liegt, befindet sich dort seit sechs Jahrhunderten. Er besteht in Diamanten, Rubinen, Smaragden und hundert Pfund Goldstaub. Alles dieses verschließt eine Truhe, dieselbe, welche Gottfried von Bouillon im Jahre 1081 der Gräfin Mathilde von Toscana entwandte, als er dem Kaiser Heinrich dem Vierten in der Schlacht gegen jene Fürstin beistehen wollte. Vor der Belagerung von Rom vergrub er die Truhe an der Stelle, wo sie sich gegenwärtig befindet. Gregor der Siebente, ein großer Magier, hatte Kunde von dem Ort und beschloß den Schatz in Person zu heben, aber er starb, bevor er sein Vorhaben vollbringen konnte, und im Jahr 1116, als die Gräfin Mathilde kaum todt war, gab der Erdgeist, welcher über die verborgenen

Schätze herrscht, diesem Schatz sieben Gnomen zu Wächtern."

Nachdem ich diese Schrift an Francia gegeben, nahm ich ihm den Schwur ab, mich abzuwarten, oder nur dem zu vertrauen, welcher einen gleichlautenden Bericht überbringen würde. Die Krone und den Zirkel ließ ich verbrennen und befahl alles Uebrige bis zu meiner Rückkehr aufzuheben. Capitani schickte ich nach Cesena, um im Gasthofe zur Post den Menschen zu erwarten, welchen Francia senden würde, um ihm unsere Sachen zu überbringen.

Da ich Javotte trostlos sah, gab ich ihr, indem ich sie auf die Seite nahm, die Versicherung, daß sie mich bald wiedersehen würde. Aus einer Art von Gewissenhaftigkeit hielt ich mich verpflichtet, ihr zu vertrauen, daß sie nun nach ihrem Willen sich verheirathen könne, denn um den Schatz zu heben, sey ihre Jungfrauschaft nicht ferner nöthig.

Nach Cesena ging ich zu Fuß, und im Gasthofe fand ich Capitani bereit, nach Mantua zu gehen, nachdem er den Markt von Lugo besucht

hatte. Unter Thränen entdeckte er mir, sein Vater werde in Verzweiflung seyn, wenn er ihn ohne das Schwert des heiligen Petrus würde ankommen sehen. Ich bot ihm auch noch die Scheide an, wenn er sie für fünf hundert römische Thaler nach Inhalt des ausgestellten Wechsels kaufen wolle. Der Handel schien ihm vortheilhaft. Wir schlossen ab, und ich händigte den Wechsel aus. Er aber mußte eine Schrift unterzeichnen, mir die Scheide zurückzugeben, sobald ich ihm die Summe von fünf hundert römischen Thalern zahlen würde. Von der Scheide wußte ich keinen Gebrauch zu machen, und mit Geld war ich versehen. Aber ich mußte vermeiden, ihm das kostbare Stück umsonst zu überlassen und zu thun, als ob es mir gleichgültig sey. Der Zufall wollte, daß wir uns erst sehr lange nachher wieder sahen, und zu einer Zeit, wo mir es nicht möglich war, die zwei hundert und funfzig Zechinen wieder zu erstatten. So ließ der Zufall mich diese Summe gewinnen, ohne daß Capitani Grund hatte, sich zu beklagen oder zu glauben, daß ich ihn betrogen habe. Denn

nun im Besitz der Scheide, glaubte er Eigenthümer sämmtlicher Schätze zu seyn, welche der Kirchenstaat nur in sich schließen möchte.

Capitani reiste am folgenden Morgen ab, und ich machte mich auf den Weg nach Neapel. Ich wollte nicht die geringste Zeit dabei verlieren. Aber folgendes Ereigniß nöthigte mich mein Vorhaben aufzuschieben.

Der Wirth im Gasthofe überreichte mir die gedruckte Ankündigung von vier Vorstellungen der Dido des Metastasio auf dem Theater Spada. Ich las die Namen der Schauspieler und Schauspielerinnen; und da mir keine derselben bekannt war, so beschloß ich zu bleiben, um die erste Vorstellung zu sehen und am folgenden Tage in aller Frühe mit der Post abzureisen. Einige Furcht vor der Inquisition drängte mich, und schon glaubte ich die Ausspäher mir auf der Fährte zu sehen. Vor dem Anfang der Vorstellung gehe ich nach dem Saal, wo die Schauspielerinnen sich ankleideten, und die erste, die ich sehe, scheint mir ziemlich bekannt. Sie war aus Bologna und hieß Navici. Ich mache ihr mein Compliment und frage nach ihren Engagements.

Sie nennt mir die Unternehmer Rocco und Argenti. Ich frage, ob sie einen Liebhaber habe. Sie antwortet nein. Sogleich biete ich mich an, und sie foppt mich ein wenig, fordert mich jedoch auf, für zwei Zechinen vier Billets für die vier Vorstellungen zu nehmen. Ich lege die zwei Zechinen hin, nehme die vier Billets und gebe sie dem Mädchen, welche ihr die Haare kämmte und hübscher war, wie sie. Dann gehe ich. Sie ruft mich zurück, aber ich achte nicht darauf, sondern löse mir ein Billet zum Parterre und nehme meinen Platz ein.

Das erste Ballet war vorüber, und weil ich alles schlecht fand, will ich gehen, als ich in der großen Loge zu meinem Erstaunen den Venetianer Manzoni mit Juliette, der Cavamacchia erblicke, deren sich der Leser erinnern wird. In einem Augenblick, wo ich mich unbeobachtet glaubte, fragte ich meinen Nachbar nach der Schönheit, welche mehr glänzte, wie ihre Diamanten. Es ist Madame Guerini, antwortete er, eine Venetianerin, die der General Graf Bonifazio Spada, der Eigenthümer des Theaters, aus Bologna, ihrem Vaterlande, hierher gebracht hat. Erfreut, zu hö-

ren, daß Guerini sie endlich geheirathet, dachte ich nicht daran, mich ihr zu nahen. Ich hätte sie Excellenz nennen müssen und wollte nicht gekannt seyn. Auch war ich meiner Aufnahme nicht gewiß. Der Leser erinnert sich wohl noch, was vorgefallen, während ich sie als Abbé verkleidete. Aber im Augenblick, wie ich gehen will, erkennt sie mich und grüßt mit dem Fächer. Ich trete zu ihr und sage, ich wolle nicht gekannt seyn und heiße deshalb Farusi. Eben so leise sagt mir die Manzoni, ich spreche mit Madame Guerini, und ich antworte, daß ich es durch einen Brief aus Venedig wisse. Juliette versteht mich und macht mich auf der Stelle zum Baron, indem sie mich dem Grafen Spada vorstellt. Dieser Herr bat mich, in seine Loge zu treten, und nach den Fragen, woher ich komme und wohin ich gehe, lud er mich zum Abendessen ein.

Es waren nun zehn Jahr, daß er Juliette in Wien liebte, als die erhabene Marie Theresie, weil sie den nachtheiligen Einfluß ihrer Reize bemerkte, den Aufenthalt in jener Stadt der Schönen untersagte. Seitdem hatte sich die

Bekanntschaft in Venedig von neuem angeknüpft, und sie hatte den Grafen vermocht, sie nach Bologna zu führen. Manzoni, ihr alter Verehrer, der mir dieses alles erzählte, hatte sie begleitet, um Guerini das Zeugniß von ihrem guten Betragen abzulegen. In Venedig wollte sie, alle Welt solle glauben, daß er sie heimlich geheirathet. Aber funfzig Meilen von dem Vaterlande entfernt, hielt sie sich nicht mehr dem Geheimniß verpflichtet. Der General hatte sie bereits dem ganzen Adel von Cesena als Madame Guerini Popozze vorgestellt. Guerini hatte übrigens keinen Grund zur Eifersucht auf den General. Die Bekanntschaft mit ihm stammte aus einer früheren Zeit. Die Frauen werden jeden spätern Liebhaber albern nennen, den eine frühere Bekanntschaft eifersüchtig macht. Juliette hatte geeilt mich herbeizurufen, aus Furcht vor meiner Unbescheidenheit. Aber sie fühlte sich sicher, sobald sie bemerkte, daß ich auch die ihrige zu fürchten hatte. Ich behandelte sie augenblicklich so, wie es ihrem Range geziemte.

Beim General fand ich eine große Gesellschaft und recht hübsche Frauen. Aber Juliette

suchte ich vergeblich. Manzoni sagte mir, sie sitze am Farotische und verliere ihr Geld. Ich begab mich zur Bank, wo sie neben dem Banquier saß, und dieser erblaßte bei meinem Anblick. Es war der angebliche Graf Celi. Er bot mir sogleich ein Buch Karten an, aber ich schlug es höflichst aus, indem ich gleichzeitig Juliette's Anerbieten, mit ihr Moitié zu seyn, annahm. Sie hatte funfzig Zechinen vor sich liegen. Eben soviel that ich hinzu und setzte mich ihr zur Seite. Beim Schluß der Taille fragte sie mich, ob ich den Banquier kenne, und weil ich bemerkte, daß er es gehört hatte, antwortete ich, nein. Nun sagte mir die Dame zu meiner Rechten, es sey der Graf Alfani. Eine halbe Stunde darauf hatte Madame Guerini, die beständig verlor, ein sept leva von zehn Zechinen, welches entscheidend war. Ich stehe also auf und hefte meine Augen fest auf die Hände des Spielers. Aber das hilft nichts, er macht seine Manoeuvres, und Madame verliert ihre Karte. In dem Augenblick erscheint der General, sie zur Tafel zu führen, und sie verläßt das Spiel, indem sie ihr Gold liegen

läßt. Nach dem Essen kehrt sie zurück und verliert alles.

Die artigen Geschichtchen, mit denen ich die Gesellschaft unterhielt, erwarben mir die Freundschaft aller Anwesenden, und am meisten die des Generals. Als er hörte, daß ich nach Neapel gehen wolle, um einer verliebten Grille wegen, beschwor er mich, einen Monat mit ihm zu verleben und ihm jene Grille aufzuopfern. Aber es gelang nicht. In der Leerheit meines Herzens verlangte ich nach Therese und Lucrezia, deren holde Gestalten ich mir nur verworren vor die Seele rufen konnte. Inzwischen verstand ich mich dazu, in Cesena zu bleiben und ihm während der vier Tage, die er dort zuzubringen beschlossen hatte, meine Aufwartung zu machen.

Am Morgen darauf erscheint, während ich mich frisiren lasse, der Gauner Alfani. Ich empfange ihn lächelnd und mit den Worten, daß ich ihn erwartet hätte. Die Gegenwart des Friseurs hindert ihn zu antworten. Kaum aber ist dieser fort, als er fragt, weshalb ich ihn erwarten könne. —

Aus Vermuthungen, antworte ich, die Sie

ausführlicher hören sollen, wenn Sie mir zuvor und augenblicklich hundert Zechinen werden aufgezählt haben. —

Hier sind funfzig, und mehr dürfen Sie nicht fordern. —

Ich nehme sie auf Abschlag, indem ich Ihnen aus Wohlwollen den Rath gebe, sich heut Abend nicht beim General sehen zu lassen; denn Sie werden nicht gut aufgenommen werden, und das geschieht meinetwegen. —

Ich hoffe, ehe Sie so unfreundlich verfahren, werden Sie bedenken —

Ich habe bedacht. Geschwind machen Sie, daß Sie davonkommen! —

Vielleicht entfernte ihn gleichzeitig der erste Castrat der Oper, der eintrat und mich bei der Narici zu Mittag einlud. Diese Einladung nahm ich an, weil sie mir lächerlich war. Der Sänger hieß Nicolaus Perelli und wollte ein natürlicher Sohn von Sixtus dem Fünften seyn. Wenn ich meinen Aufenthalt in London, vierzehn Jahre später, erzähle, will ich mehr über diesen Possenreißer sagen, den ich dort wiederfand.

Indem ich Mittags bei der Narici eintrat,

ward ich den Grafen Alfani gewahr, der gewiß nicht erwartete, mich dort zu sehen. Er ersuchte mich sogleich, mir ein Wort im Vertrauen sagen zu dürfen.

Wenn ich Ihnen, hub er an, noch funfzig Zechinen gebe, so können Sie als Mann von Ehre sie lediglich nehmen, um sie der Madame Guerini zuzustellen, und das können Sie nur thun, wenn Sie der Dame sagen, daß Sie mich zur Herausgabe gezwungen hätten. Die Folgen davon müssen Sie einsehen. —

Ich werde ihr das Geld zustellen, wenn Sie nicht mehr hier sind, und inzwischen Verschwiegenheit beobachten. Aber hüten Sie sich, in meiner Anwesenheit künstlich dem Glücke zu Hülfe zu kommen! Ich möchte Ihnen sonst einmal einen üblen Streich spielen. —

Verdoppeln Sie meine Bank, und wir spielen in Gemeinschaft! —

Dieser Vorschlag zwang mich zum Lachen. Er zahlte die funfzig Zechinen, und ich versprach zu schweigen.

Die Gesellschaft bei der Narici war zahlreich, vornämlich an jungen Leuten, die nach dem

Essen ihr Geld verspielten. Aber ich nahm nicht Theil. Die Dame hatte mich eingeladen, weil sie glaubte, ich sey mit den Uebrigen von einem Schlage. Da ich Zuschauer blieb, sah ich ein, wie weise Mahomet war, als er im Koran das Hazardspiel verbot.

Nach der Oper war wieder Bank beim General, ich spielte und verlor zwei hundert Zechinen, aber nur, weil das Glück mir nicht wohlwollte. Madame Guerini gewann. Am folgenden Abend hätte ich die Bank beinahe gesprengt. Nach der Mahlzeit begab ich mich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen des letzten Tages meiner Anwesenheit erfuhr ich beim General, daß dessen Adjutant dem angeblichen Grafen die Karten ins Gesicht geworfen habe, und daß beide sich gegen Mittag gefordert hätten. Ich besuchte den Erstern auf seinem Zimmer, um ihm meine Dienste anzubieten, indem ich zugleich äußerte, daß kein Blut fließen würde. Er dankte mir und sagte bei der Mittagstafel lächelnd, ich habe richtig prophezeit. Graf Alfani war nach Rom abgereist, und nun erbot ich mich, der angenehmen Gesellschaft eine Bank zu

machen. Madame Guerini sagte ich unter vier Augen, daß ich ihr funfzig Zechinen zustellen müsse, indem ich die Art und Weise erzählte, wie ich sie dem Gauner abgezwungen. Aber Folgendes erhielt ich zur Antwort.

Sie wollen mir vermittelst dieses Mährchens ein Geschenk von funfzig Zechinen machen. Aber wissen Sie, daß ich Ihr Geld nicht bedarf und nicht so unverständig bin, mich betrügen zu lassen!

Die Philosophie verbietet dem Weisen, eine gute Handlung zu bereuen. Aber man darf sich ärgern, wenn eine boshafte Auslegung einen ungünstigen Schein auf sie wirft.

Nach der Oper erfüllte ich mein Verspre- chen mit der Bank, verlor etwas, aber erwarb mir Zuneigung. Das ist mehr werth, wie der Gewinn, sobald die Noth nicht den Spieler zwingt, sich bei Casse zu erhalten.

Graf Spada lud mich ein, mit ihm nach Brisigella zu gehen, aber mein Sinn war auf Neapel gerichtet. Ich versprach ihm noch bei der nächsten Mittagstafel meine Aufwartung zu machen.

Aber am frühen Morgen weckt mich ein ungewöhnliches Gepolter, das fast bis zur Thüre meines Zimmers drang, und gleich darauf höre ich in dem anstoßenden Gemach Lärmen. Ich verlasse mein Bett und öffne die Thür, um zu sehen, was es gibt. Da zeigt sich eine Schaar Sbirren an der offenen Thür des anstoßenden Zimmers, drinnen aber ein Mann von gutmüthigem Aussehen, aufgerichtet in seinem Bette, der in lateinischer Sprache scheltend loszieht auf die Schurken und auf den anwesenden Wirth, daß er jenen seine Thür aufgeschlossen habe. Ich frage den Wirth, was vorgefallen sey. Dieser Herr, sagt er, der nur lateinisch reden zu können scheint, ist mit einem Frauenzimmer zu Bett gegangen, und hier sind die Häscher des Bischofs da, um sich zu erkundigen, ob sie seine Frau sey. Dies ist die ganze Geschichte. Ist sie seine Frau, so muß er sich durch ein Certificat darüber rechtfertigen können. Ist sie es nicht, so muß er freilich mit ihr in's Gefängniß. Aber das wird nicht geschehen, denn die Sache läßt sich gütlich mit Hülfe einiger Zechinen abmachen. Ich spreche mit dem Hauptmann, und

alle diese Leute entfernen sich. Wenn Sie lateinisch sprechen, so treten Sie in sein Zimmer und sagen Sie ihm ein vernünftiges Wort! So redete der Wirth mich an.

Wer hat die Thür seines Zimmers mit Gewalt geöffnet? —

Es ist nicht mit Gewalt geschehen. Ich mußte sie öffnen. Das wollte meine Pflicht. —

Das ist die Pflicht der Straßenräuber. —

Mich erbitterte diese Niederträchtigkeit, und ich mußte mich einmischen. Ich trete ein und erzähle dem Manne, mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, alle Umstände dieser Plackerei. Lächelnd antwortete er mir, daß zuvörderst Niemand wissen könne, ob die Person in seinem Bette ein Mädchen sey, denn man habe sie nur in Mannskleidern gesehen. Zum andern könne er Niemand in der Welt das Recht einräumen, ihn zur Rechenschaft zu zwingen, ob es seine Frau oder ob es seine Geliebte sey, wenn sie nur weiblichen Geschlechts wäre. Uebrigens bin ich fest entschlossen, sagte er, weder einen Heller dieser Geschichte wegen auszugeben, noch mein Bett zu verlassen, bevor die Thür nicht wieder

zugeschlossen worden. Sobald ich mich angekleidet habe, sollen Sie eine lustige Auflösung dieses Stückes sehen. Ich werde alle die Lumpenhunde mit Säbelhieben fortjagen. —

In dem Augenblick werde ich in einem Winkel des Zimmers einen Säbel und ein ungarisches Kleid gewahr, das einer Uniform glich. Ich frage ihn, ob er Officier sey, und er sagt, er habe seinen Namen und Stand im Anmeldebuch des Wirths aufgezeichnet. Verwundert über die grenzenlose Gewaltsamkeit, wende ich mich an den Wirth. Er bestätigt die Aussage und meint, dies hindre nicht, daß das geistliche Forum auf jedes Skandal ein wachsames Auge habe. Der Schimpf, welchen Sie diesem Officier anthun, wird Ihnen theuer zu stehen kommen, sage ich. Doch sie lachen mir ins Gesicht.

So von dem Pöbelvolke verhöhnt zu werden, verdroß mich. Ich frage den Officier, ob er mir wohl seinen Paß anvertrauen wolle. Da er deren zwei habe, könne er mir wohl einen überlassen, gibt er zur Antwort, zieht den Paß aus der Schreibtafel und läßt mich ihn lesen. Er war vom Cardinal Albani und enthielt den

Namen des Officiers, so wie seinen Charakter als Hauptmann in einem ungarischen Regiment Ihrer Majestät, der Kaiserin. Dieser Mann kam, wie er mir sagte, von Rom und reiste nach Parma, um Herrn Dutillot, dem ersten Minister des Herzogs von Parma, ein Paket zu überbringen, welches der Cardinal Alexander Albani ihm anvertraut hatte.

Indem tritt ein Mensch in das Zimmer, der mich ersucht, dem Herrn auf Latein zu sagen, er müsse augenblicklich abreisen und könne sich keine Minute mehr aufhalten. Der Fremde möchte sich daher bald mit den Häschern vereinigen, oder ihn bezahlen. Es war der Veturin.

Nun durchschaute ich das Complot und bat den Officier, mir die ganze Sache zu überlassen, indem ich versicherte, daß ich ihn auf eine ehrenvolle Weise herausziehen würde. Er sagte, alles wolle er mir überlassen. Nun eröffnete ich dem Veturin, daß, um bezahlt zu werden, er nur den Reisekoffer heraufzubringen habe. Das geschieht, und ich zähle eigenhändig acht Zechinen ab, über die ich mir Quittung für den Officier geben ließ, der nur Lateinisch, Deutsch und Ungarisch sprach.

Der Veturin ging sogleich, desgleichen die bestürzten Sbirren bis auf zwei, die im Saale blieben.

Nun rieth ich dem Officier, das Bett vor meiner Rückkunft nicht zu verlassen. Ich sagte ihm, daß ich mit dem Bischof sprechen wolle, um ihm die vollständigste Genugthuung zu verschaffen, und er zweifelte keineswegs daran, daß es geschehen werde, als ich ihm sagte, daß der General Spada sich zu Cesena befände. Er kenne denselben, sagte er mir, und würde, wenn er das gewußt hätte, den Wirth vor den Kopf geschossen haben, der den Sbirren die Thür seines Zimmers geöffnet.

Ich warf mir einen Ueberrock um, und mit noch aufgewickelten Haaren gehe ich zum Bischof, wo ich so lange lärme, bis man mich in sein Zimmer läßt. Der Bediente sagt mir, er sey noch im Bette, aber auch zu diesem dringe ich hin und erzähle dem Prälaten die ganze Geschichte, indem ich Lärm über die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens schlage und eine Polizei durchhechle, die so die Rechte der Menschen verletzt.

Er, ohne zu antworten, ruft und befiehlt, mich zum Kanzler zu führen. Diesem wiederhole ich alles, lasse ihn fühlen, daß ich Haare auf den Zähnen habe, und bediene mich einer Sprache, mit der man wohl aufbringt, aber keine Gnade erlangt. Ich drohe und sage, wenn ich der Officier wäre, so würde ich die lauteste Genugthuung fordern. Der Priester, lächelnd, und indem er fragt, ob ich im Fieber sey, heißt mich zum Hauptmann der Sbirren gehen.

Höchst erfreut darüber, auch diesen erbittert und die Sache dahin gebracht zu haben, daß die Autorität des General Spada allein sie zur Ehre des beleidigten Officiers und Beschämung des Bischofs endigen konnte, verfüge ich mich zum General; man sagt mir, erst um acht Uhr sey er zu sprechen, und nun gehe ich zurück nach meinem Gasthofe.

Das Feuer, mit dem ich mich dieser Sache annahm, schien dem Edelmuth meiner Seele anzugehören, die solche Behandlung eines Fremden nicht zu dulden vermochte. Aber ein viel stärkeres Motiv setzte mich in Flammen. Ich dachte mir die Reize des Mädchens, das bei dem

Officier lag, und konnte nicht erwarten, sie zu sehen. Die Schaam hinderte sie, den Kopf aus dem Bette hervorzustecken. Aber sie hatte mich gehört, und ich mußte ihr gefallen haben.

Da die Thür zum Zimmer des Officiers fortwährend offen geblieben war, so trete ich hinein und statte ihm von allem, was durch mich geschehen war, Bericht ab, indem ich versichere, es werde noch heute von ihm abhängen, auf Kosten des Bischofs, nachdem er alle mögliche Genugthuung erhalten, abzureisen. Der General werde ihm diese verschaffen, aber vor acht Uhr könne ich ihn nicht sprechen. Er dankte aufrichtig und sagte, erst morgen wolle er reisen, indem er mir die acht Zechinen aufzählte, die ich dem Veturin gegeben. Ich fragte ihn nach dem Vaterlande seines Reisegefährten, und er nannte mir Frankreich, und daß er nur Französisch spreche. —

So? sprechen Sie Französisch? —

Kein Wort. —

Das ist sonderbar. Unterhalten Sie sich denn allein durch Gebehrden? —

So ist es. —

Da bedauere ich Sie. Darf ich mit Ihnen frühstücken? —

Fragen Sie meinen Gefährten, ob es ihm Vergnügen macht! —

Nun richte ich meine Bitte an diesen, und aus der Bettdecke guckt ein Kopf mit zusammengewirrten Haaren hervor, so lächelnd frisch und verführerisch, daß ich trotz der Mannsfrisur keinen Zweifel über das Geschlecht hegen konnte.

Bezaubert von der reizenden Erscheinung, sage ich: da meiner Theilnahme für sie kein Sehen vorangegangen, so könne ihr Anblick nur meinen Eifer und meine Bemühungen anspornen. Sie gibt mir das lieblichste Compliment von der Welt mit allem ihrer Nation eigenthümlichen Geist zurück. Nun entferne ich mich, um Kaffee zu bestellen und ihr Zeit zu lassen, sich im Bette aufzurichten. Denn beide schienen entschlossen, es nicht verlassen zu wollen, so lange die Thür des Zimmers offen blieb.

Sobald der Aufwärter den Kaffee bringt, trete ich wieder in das Zimmer, und die Französin zeigt sich unter einem blauen Mannsoberrock mit schlecht geordneten Haaren. Ich finde

ihre Schönheit bewundernswürdig und seufze den Augenblick herbei, wo sie aufstehen wird. Sie trank ihren Kaffee mit uns, ohne den Officier, der mit mir sprach, auch nur einmal zu unterbrechen. Ich hörte ihn nicht, so war ich von dem Antlitz dieses Wesens hingerissen, das mich nicht anblickte, und das durch den pudor infans meines theuern Horaz gehindert ward, mir auch nur ein Wort zu sagen.

Um acht Uhr gehe ich zum General und erzähle ihm die Geschichte mit möglichster Uebertreibung. Ich sage, wenn er nicht Abhülfe verschaffe, so sey der Officier genöthigt, unverzüglich eine Estafette an den Cardinal abzusenden. Aber es bedurfte meiner Beredtsamkeit nicht. Graf Spada hatte kaum den Paß gelesen, als er erklärte, daß er diese Posse höchst ernsthaft nehmen werde. Zuvörderst sandte er seinen Adjutanten zum Officier nach dem Gasthof und ließ ihn zum Mittagsessen mit seiner Begleitung einladen, damit keiner erfahre, ob es ein Frauenzimmer sey, oder nicht. Dann ließ er dem Bischof sagen, der Officier werde erst abreisen, nachdem

er vollständige Genugthuung erhalten und ihm als Entschädigung seine Geldauslagen erstattet wären.

Meine Freude war nicht gering, daß ich Zeuge eines solchen Vorganges seyn durfte, für dessen Urheber ich mich ansah.

Der Adjutant, von mir begleitet, begibt sich zum ungarischen Hauptmann, händigt ihm seinen Paß ein und bittet ihn in des Generals Namen bei dem Letzteren zum Mittagsessen. Dann ersucht er diesen, die Art der Genugthuung aufzuschreiben, die er verlange, und die Geldsumme, welche ihm den Zeitverlust entschädigen soll. Ich eilte in mein Zimmer, ihm Tinte und Feder zu holen, der Ungar aber verfaßte binnen kurzer Frist seine Schrift in einem Latein, das sich gut genug machte. Die Sbirren waren verschwunden. Der gute Hauptmann begehrte nur dreißig Zechinen, obwohl ich alles aufbot, ihn zu einer Forderung von hundert Zechinen zu vermögen.

Auch wegen der Genugthuung war sein Antrag sehr bescheiden. Er verlangte, die Sbirren und der Gastwirth sollten, in Beiseyn des Adju=

danten vom General ihm auf den Knien im Vorsaal liegend, abbitten. Wenn dies nicht binnen zwei Stunden geschähe, drohte er eine Estafette nach Rom an den Cardinal Alexander zu schicken und in Cesena auf Kosten des Bischofs gegen zehn Zechinen Tagegelder die Antwort abzuwarten.

Der Adjudant ging um dem Bischof die Schrift zu überbringen. Gleich darauf trat der Gastwirth mit der Nachricht ein, daß der Officier frei sey, und lief was er konnte, als dieser ihm sagte, daß er ihm noch zwanzig Stockprügel schuldig sey. Ich verließ beide, um mich in meinem Zimmer frisiren zu lassen und anzukleiden, ehe die Stunde zur Tafel beim General heranrückte. Nach einer Stunde sahe ich auch meine beiden Freunde in schöner Uniform. Die der Dame war erfunden, aber höchst elegant. Im nämlichen Augenblick faßte ich den Entschluß, mit ihnen nach Parma zu reisen. Denn die Schönheit das Mädchens hatte mich wahrlich zum Sclaven gemacht. Ihr Liebhaber verrieth das Alter der sechzig Jahre, und diese Verbindung schien mir so wenig passend, daß ich alles bald in ein besseres Geschick zu bringen hoffte.

Der Adjudant kehrte mit einem Priester des Bischofs zurück, der dem Officier die Versicherung gab, daß er in einer halben Stunde jede verlangte Genugthuung erhalten solle, jedoch mit funfzehn Zechinen zufrieden seyn müsse, da von Parma nach Cesena man nicht mehr wie zwei Tagereisen rechne. Der Officier wollte nichts herunter lassen und erhielt seine dreißig Zechinen, verweigerte aber die Quittung darüber. So endigte diese Angelegenheit. Da es die Frucht meiner Bemühungen zu seyn schien, trug ich dafür die unbedingte Zuneigung des Paares davon. Um sich zu überzeugen, daß der Gefährte ein Mädchen sey, brauchte man nur den Wuchs zu untersuchen. Nicht jede Frau, die sich in Mannskleidern für schön hält, weil sie sich darin anzieht, ist deshalb schön als Frau.

Mittags, beim Eintritt in den Gesellschaftssaal des General, verabsäumte dieser nicht, den anwesenden Damen die beiden Officiere vorzustellen. Sie lachten als sie die Vermummung sahen, aber, von der ganzen Geschichte unterrichtet, schienen sie überrascht. Denn daß sie mit den Helden des Stücks zu Mittag speisen

sollten, hatten sie nicht erwartet. Die Damen behandelten den jungen Officier, als wenn er wirklich ein Mann wäre, und die Männer huldigten ihm, wie sie gethan haben würden, wenn er sich als Mädchen vorgestellt hätte. Nur Madame Guerini schmollte, denn weil man ihr weniger Aufmerksamkeit widmete wie sonst, glaubte sie sich verdunkelt. Sie redete den jungen Officier nur an, um mit ihrem Französisch zu glänzen. Sie sprach es recht gut. Nur der Ungar sprach kein Wort; denn keiner gab sich die Mühe Lateinisch mit ihm zu reden, und der General hatte ihm eben nichts auf Deutsch zu sagen.

Ein alter Abbé, der von der Gesellschaft war, wollte den Bischof rechtfertigen, indem er versicherte, daß die Häscher und der Gastwirth nur auf Befehl der Inquisition also verführen. Deshalb, sagte er, fehlen den Thüren in den Zimmern der Gasthöfe die Riegel, damit sich die Fremden nicht einschließen können. Personen von verschiedenem Geschlecht sollen, nur wenn sie Mann und Frau sind, in einem Bette schlafen.

Zwanzig Jahre später fand ich in Spanien, daß dort alle Zimmer der Gasthöfe Riegel von

außen hatten, so daß die Fremden die darin schliefen, gleichsam eingekerkert waren.

Es ist eigen, sagte Madame Guerini, wie Sie so zusammen leben können, ohne daß es ihnen möglich ist, sich mitzutheilen. —

Weshalb eigen? Madame! Wir verstehen uns darum doch. Denn zu dem, was unter uns vorgeht, bedarf es der Worte wenig. —

Diese Antwort, die der General in gut Italienisch brachte, erregte das laute Lachen der ganzen Tischgesellschaft. Aber Madame Guerini machte die Alberne. Sie fand es zu unverholen. Ich kenne, sagte sie dem falschen Officier, keine Handlungen, bei denen man nicht die Rede oder wenigstens die Schrift nöthig hätte. —

Verzeihen Sie. Ist das Spiel keine Handlung? —

Sie thun also nichts denn spielen? —

Nichts weiter. Wir spielen Faro, und ich habe die Bank. —

Nun lachte die Gesellschaft erst so laut, daß ihr der Athem verging, und die Guerini mußte mitlachen. Aber gewinnt denn die Bank auch wohl? fragte der General.

Je nun, das Spiel ist so klein, daß es sich des Nachzählens nicht verlohnt. —

Keiner gab sich die Mühe, dem guten Ungar diese Antwort zu übersetzen. Gegen Abend trennte sich die Gesellschaft, und man wünschte dem General, der morgen aufbrechen wollte, eine glückliche Reise. Auch er sagte mir, ich möchte wohlbehalten nach Neapel kommen. Aber ich antwortete: zuvor müsse ich den Erbherzog von Parma sehen, und den beiden Officieren, die sich nicht verstehen könnten, als Dollmetscher dienen. Seine Meinung war, an meiner Stelle würde er das Nämliche thun. Der Guerini gab ich das Versprechen, ihr Nachrichten von mir nach Bologna zu geben, mit dem Vorsatze es nicht zu halten.

Noch als sie unter ihrer Bettdecke versteckt lag, fing die Geliebte des Ungarn an, mich zu interessiren. Als sie den Kopf hervorsteckte, hatte sie mir gefallen, und hingerissen ward ich, als ich sie ausser dem Bette sah. Nun entwickelte sie noch bei Tisch eine Art von Geist, den ich ungemein liebe, der in Italien selten, dessen eigentliches Vaterland nur Frankreich ist. Schwer

hielt ich ihre Eroberung nicht, und ich gedachte aller Mittel, die sie mir verschaffen konnten. Ohne Eitelkeit durfte ich annehmen, ihr besser zu gefallen, wie der Ungar. So besorgte ich von der Seite kein Hinderniß. Er schien mir zu denen zu gehören, welche die Liebe nur so mitnehmen, ihr folgen wo sie sich bietet, aber auch sie wieder verlassen, und sich den Darbietungen des Zufalls hingeben. Mehr konnte das Glück für mich nicht thun, als daß es mich zum Reisegefährten der Beiden machte. Es schien nicht, daß man mein Anerbieten ausschlagen werde, meine Begleitung mußte ihnen vielmehr willkommen seyn.

Kaum waren wir zum Gasthof zurückgekehrt, als ich den Officier fragte, ob er mit der Post oder mit einem Veturin reisen würde. Wäre er selbst mit einem Wagen versehen, würde er sich für die Post erklären, antwortete er.

Ich habe, sagte ich, einen sehr bequemen Reisewagen, und könnte Ihnen, wenn Sie meine Gesellschaft nicht beschwert, die zwei Plätze im Fond anbieten. —

Das trifft sich ja höchst glücklich! Haben

Sie die Güte, diese Lustfahrt Henriette vorzuschlagen. —

Wollen Sie, Madame Henriette, mir die Ehre bewilligen, daß ich Sie bis Parma begleiten darf? —

Mir könnte nichts angenehmeres geschehen. Wir würden mit einander sprechen. Aber Sie möchten oft in der Lage seyn, die Nachteule zu machen. —

Dazu erbiete ich mich gern, und bedauere nur die Kürze der Reise. Beim Abendessen mehr davon. Einstweilen lassen Sie uns einige Angelegenheiten beseitigen. —

Noch fehlte mir der Wagen, den ich erst in der Einbildung besaß. Im Kaffeehause, wo sich der Adel versammelt, erkundigte ich mich, ob nicht irgendwo ein solcher zu verkaufen sey, und ich hörte von einem englischen Wagen des Grafen Dandini, der allen Kauflustigen zu theuer gewesen. Es wurden zwei hundert Zechinen gefordert, und er hatte nur zwei Plätze im Fond nebst einem schmalen Rücksitz. Das gerade verlangte ich. Ich lasse mich zur Remise führen, und bin zufrieden. Der Graf speiste in der

Stadt, und ich erkläre, daß morgen ich den Wagen erhandeln würde. Nun gehe ich wieder zurück nach meinen Gasthof. Während des Abendessens spreche ich nur so viel mit dem Officier, als nöthig war festzusetzen, daß wir morgen nach dem Mittagsessen abreisen wollten, und jeder zwei Pferde bezahlen solle. Aber mit Henrietten gab es lange Unterredungen über tausend angenehme Gegenstände. Ich mußte ihre, mir ganz neue Art von Geist bewundern, denn ich hatte mich noch mit keiner Französin unterhalten. Sie war reizend, und da ich sie für keine Abenteurerin halten konnte, wollte ich die Ausbildung ihres Geistes einer sehr sorgfältigen Erziehung zuschreiben, doch ich verwarf diesen Gedanken jedesmal wieder, wenn er sich mir nahte. Wenn ich das Verhältniß zu ihrem Geliebten erwähnte, entschlüpfte sie mir auf die reizendste Weise. Nur eine Frage, die sie glaubte nicht zurückweisen zu dürfen, beantwortete sie, daß er weder ihr Vater, noch ihr Gemahl sey. Mehr brauchte ich nicht. Der gute Mann war eingeschlafen. Als er sich ermunterte, sagte ich ihm eine gute Nacht, und verfügte mich zur Ruhe, höchst ver-

liebt, und höchst entzückt über dieses Abenteuer, das ich mir höchst reizend dachte, und das ich zu bestehen hoffte, weil ich Herr meiner Zeit und gut bei Kasse war. Am meisten triumphirte ich, daß die Intrigue in drei bis vier Tagen mich zum Ziel führen müsse.

Früh eilte ich am andern Morgen zum Grafen Dandini, und kaufte noch, indem ich einem Goldschmidtsladen vorüberging, Armketten von Gold mit spanischer Emaille, wie sie zu Venedig getragen wurden, jede fünf Ellen lang und sehr fein gearbeitet. Es war ein Geschenk, das ich an Javotte machen wollte.

Graf Dandini erkannte mich auf den ersten Blick. Wir hatten uns in Padua bei seinem Vater gesehen, der auf der dortigen Universität den Lehrstuhl für die Pandekten ausfüllte. Ich kaufte den Wagen, welcher doppelt so viel, als er forderte, gekostet haben sollte, unter der Bedingung, daß er durch einen Sattler vollkommen zur Reise eingerichtet, mir eine Stunde nach Mittag vor den Gasthof geschafft werden müsse.

Von hier ging ich zu Francia und überschüttete mit Freude die unschuldige Javotte durch

die Armketten, schöner wie irgend ein Mädchen in Cesena sie trug. Dies Geschenk ersetzte dem guten Alten zehnmal die Ausgaben, die er hatte für mich machen müssen. Aber als ein bedeutenderes Geschenk nahm er den Schwur auf, den ich ihm ablegen ließ, keinem andern Magier die Hebung des Schatzes anzuvertrauen, und wenn auch zehn Jahr hingehen sollten, bevor ich wieder sichtbar würde. Ich sagte ihm, bei jedem Versuch eines andern Magier würden die Gnomen die Truhe noch einmal so tief versenken. Dann läge er sechs und dreißig Toisen tief, und das würde mir die Sache gewaltig erschweren. Ich eröffnete, daß ich die Zeit meiner Wiederkunft noch nicht bestimmt angeben könne, er aber mich erwarten müsse; denn daß der Schatz nur durch mich gehoben werden könne, sey einmal höhern Orts beschlossen. Ich ließ ihn den Schwur mit Verwünschungen begleiten, die, wenn er sie verletzte, seine ganze Familie in's Unglück stürzten. So ward ich, statt mir vorwerfen zu müssen, den wohlwollenden Landmann hintergangen zu haben, dessen Wohlthäter. Er sah mich nicht wieder, weil er starb. Aber seine

Nachkommen erwarten mich gewiß noch, denn der Name Farusi muß in ihrem Hause unsterblich geworden seyn.

Javotte begleitete mich bis auf dreißig Schritt vor Cesena, und unsere herzlichen Umarmungen beim Abschied waren mir ein Beweis, daß nicht für immer, sondern nur auf den Moment mich die Furcht vor den Donnerschlägen von ihr zurückgehalten hatten. Aber ich war froh sie mit meinen Frevelthaten verschont zu haben, und deshalb an keine Erneuerung derselben denken zu müssen. Mehr werth wie der Armschmuck den ich ihr schenkte, waren die Worte, welche ich ihr sagte, daß wenn ich in drei Monaten nicht zurückgekehrt seyn sollte, sie dreist bedacht seyn dürfe, sich einen Gatten auszusuchen, ohne zu fürchten, daß dies der Hebung des Schatzes hinderlich seyn werde, dessen ich mich nur dann erst bemächtigen könnte, wenn die geheime Wissenschaft es erlaube. Nach einigen Thränen sagte sie mir, sie würde sich nach meiner Anweisung richten.

So endete das Abenteuer mit dem Schatz zu Cesena, bei welchem ich nicht zum Betrüger, sondern zum Helden ward. Aber ich will nicht

verschweigen, daß wenn mir mein voller Geldbeutel gefehlt hätte, ich wahrscheinlich den guten Francia ruinirt und darüber gelacht haben würde. Vielleicht hätte manch anderer junger Mensch von Anlagen es nicht anders gemacht. Daß ich Capitani die Scheide des Schwertes etwas zu theuer verkaufte, belästigt mein Gewissen nicht. Ich wäre der größte Narr, wenn ich das jetzt noch bereuen wollte. Capitani selbst war des Glaubens, mich anzuführen, als er diese Scheide für die zwei hundert und funfzig Zechinen annahm, die er mir gegeben. Sein Vater, der Commissair aber hat diesen Besitz mehr geliebt, wie irgend einen Diamanten, der hundert tausend Thaler werth gewesen wäre. Er war ein reicher Mann, als er in der Ueberzeugung starb, die Scheide und das Schwert des Petrus zu besitzen. Ich werde arm sterben. Der Leser urtheile, welcher von beiden glücklicher war.

Als ich den Gasthof wieder erreicht hatte, richtete ich alles Nöthige für die kleine Reise ein, die mich glücklich machte, indem sie meinen Gedanken begegnete. Jedes Wort, das Henriette mir sagte, gab ihr einen neuen Reiz.

Der Geist dieses Mädchens fesselte mich noch mehr, wie ihre Schönheit. Dem Officier schien es ganz recht zu seyn, daß ich anfing, mich in sie zu verlieben, und mir kam es vor, als sey es auch dem Mädchen ganz recht, ihren Geliebten zu verändern. Allen Eigenschaften, welche mich zum annehmlichen Liebhaber stempelten, gesellte sich das Ansehn zu, welches ich hatte, reich zu seyn, obwohl ich keinen Bedienten hielt. Ich erklärte, das Vergnügen ihn zu entbehren, koste mich doppelt so viel, wie seine Erhaltung. Dafür wäre ich aber auch gewiß, stets gut durch mich selbst bedient zu seyn. Dabei liefe ich nicht Gefahr bestohlen, noch auf Schritten und Tritten ausgespäht zu werden. Henriette war ganz meiner Meinung, und mein Glück machte mich ganz trunken.

Der wackre Officier wollte mir noch das Geld einhändigen, das die Post bis Parma auf seinen Antheil gekostet haben würde. Dann setzten wir uns zu Tisch, ließen packen, die Koffer aufbinden und anspannen.

Viertes Capitel.

Abreise mit dem ungarischen Officier und mit Henriette, seiner Geliebten. — Aufenthalt in Parma. —

Vor der Abreise ward noch um die Plätze im Wagen auf ein Weilchen gestritten. Ich sollte den Sitz neben Henriette einnehmen. Ihr Liebhaber sah nicht ein, daß die Stelle auf dem Rücksitz meiner wachsenden Liebe willkommner war. Ich zweifelte nicht, daß auch Henriette hierüber völlig im Klaren seyn müsse. Ihr gegenüber konnte ich sie ansehen, ohne daß ich nöthig hatte, um mir diese Wonne zu verschaffen, den Kopf nach ihr hinzuwenden, eine Wonne, die gewiß unter allen denen die größte ist, welche in der Liebe Niemand uns streitig machen darf.

Aber ein Umstand verkümmerte meine glückliche Lage. Wenn Henriettens Scherze mein Lachen erregten, und der Ungar unzufrieden war, nicht mitlachen zu können, hielt ich mich verpflichtet, ihm das Gesagte in Latein zu übersetzen. Das geschah oft so schlecht, daß es ganz trocken ausfiel. Er lachte nicht, und mich verdroß, daß Henriette glauben mußte, ich spreche minder gut Latein, wie sie französisch. Aber es war richtig.

In allen Sprachen ist es der Geist derselben, den man zuletzt lernt, und gewöhnlich belustigt das plaudernde Geschwätz am meisten. Erst in meinem dreißigsten Jahre fing ich an zu lachen, wenn ich Terenz, Plautus und Martial las.

Eine Einrichtung am Wagen nöthigte uns, in Fioli zu bleiben. Nach einem frohen Abendessen hatte ich Noth es durchzusetzen, daß ich in einem andern Zimmer schlief. Das heitere Mädchen hatte sich mir auf der Reise so launig gewiesen, daß ich fürchten durfte, sie werde das Bett ihres Freundes verlassen, um sich in das meinige zu legen. Ich wußte aber nicht, wie das der Ungar aufnehmen möchte, der in Ehren-

sachen streng zu seyn schien. Ich wollte Henriettens Besitz in Ruh und Frieden auf eine Weise erlangen, die sich mit der Freundschaft und Ehre vertrug. Sie hatte außer dem Mannskleide, in welchem sie sich befand, nicht den geringsten Frauenanzug, nicht einmal ein Hemde. Sie wechselte mit denen ihres Freundes. Das war mir ein neues Räthsel. Zu Bologna fragte ich sie, während wir fröhlich bei Tisch saßen, durch welchen Zufall sie die Geliebte des wackern Mannes geworden sey, der sich mehr als ihr Vater, wie ihr Geliebter ankündige. Lächelnd sagte sie, die Geschichte müsse er mir selbst, mit allen Umständen und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen, erzählen. Ich sagte ihm, daß ich neugierig darauf sey, und er versetzte, daß mein Wunsch erfüllt werden solle. Nachdem er sich überzeugt, die Sache würde ihm keine Mühe kosten, und nachdem er sich wiederholen lassen, daß er alles erzählen müsse, fing er also an.

Einem Freund von mir aus der Garnison in Wien ward ein Auftrag nach Rom gegeben, und dieses veranlaßte mich einen Urlaub von sechs Monat zu nehmen, um ihn zu begleiten.

Ich benutzte diese Gelegenheit, jene große Stadt zu sehen, in der Voraussetzung, die lateinische Sprache werde dort eben so üblich seyn, wie in Ungarn sie es ist. Aber ich irrte mich. Die mehrsten Geistlichen sogar redeten sie schlecht. Wer ihrer mächtig war, verstand sie nur zu schreiben, und schrieb sie dann auch wirklich in vollkommenster Reinheit.

Nach einem Monat gab der Cardinal Alexander Albani meinem Freunde Depeschen nach Neapel mit, und ich trennte mich von ihm, nachdem er mich zuvor dem Cardinal so dringend empfohlen, daß dieser mir nach einigen Tagen sagte, er würde mich in kurzem mit Briefen und mit einem Packet an den Erbherzog von Parma, Piacenza und Guastalla absenden und, wie sich versteht, die Reisekosten bezahlen. Ich hatte Lust, den Hafen, den die Alten centum celle nannten, und der nun Civita vecchia heißt, zu besehen. Deshalb benutzte ich die Zeit und begab mich mit einem Cicerone, der Lateinisch sprach, dort hin.

Kaum bin ich im Hafen, so sehe ich einen alten Officier mit diesem Mädchen in den Klei=

dern, worin sie jetzt vor Ihnen sitzt, aus einer Tartane steigen. Sie fiel mir auf, aber ich würde ihrer nicht weiter gedacht haben, wenn der Officier nicht nur Einen Gasthof mit mir, sondern auch in diesem Gasthof Ein Zimmer bezogen hätte, dessen ganzes Innere ich übersehen konnte. Ich sah das Mädchen mit ihm speisen, ohne daß beide sich je, auch nur ein Wort gesagt hätten. Nach dem Abendessen steht sie vom Tische auf und entfernt sich. Der Officier aber richtet eine Viertelstunde hindurch kein Auge von einem Briefe weg, den er liest. Dann macht er seine Fenster zu, und weil ich das Zimmer dunkel sehe, denke ich, er wird sich zur Ruhe gelegt haben. Früh Morgens merke ich, daß er nicht ausgehet, und das Mädchen, so wie Sie sie hier sehen, mit einem Buche in der Hand, erregte schon im hohen Grade meine Aufmerksamkeit. Ich gehe aus, und wie ich nach einer Viertelstunde zurückkomme, finde ich den Officier zu ihr sprechend, und sie nur von Zeit zu Zeit ein Wort mit großer Bekümmerniß erwiedernd. Jener geht nochmals aus, und ich lasse durch meinen Cicerone dem Mädchen zehn Zechinen

für eine Zusammenkunft von einer Viertelstunde anbieten. Dieser richtet den Auftrag aus und bringt mir die Antwort, sie würde angenblicklich und nachdem sie nur einen Mundbissen zu sich genommen, nach Rom reisen. Dort würde es mir leicht seyn, ein Mittel zu finden, sie zu sprechen. Der Cicerone hatte schon vom Veturin erfahren, in welche Wohnung er sie absetzen werde. Sie reiste darauf nach einem kurzen Frühstück mit dem Officier ab, und ich folgte am andern Morgen.

Zwei Tage nach meiner Wiederankunft in Rom empfing ich vom Cardinal das Packet und den Brief an Herrn Dutillot nebst einem Paß und dem Reisegelde, ohne daß eine Beschleunigung meiner Reise anempfohlen ward. Dies veranlaßte mich, für acht Zechinen mit einem Wagen, der nach Parma zurückfuhr, die Reise anzutreten.

Das Mädchen hatte ich fürwahr schon vergessen, als am Vorabend vor der Abfahrt mein Cicerone mir sagt, er wisse, wo die Schöne mit dem Officier wohne. Ich lasse ihr nun meine Anträge machen und ihr sagen, daß ich

übermorgen abreise, unsere Sache daher zu beschleunigen sey. Der Cicerone brachte mir die Antwort, da er ihr die Stunde meiner Abreise gesagt, so wie das Thor, zu welchem ich hinausfahren würde, genannt habe, so würde sie mir zwei hundert Schritt vor der Stadt begegnen, und wenn ich allein wäre, wolle sie sich zu mir in den Wagen setzen, wo wir ein Weilchen plaudern könnten.

Zufrieden mit der Anordnung, gab ich die Zeit und den Ort vor der porta popolo gegen ponte molle an.

Pünctlich ward mir Wort gehalten, und kaum erblickte ich die Erwartete, als ich halten ließ und ihr den Platz an meiner Seite einräumte. Wir könnten uns gemächlich unterhalten, sagte sie. Denn sie sey gesonnen, mit mir zu Mittag zu speisen. Sie haben keine Vorstellung, welche Mühe es mir kostete, sie zu verstehen, und welchen Fleiß auch sie anwendete, mir verständlich zu werden. Sie nahm ihre Zuflucht zu Gebehrden, und ich nahm ihren Vorschlag mit vielem Vergnügen an.

Wir speiseten zusammen, und meine Beglei-

terin erzeigte mir so viel Gefälligkeiten, als ich nur wünschen durfte. Aber es fiel mir auf, daß sie die zehn Zechinen ausschlug, die ich ihr geben wollte, indem sie mir zu verstehen gab, sie zöge überhaupt vor, die Reise nach Parma in meiner Gesellschaft zu machen, weil sie Geschäfte dorthin riefen. Das Abenteuer gefiel mir, und ich weigerte mich nicht. Aber es war mir verdrießlich, meiner Dame nicht begreiflich machen zu können, daß, wenn man sie nach Rom zurücknöthigen möchte, mir die Macht fehlen würde, sie gegen Zwangsmaßregeln zu sichern. Auch darüber war ich unzufrieden, daß, bei der gegenseitigen Unkunde unserer Sprachen, mir alle Hoffnung fehlte, sie durch unterhaltende Aeußerungen zu belustigen, oder mir selbst ein Vergnügen zu verschaffen, indem ich ihre Abenteuer mir erzählen ließ. Deshalb kann ich Ihnen so gut wie gar nichts von ihren Verhältnissen erzählen. Alles, was ich weiß, ist, daß sie sich Henriette nennt, Französin seyn muß, sanft ist wie ein Lamm, eine gute Erziehung genossen hat und sich vollkommen wohl befindet. Daß es ihr weder an Geist noch an Muth fehlt, davon

zeigen die Proben, welche sie mir in Rom und Ihnen zu Cesena an der Tafel des Generals gegeben hat. Wenn sie Ihnen ihre Geschichte erzählen und erlauben wollte, daß Sie solche ins Lateinische übersetzten, so würde sie mir einen großen Gefallen erzeigen, denn ich bin in den wenigen Tagen ihr ächter, aufrichtiger Freund geworden. Erklären Sie ihr das in ihrer Sprache!

Nun fragte ich Henriette, ob sie eine treue Uebersetzung von dem, was ich vernommen wünsche. Als sie solche getreu in allen ihren Umständen sich erbat, erzählte ich ihr wörtlich wieder, was ich vom Officier erfahren.

Mit edler Freimüthigkeit und leichter Regung von Schaam bestätigte sie mir alles. Aber auf meine Bitte, daß sie uns die Geschichte ihrer Widerwärtigkeiten anvertrauen möchte, bat sie mich, dieses ihr zu erlassen. Sagen Sie meinem Freund, sprach sie, das nämliche Verbot, das mir die Lüge untersagt, hindere mich, die Wahrheit zu sprechen.

Wegen der dreißig Zechinen, die er sich vorgenommen hatte, ihr beim Abschied zu geben, bat sie mich, ihm zu sagen, daß sie nicht einen

Sous annehmen werde, und daß es sie betrüben würde, wenn er darauf bestehen wollte. Es ist, sagte sie, mein Wunsch so. Er lasse mich eine Wohnung nach meiner Wahl allein beziehen und vergesse mich bis zu dem Grade, daß er weder Erkundigungen darüber einzieht, was aus mir geworden, noch, wenn er mich zufällig irgendwo treffen sollte, sich das Ansehn gibt, mich zu kennen. Nachdem sie mir diese fürchterlichen Worte mit eben so ernster wie milder Stimme ohne alle Gemüthsbewegung gesagt, umarmte sie den Officier mit mehr Gefühl, denn Zärtlichkeit. Er, noch nicht unterrichtet vom Anlaß dieser Umarmung, war wie versteinert, als ich ihm die nöthige Erklärung gab. Wenn er ihren Willen erfüllen solle, sagte er, wäre ihm die Ueberzeugung nöthig, daß sie in Parma alles besäße, was sie bedürfe. Sie, ohne mit ja oder nein zu antworten, bat mich, ihren Freund um nichts mehr zu ersuchen, als ihres Schicksals wegen unbekümmert zu seyn.

Nach dieser Erklärung überfiel uns eine fast einstimmige Betrübniß. Eine Viertelstunde saßen wir da und wechselten kein Wort, ja kei-

nen Blick. Ich stand auf, um in mein Zimmer zu gehen, und wünschte allen eine gute Nacht. Henriette's Gesicht war in vollen Flammen.

Beim Schlafengehen fing ich an, mit mir selbst zu sprechen, wie ich es allemal thue, wenn irgend etwas, das mir nahe liegt, mich bewegt. Das stumme Nachdenken genügt mir nicht. Ich muß laut sprechen und bilde mir ein, dann mit meinem Schutzgeist eine Unterredung zu haben. Henriette's unumwundene Erklärung brachte mich zum Ausbruch. Wer ist sie denn, sagte ich der Luft, die so edelmüthige Gesinnungen mit der größten Ausgelassenheit paart? In Parma will sie unumschränkt ihr eigener Herr seyn, und ich darf mir nicht schmeicheln, von der Verpflichtung ausgenommen zu werden, die sie ihrem frühern Begleiter aufgelegt hat. So stirb denn, Hoffnung! Wer ist sie denn? Entweder ihren Geliebten zu finden, hält sie sich überzeugt, oder sie wird in Parma erwartet, sey es nun von einem Gemahl, sey es von Eltern, wenn nicht der Geist einer zügelloser Ausschweifung, seinem eigenen Verdienst vertrauend, sie verleitet, das Glück herauszufordern, damit dieses sie in den

fürchterlichsten Abgrund stürze, in die Versuchung, so hoch mit ihren Reizen sich zu erheben, bis sie einen Liebhaber findet, der ihr eine Krone zu Füßen legt. Das wäre denn der Plan einer Rasenden oder einer Verzweifelnden. Sie ist entblößt von allem, und, gleich als mangelte ihr gar nichts, verschmähte sie von jenem Officier eine kleine Summe anzunehmen, die ohne zu erröthen, in Empfang nehmen konnte, ja die derselbe ihr darzubringen, innige Verpflichtung trug. Sie erröthete nicht, ihm Gefälligkeiten zu erzeigen, ohne daß sie ihn liebte, und kann Schaam fühlen, dreißig Zechinen von ihm anzunehmen? Darf es ihr minder entehrend scheinen, sich der flüchtigen Neigung eines Unbekannten hinzugeben, als eine Unterstützung zu empfangen, die nicht auszuschlagen, eine unabweisliche Nothwendigkeit sie drängt, wenn sie nicht Gefahr laufen will, in Parma vielleicht baldigst der Straße anzugehören? Vielleicht vermeint sie dadurch den Fehltritt mit dem Officier wieder gut zu machen; sie will in ihm den Gedanken erregen, nur um den Händen dessen zu entgehen, der sie in Rom besaß, habe sie ihm sich überlassen. Und es ist

wahr, der ungarische Officier mußte das glauben; denn daß er ungesehen ihre Leidenschaft erweckt habe, konnte er nicht glauben, da sie ihn nicht in Civita vecchia durch das Fenster hatte wieder sehen können. So durfte sie Recht haben und ihm gegenüber sich gerechtfertigt halten. Aber mir gegenüber war es anders. Mit ihrem Geist, mit ihrem Verstande mußte sie einsehen, daß, wenn sie mich nicht in Leidenschaft versetzt, ich nicht mit ihr gereist seyn würde. Und es konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß auch mein Verzeihen davonzutragen, ihr nur Ein Mittel blieb. Begabt mit Tugenden, konnten ihr die fehlen, die mich hinderten, den Lohn zu begehren, welchen eine Frau dem Verlangen eines Liebhabers schuldig ist. Wenn sie also gedachte, mir gegenüber wolle sie die Tugendhafte machen, um mich hinters Licht zu führen, so will ich ihr zeigen, daß sie sich getäuscht hat.

Nach diesem Selbstgespräch beschloß ich noch vor dem Einschlafen, mich ihr nicht später, als am folgenden Morgen vor der Abreise zu erklären. Ich will, sagte ich zu mir, dieselben Gefälligkeiten für mich in Anspruch nehmen, die

sie dem Officier erwiesen. Finde ich Widerstand, so sollen mich die Proben der niederbeugendsten Verachtung rächen, ehe wir noch Parma erreichen. Und ich fand es entschieden, daß sie mir die Beweise einer wahren oder falschen Zärtlichkeit nur dann versagen konnte, wenn sie Tugenden zur Schau trug, die ihr mangelten. Waren diese Tugenden falsch, so wollte nicht ich das Opfer derselben seyn. Vom Officier war ich überzeugt, daß er meine Erklärung auf keine Weise unfreundlich aufnehmen konnte. Er hatte einen zu gesunden Verstand, um nicht parteilos zu bleiben.

Ueberzeugt und durchdrungen von diesem Raisonnement, das mir von der reifsten Weisheit ausgesponnen und dictirt schien, schlief ich ein, und ein Traum, der den Reizen der Wahrheit nicht das Mindeste nachgab, zeigte mir Henriette holdlächend und, was mir am meisten auffiel, in weiblicher Tracht. Sie vertheidigte ihre Sache und zeigte mir mein Unrecht in folgender Anrede.

„Alle deine beleidigenden Sophismen schlage ich mit den Worten nieder, daß ich dich liebe

und es dir beweisen will. Ich kenne Niemand in Parma, ich bin weder rasend, noch verzweifle ich. Dir zu gehören, ist all' mein Trachten."

Und wirklich täuschte sie mich nicht, nachdem sie diese Worte gesprochen. Sie überließ sich dem Feuer meiner Liebe, das von dem der ihrigen erweckt worden.

Aus solchen Träumen erwacht der Schlummernde gewöhnlich vor dem Augenblick der Entscheidung. Die Natur hütet mit den Blicken der Eifersucht das Wirkliche und will nicht, daß die Täuschung ihm den Preis abgewinne. Der Schlafende lebt nicht vollständig, und das muß er in dem Augenblick, wo er einem ihm gleichen Wesen das Leben schenken will. Ich aber, o Wunder! bin nicht erwacht. Meinen Armen verblieb Henriette die ganze Nacht hindurch. Und welch ein Traum! Er ward erst Traum, als mein Erwachen am Morgen ihn zwang, von mir zu scheiden. Eine Viertelstunde lang blieb ich unbeweglich und betäubt, jeden Umstand in mein staunendes Gedächtniß zurückzurufen trachtend. Ich besann mich, mehrere Male im Schlaf

gesagt zu haben: nein, ich träume nicht. Und noch würde ich geglaubt haben, es sey kein Traum gewesen, hätte ich nicht die Thür inwendig verriegelt gefunden. Ohne diesen Umstand würde ich geglaubt haben, Henriette sey, nachdem sie die Nacht bei mir zugebracht, vor meinem Erwachen davongegangen.

Dieser Traum ließ mich zurück verliebt zum Sterben, und das konnte nicht anders seyn. Man gehe hungrig zu Bett, weil man das Nachtessen versäumt, so wird die ganze Nacht ein Traum vom Essen erfüllen, und ein verzehrender Hunger das Erwachen begleiten. Rasch werfe ich mich in die Kleider, um mir Henriettens Besitz noch zu versichern, ehe wir in den Wagen stiegen, oder in Bologna zu bleiben, während sie demohnerachtet mit dem Officier in meinem Wagen nach Parma reisen möchte. Um jedoch nicht unrechtlich zu verfahren, schien mir nöthig, der Erklärung gegen sie erst die Verständigung mit dem ungarischen Hauptmann vorangehen zu lassen.

Mir ist, als höre ich manchen, sogar verständigen Leser lächend ausrufen: wie kann man

solche Kleinigkeiten so wichtig nehmen? Wer das fragt, ist nie recht verliebt gewesen, ihm blieb eben seine Liebschaft nur eine Kleinigkeit.

Ich war schnell angekleidet und stand sogleich im Zimmer meiner Reisegefährten. Mein Mund sagt ihnen einen guten Morgen, dann freue ich mich der Gesundheit, die ihnen auf dem Gesicht blüht, und entdecke dem Officier, daß ich mich in Henriette verliebt habe. Es geschieht, indem ich frage, ob er es mißbilligen würde, wenn ich mich um ihre Liebe bewürbe. Sagt sie sich mir zu, fahre ich fort, so muß ich Sie bitten, mir Henriette zu überlassen, sobald wir in Parma sind, und sich nicht weiter um sie zu bekümmern. Es ist möglich, daß sie einen Geliebten in dieser Stadt besitzt; aber ich hoffe, sie opfert, wenn Sie mir eine Unterredung von einer halben Stunde gönnen, diesen Liebhaber meiner Person auf. Schlägt sie mich aber aus, so bleibe ich hier. Sie begleiten sie nach Parma, lassen meinen Wagen dort auf der Post und übersenden mir einen Schein vom Postmeister, worauf ich ihn nach meiner Bequemlichkeit in Empfang nehmen kann. —

Nach dem Frühstück, antwortete er, werde ich mir die Stadt besehen; dann sind Sie allein mit Henriette und können die Unterredung halten. In einigen Stunden bin ich wieder da, bis dahin, hoffe ich, ist alles gesagt, was Sie ihr zu sagen wünschen. Bleibt sie bei ihrem Vorsatz, so findet sich hier ein Fuhrmann, und Sie können Ihren Wagen behalten. Ich lasse Henriette mit Freuden in Ihren Händen.

Entzückt darüber, das halbe Werk vollbracht zu haben und der Entwickelung so nahe zu seyn, frage ich Henriette, ob sie die Sehenswürdigkeiten von Bologna in Augenschein nehmen wolle. Sie erwiedert, daß sie es wohl möchte, wenn sie Frauenkleidung besäße. Als Mann zeige sie sich ungern der ganzen Stadt. Darauf frühstücken wir, und der Officier geht, ich aber sage Henriette, er habe uns allein gelassen, weil ich ihm vertraut, daß ich eine Unterredung unter vier Augen mit ihr bedürfe, und rede sie, mich vor ihr hinsetzend, mit diesen Worten an.

Geht der Befehl, Sie nach der Ankunft in Parma zu verlassen, nach Ihnen nicht weiter zu fragen, und, wenn Sie wieder zusam=

mentreffen, das Ansehn jeder Bekanntschaft mit Ihnen zu vermeiden, geht dieser Befehl, welchen Sie gestern dem Officier gegeben, auch auf mich? —

Es war kein Befehl, es war eine Bitte. Sie betraf eine Gefälligkeit, die meine Verhältnisse mich nöthigten, bei ihm in Antrag zu bringen. Da er kein Recht hatte, sie mir zu verweigern, so traute ich ihm die Geneigtheit zu, sie mir zu gewähren. An Sie hätte ich den nämlichen Wunsch ergehen lassen, wenn mir wahrscheinlich gewesen wäre, daß Ihnen, mir nachzuforschen, nur beifallen könnte. Sie haben mir Freundschaft erzeigt. Wenn nun, meiner Verhältnisse wegen, mich die Gefälligkeiten beklemmen würden, die der Hauptmann mir zu erzeigen fortführe, weil sie mir nachtheilig werden könnten; so müssen die Ihrigen das noch mehr thun. Waren Sie mein Freund, so mußten Sie das errathen. —

Aber auch Sie mußten wissen, daß, wenn ich Ihr Freund war, ich Sie unmöglich allein, ohne Geld, ohne Habseligkeiten, die sich verkaufen ließen, mitten in einer Stadt wissen konnte,

wo es Ihnen nicht einmal möglich war, sich zu verständigen. Finden Sie, daß ein Mensch, dem Sie Freundschaft eingeflößt, Sie verlassen durfte, nachdem er von Ihnen selbst Ihren Zustand vernommen? Sollten Sie es glauben, so muß Ihnen das Wesen der Freundschaft fremd seyn. Und wenn jener Mensch Ihnen auch darin willfährig wird, so ist er nicht Ihr Freund. —

Ich bin überzeugt, daß der Hauptmann mein Freund ist, wie Sie es ja auch gehört haben. Er wird mich vergessen. —

Mir ist die Art der Freundschaft unbekannt, die Hauptmann Ihnen zollen mag, so wie und der Einfluß, den sie auf seinen Willen ausübt. Aber ich weiß, daß er fähig ist, Ihnen die Freundschaft zu erzeigen, die es Ihnen so leicht ward von ihm zu verlangen. Die Freundschaft, von der Sie behaupten, daß er Ihnen sie gewährt, ist von durchaus anderer Art, wie die meinige. Ich muß Ihnen gestehen, daß nicht nur mir es nicht leicht ist, Ihnen dies sonderbare Vergnügen zu gewähren, Sie in Ihrem dermaligen Zustande zu verlassen, sondern auch, daß die Ausführung dessen, was Sie begehren, mir

nach unserer Ankunft in Parma unmöglich seyn wird. Denn ich fühle nicht blos Freundschaft, ich fühle Liebe für Sie, und zwar eine Liebe, die nur durch den vollkommensten Besitz Ihrer Person beglückt werden muß, wenn ich Sie hier lassen soll. Andern Falls gestatte ich es, daß Sie mit dem Capitain nach Parma reisen. Denn ich würde dort der unglücklichste der Menschen seyn, wenn ich Sie entweder im Besitz eines Geliebten, oder eines Gemahls, oder einer theueren Familie sehen müßte, oder gar nichts von ihren weiteren Schicksalen erfahren dürfte. „Vergessen Sie mich!" ist leicht gesagt. Aber erfahren Sie auch, daß wohl ein Franzose vielleicht Herr genug über sich ist, das zu vermögen; nur dem Italiener, wenn ich ihn nach mir beurtheile, gebricht diese sonderbare Kraft. Kurz, ich muß Ihnen sagen, daß Sie sich nothwendig in diesem Augenblick zu entscheiden haben. Soll ich nach Parma gehen, oder soll ich hier bleiben? — Eins von beiden. Erklären Sie sich darüber! Bleibe ich hier, so ist alles damit gesagt. Morgen reise ich nach Neapel ab und werde, das bezweifle ich keinesweges, von der

Leidenschaft genesen, die Sie mir eingeflößt. Soll ich Sie aber nach Parma begleiten, dann müssen Sie mich durch die Zusicherung Ihres Herzens beglücken. Nicht geringer ist mein Verlangen. Ich will Ihr einziger Geliebter seyn, aber mir gern gefallen lassen, daß Sie dann erst mich für werth halten, Ihre Gunst mir zu gönnen, wenn ich sie durch meine Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Ergebenheit werde verdient haben, von der Ihnen noch nichts Gleiches soll kund geworden seyn. Wählen Sie, bevor unser wackrer nur zu glücklicher Freund zurückkömmt! Ich habe ihm alles gesagt. —

Und was hat er erwidert? —

Daß er mit Freuden Sie meinen Händen übergebe. Was bedeutet dieses Lächeln des halb verzogenen Mundes? —

Gönnen Sie mir dies Lächeln, ich bitte Sie! Noch niemals in meinem Leben habe ich eine Erfahrung, wie die heutige, gemacht, noch niemals die Erklärung einer feurigen leidenschaftlichen Liebe gehört. Haben Sie wohl überlegt, was es auf sich hat, wenn in einer Liebeserklä-

rung, die doch auch zärtlich seyn soll, es heißt: eins von beiden! und: auf der Stelle wählen Sie! —

Ich verstehe, Henriette. Sie finden diesen Ausdruck weder süß noch zärtlich, finden meine Liebe nicht, wie die Romane sie darstellen. Aber hier ist von keinem Roman, hier ist von etwas Wirklichem und zwar sehr Ernsthaftem die Rede. Ich war noch nie so gedrängt, wie heute. Erwägen Sie nur die Lage eines Liebenden, der den Augenblick gekommen sieht, wo er einen Entschluß über sein eigenes Leben ergreifen muß! Erwägen Sie, daß, wie sehr Sie mich auch in Flammen finden, ich mich doch keiner Beleidigung schuldig gemacht habe, und erwägen Sie, daß der Schritt, den ich im Fall Ihrer Weigerung thun werde, keine Drohung genannt werden darf! Er ist eine Heldenthat, die mir Ihre Achtung erwerben muß. Erwägen Sie endlich, daß wir keine Zeit verlieren dürfen! In dem Ausdruck: „wählen Sie!" ist es unmöglich, eine Härte zu finden. Es ehrt Sie vielmehr dieses Wort, indem es Ihnen die Entscheidung über mein Schicksal anheimstellt. Sollte ich, um

Ihnen die Ueberzeugung von meiner Liebe zu geben, mich als Schwachsinniger nahen und mit Thränen Ihr Mitleid erflehen? Nein, Henriette! Ueberzeugt, daß ich Ihrer Liebe werth bin, will ich ein Gefühl des Mitleids nicht von Ihnen erflehen. Gehen Sie, wohin Sie wollen; nur lassen Sie mich abreisen! Und wenn es aus Menschlichkeit Ihr Wille ist, daß ich Sie vergessen soll, so gestatten Sie mir auch, daß ich durch die weiteste Entfernung von Ihnen mir die Rückkehr zu mir selbst nach Möglichkeit erleichtere! Erwägen Sie endlich, ich bitte Sie, daß es ein schweres Vergehen wäre, wenn Sie jetzt sagen wollten: immer hin mag Casanova nach Parma reisen, auch wenn ich genöthigt bin, ihn zu bitten, daß er mich dort nicht sehe. Henriette, Sie müssen fühlen, daß dieses nicht gesagt werden darf, wenn Sie redlich gegen mich verfahren wollen. —

Sie haben Recht. Nein, das dürfte ich nicht sagen, und ich sehe nun, daß Sie mich lieben. —

Dem Himmel sey Dank! Ja wahrlich, ich liebe Sie. Drum wählen, drum reden Sie! —

Immer noch diese Sprache? Wissen Sie, daß Sie einem Menschen gleichen, den der Zorn bemeistert? —

Entschuldigen Sie, Henriette! Nicht der Zorn bemeistert mich, aber ich bin im Paroxismus eines entscheidenden Augenblicks. Mein Schicksal und jene verwünschten Häscher in Cesena haben mir diesen Augenblick bereitet. Denn ohne diese, hätte ich Sie niemals gesehen. —

Also verwünschen Sie meine Bekanntschaft? —

Muß ich es nicht fast? —

Keinesweges. Denn noch wählte ich ja nicht. —

Mein Athem kehrt wieder. Ja nun wette ich, Sie sagen mir die Reise nach Parma zu! —

Nun freilich. Kommen Sie nach Parma! —

Mit diesem Augenblick änderte sich die Scene. Ich stürzte der Unvergleichlichen zu Füßen, ich umschloß ihre Knie und küßte sie tausendmal. Fern von aller Wuth und Bitterkeit beschwöre ich Henriette nun mit zärtlicher, ergebener, dankbarer, aber feuriger Stimme, daß ich auch nicht einmal ihre Hände zu küssen verlangen würde, bevor ich nicht ihr Herz verdient. Das himmli-

sche Wesen, erstaunt, mich von der Verzweiflung zu dieser Zärtlichkeit übergehen zu sehen, gebot mir nun noch tausendmal zärtlicher, daß ich aufstehen möchte. Sie sagte, meiner Liebe sey sie nun gewiß und werde alles, was sie vermöge, aufbieten, mich beständigen Sinnes zu erhalten. Mehr wäre mir nicht gesagt worden, auch wenn sie mich versichert hätte, daß sie mich zärtlicher liebe, wie ich sie. Meine Lippen ruhten auf ihren schönen Händen, als der Hauptmann eintrat. Er begrüßte uns, und ich rief mit der Miene eines Glücklichen: es ist Zeit, die Pferde zu bestellen. So ließ ich ihn bei der endlich eroberten Schönen. Wir reisten ab, alle drei sehr zufrieden.

Auf der halben Station nach Reggio sagte mir der Hauptmann, wir sollten ihn allein nach Parma reisen lassen. Käme er mit uns an, so würden mancherlei Fragen und Aeußerungen entstehen, und man möchte mehr über uns sprechen, als im Fall, daß er allein käme, zu besorgen sey. Die Betrachtung verdiente Rücksicht. Wir beschlossen in Reggio zu übernachten und den Capitain in einer Postcalesche allein nach

Parma reisen zu lassen. Sein Koffer ward los=gebunden und auf die kleine Calesche geschnallt. Er aber versprach am andern Tage mit uns zu Mittag zu speisen. Henrietten wie mir mußte das Benehmen dieses wackern Mannes ungemein gefallen. Es ging aus Delicatesse hervor und gehörte doch auch einem gewissen Vorurtheile an. Wie hätten wir nach der neuen Uebereinkunft uns zu Reggio einrichten sollen? Henriette würde nothwendig in ihrem Bett allein haben schlafen müssen, und hätte doch nicht die Lä=cherlichkeit aufheben können, welche in dieser neuen Schonung des Anstandes lag. Ja, wir alle drei mußten eigentlich darüber erröthen. Die Liebe ist ein himmlisches Kind. Schamlosigkeit wird ihr zum Abscheu. Dies geht so weit, daß sie sich entweiht fühlt, wenn jene sich ihrer bemäch=tigt hat. Wenigstens drei Viertel ihrer Würde verliert sie darüber. Weder Henriette konnte sich, noch ich konnte mich glücklich fühlen, bevor nicht die Erinnerung an unsern braven Reisegenossen vertilgt war.

Ich bestellte ein Abendessen, trunken von meinem Glück, und doch mit bekümmerter Miene.

Henriette war nicht befugt, mir einen Vorwurf darüber zu machen. Auch ihr Gesicht verrieth Trauer. Wir aßen wenig, wir sprachen wenig. Wir fühlten die Leerheit alles dessen, was wir uns sagten. Wir wechselten umsonst mit den Gegenständen der Unterredung, um sie interessant zu finden. Wir wußten, daß wir die Nacht mit einander zubringen würden, aber wir hielten es für verwegen, wenn wir es uns hätten sagen wollen. Welch eine Nacht! Und welch ein himmlisches Wesen war jene Henriette, die mich grenzenlos beglückte!

Drei oder vier Tage nach unserer Vereinigung fragte ich meine Geliebte, was sie ohne Geld und ohne Bekanntschaft in Parma wohl gemacht haben würde, wenn ich nach meiner Liebeserklärnng die Reise nach Neapel unerwähnt gelassen hätte. Sie gestand mir, sie würde sich am Rande des Verderbens befunden haben. Aber meiner Liebe versichert, wäre sie auch gewiß gewesen, daß ich ohne eine vorherige Erklärung nicht von ihr gewichen seyn würde. Sie fügte hinzu: ungeduldig, meine Gedanken über

sie zu erfahren, würde sie ihren Entschluß durch mich dem Officier haben verdolmetschen lassen. Dieser hätte sich eben so wenig ihm widersetzen können, wie er Henrietten bei sich behalten durfte. Endlich gestand das liebliche Wesen mir noch, daß in der an den Hauptmann gerichteten Bitte, ihrer nicht mehr zu gedenken, sie mich nicht einbegriffen gehabt. Aber sie habe zugleich für unmöglich gehalten, daß ich ihr nicht meine Dienste, wenn auch nur aus reiner Freundschaft, anbieten würde. Dann hätte sie sich ganz nach den Gesinnungen entscheiden wollen, die sie bei mir entdeckt hätte. Sie schloß damit, wenn sie zu Grunde ginge, so sey es ihr Gemahl und ihr Schwiegervater, welche die Schuld trügen. Beide nannte sie Ungeheuer.

In Parma fuhr ich fort den Namen Farusi beizubehalten. Es war der Familienname meiner Mutter. Henriette schrieb beim Einfahren ihren angenommenen Namen, Anne d'Arci aus Frankreich, eigenhändig auf. In dem Augenblick, wo wir dem Zollbedienten sagten, wir hätten keine ungebrauchten Sachen bei uns, näherte sich dem Wagen ein junger Franzose von ziem-

lich leichtem Aussehn, bietet seine Dienste an und gibt uns den Rath, statt in der Post, bei Herrn Andremont abzusteigen, weil wir dort gute Zimmer, gute Kost und französischen Wein finden würden. Da der Vorschlag Henrietten gefiel, nahm ich ihn an. Wir blieben bei Andremont und fanden gutes Unterkommen. Nachdem ich mit dem Lohndiener, der uns hingeführt, auch mit dem Hauswirth alles gehörig verdungen hatte, ging ich aus, um eine Remise für meinen Wagen auszumitteln.

Ich machte mich allein auf den Weg, nachdem ich Henriette und dem Lohndiener gesagt, daß ich zu Mittag wieder zurück seyn würde. Letzterem befahl ich, im Vorzimmer zu verweilen. Ich wollte allein umhergehen, weil ich wußte, wie in einer Stadt, dessen Gouvernement sich verändert hat, Spione jeden Ankommenden verfolgen. Dennoch war mir diese Geburtsstadt meines Vaters völlig unbekannt.

Ich glaubte gar nicht mehr in Italien zu seyn. Alles hatte einen übergebirgischen Charakter. Ich hörte die Vorübergehenden Spanisch oder Französisch reden. Die das nicht sprachen, unterhielten

sich ganz leise. Ich ging, wie mich der Zufall trieb, und suchte einen Laden für Leinenzeug, aber nur mit den Augen. Denn fragen wollte ich nicht darnach. Bald auch zeigt sich mir ein dergleichen Gewölbe. Die Inhaberin, eine corpulente Figur, fand ich tief hinten im Winkel sitzen. Zu dieser sagte ich: Madame, ich will allerhand Leinenzeug kaufen. —

Mein Herr, ich werde nach jemand senden, der Französisch spricht. —

Das ist überflüssig. Ich bin Italiener. —

Dem Himmel sey Dank! Italiener zu treffen, ist heutiges Tages etwas Seltenes. —

Wie so Seltenes? —

So wissen Sie nicht, daß Don Philipp angelangt, und daß Madame de France, seine Gemahlin, auf der Reise ist? —

Ich gratulire. Das bringt Geld unter die Leute. Man wird gewiß alles haben können, was man verlangt. —

Das freilich. Aber alles ist jetzt theuer, und wir können uns in die neuen Gebräuche nicht finden. Ein Mischmasch von französischer Feinheit und spanischem Zwang verdreht uns

den Kopf. Was für Linnenzeug steht zu Diensten? —

Vor allem hören Sie, daß ich nicht handle! Also nehmen Sie sich in Acht! Uebertheuern Sie mich, so komme ich nicht wieder. Ich brauche Leinwand für vier und zwanzig Frauenhemden, Canefas zu Röcken und Corsets, Mousselin, Tücher und andere Sachen, die ich bei Ihnen zu finden wünsche. Denn da ich Fremder bin, möchte ich in wer weiß welche Hände fallen. —

Sie werden, wenn Sie mir vertrauen, in gute Hände fallen. —

Ich glaube, ich darf Ihnen trauen. Also ich überlasse mich Ihnen. Ich brauche aber auch Nähterinnen, die in dem eigenen Zimmer der Dame arbeiten müssen, um ihr unverzüglich die Arbeit zu vollenden, deren sie benöthigt ist. —

Auch Kleider? —

Auch Kleider, Aufsätze, Mäntel, kurz, alles, was einer Frau nöthig ist, die Sie sich ganz nackt vorstellen müssen. —

Wenn sie Geld hat, soll es ihr an nichts

fehlen. Ich verstehe mein Gewerbe. Ist sie jung? —

Vier Jahr jünger, als ich, und meine Frau. —

Der Himmel segne Sie! Haben Sie Kinder? —

Noch nicht, meine liebe Frau. —

Wie freue ich mich Ihrer Bekanntschaft! Gleich schicke ich nach der besten Nähterin. Unterdessen können Sie aussuchen. —

Nachdem ich von allen verlangten Artikeln das Beste ausgesucht, bezahlte ich, und die Nähterin erschien. Der Leinwandhändlerin sagte ich, daß ich bei Andremont wohne, und es mir lieb seyn würde, wenn sie mir jemand mit Seidenzeugen zuschicken wolle.

Speisen Sie zu Hause? —

Ja. —

Nun gut. Verlassen Sie sich auf mich! —

Der Nähterin und ihrem Mädchen, die mitgekommen war, sagte ich, daß sie mir folgen solle, um die Leinwand nach meiner Wohnung zu bringen. Ich kaufte mir noch seidene und baumwollene Strümpfe. Auch ließ ich, als ich nach Hause kam, einen Schuhmacher, der unten wartete, hinauf gehen. Nun ward mir einer der köstlichsten Augenblicke.

Henriette, die von allem nichts wußte, sah meinen Einkauf mit unbeschreiblichem Wohlgefallen auf einem Tisch ausgebreitet und gab dies Wohlgefallen nur in den Lobeserhebungen kund, die sie den eingekauften Gegenständen beilegte. Aber das erhöhte weder ihre heitere Stimmung, noch erniedrigte es sie zu gemeinen Danksagungen, oder zu Ausdrücken gewöhnlicher Dankbarkeit.

Der Lohndiener war mit mir und mit der Schneiderin gleichfalls in das Zimmer getreten. Henriette hatte ihm sehr freundlich gesagt, er möchte nach dem Vorzimmer zurückgehen und bereit seyn, wenn man ihn rufen würde. Nun ward auch die Leinwand ausgelegt, die Nähterin fing an die Hemden zuzuschneiden, der Schuhmacher nahm Maas, und ich verlangte Pantoffeln, die er sogleich zu holen sich anschickte. Nach einer halben Stunde ist er wieder da, mit Pantoffeln für mich und für Henriette. Der Lohndiener tritt abermals mit dem Schuhmacher ungerufen in das Zimmer. Der Schuhmacher, ein Franzose, erzählt Henrietten Geschichten, über die sie lachen muß. Aber sie

unterbricht ihn, um den Lohnbedienten, der zugegen war, zu befragen, was er wolle. —

Nichts, Madame, ich erwarte lediglich Ihre Befehle. —

Habe ich nicht gesagt, man würde rufen, wenn es nöthig wäre? —

Ich möchte wohl wissen, wer von Ihnen beiden eigentlich meine Herrschaft ist. —

Keiner, sage ich lächelnd, und hier ist der Lohn. Geh er! —

Henriette fuhr nun fort mit dem Schuhmacher zu lachen. Da sie nur Französisch sprach, schlug er ihr einen Sprachlehrer vor, und sie fragte, aus welchem Lande der Mann sey. —

Aus den Niederlanden. Er ist gelehrt und funfzig Jahr alt; recht, was man sagen kann, ein Gelehrter. Er wohnt bei Borasca und nimmt drei hiesige Livres für die Lection, wenn der Unterricht eine Stunde, sechs Livres, wenn er zwei Stunden währt. Man muß ihn jedesmal bezahlen, nachdem er die Lection geschlossen hat. —

Willst Du, fragte sie, daß ich ihn annehme? —

Ich bitte Dich sehr, es zu thun; es wird Dir Vergnügen machen, erwiedre ich. Der Schuhmacher verspricht darauf, den Sprachlehrer morgen um neun Uhr zu schicken. Während die Näherin zuschnitt, nähete ihre Tochter. Aber es war der Arbeit für eine Person zu viel, ich bat die Näherin, sie möchte noch eine Gehülfin annehmen, die Französisch spräche. Sie versprach, noch auf denselben Tag es zu besorgen, und bot zugleich ihren Sohn als Lohndiener an. Wie sie versicherte, finge er schon an, Französisch zu sprechen, entwendete nicht, plauderte weder, noch machte er den Spion. Henriette meinte, es würde gut seyn, wenn ich ihn annähme. So ward er mit dem zweiten Nähmädchen herbeigeholt, und es gab eine Gesellschaft, die meine Frau unterhalten konnte.

Der Sohn war achtzehn Jahr alt und auf Schulen gewesen. Er sah bescheiden und ehrlich aus. Als ich nach seinem Namen fragte, ward ich überrascht, wie er sich Caudagna nannte.

Der Leser weiß, daß mein Vater aus Parma war. Er erinnert sich vielleicht, daß mein Vater eine Caudagna heirathete. Es wäre

doch lächerlich, sagte ich mir, wenn diese Frau meine Tante, und wenn jener Diener mein Vetter wäre. Also still davon! Henriette fragte, ob ich die Näherin mit uns an einem Tische wolle speisen lassen. Ich bat sie, künftig wegen dergleichen Kleinigkeiten nicht erst Rücksprache mit mir zu nehmen. Lächelnd versprach sie mir zu folgen. Ich füllte nun einen kleinen Geldbeutel mit funfzig Zechinen. Diesen gab ich dem liebenden Geschöpf, um alle die kleinen Bedürfnisse damit abzumachen, die ich nicht immer errathen konnte. Sie nahm ihn und sagte, dieses Geschenk gewähre ihr die größte Freude.

Indem wir uns eben zu Tisch setzen wollten, trat unser Ungar ein. Henriette umarmte ihn, nannte ihn Papa und bat sich seine Gegenwart für jeden Mittag aus. Der gute Alte, wie er alle die nähenden und arbeitenden Frauenzimmer sah, war außer sich vor Freude, seine Abenteuernde so gut untergebracht zu haben. Er konnte sich kaum mäßigen, als ich ihm sagte, durch ihn sey ich einer der glücklichsten Sterblichen geworden.

Wir speisten sehr gut. Andremonts Küche

war auserlesen. Henriette verstand sich auf die Gerichte, der Ungar auf den Wein. Ich war gegen beides gleichgültig. Da wir aber doch die mancherlei Weingattungen unsers Wirths kosten wollten, so machten wir eine recht ausgesuchte Mahlzeit. Der Lohndiener gefiel mir, weil er uns und seine Mutter mit gleicher Hochachtung behandelte. Janetton, seine Schwester, arbeitete mit der Französin; sie hatte schon gegessen.

Wir befanden uns beim Desert, als die Leinwandhändlerin mit zwei andern Frauen eintrat. Die eine handelte mit Putzsachen und sprach Französisch. Die andere brachte Proben zu Kleidern. Bei der erstern überließ ich Henrietten alle ihre Bestellungen an Aufsätzen, Hauben und Bändern. Aber bei der Wahl der Kleider wollte ich ein Wort mitsprechen, auch wenn ich meinen Geschmack dem meiner Angebeteten unterordnete. Ich mußte sie fast dazu zwingen, das Zeug zu vier Kleidern anzunehmen. Ich war es, der zu danken hatte, daß sie die Stoffe angenommen. Je mehr sich mir ihr Herz entfaltete, um so größer sah ich mein Glück werden. So floß der erste Tag dahin. Wahrlich,

keine schönern Genüsse hätte er uns gewähren können. Aber beim Abendessen schien die gewohnte Heiterkeit meine Geliebte verlassen zu haben. Ich fragte also nach der Ursache ihrer Traurigkeit.

Du gibst, lieber Freund, viel Geld für mich aus, sagte sie. Wenn es geschieht, damit ich Dich mehr lieben soll, so ist es weggeworfen. Denn ich liebe Dich heute nicht mehr wie vorgestern. Was Du thust, erfreut mich einzig und allein darum, weil es mir zeigt, wie sehr Du verdienst geliebt zu seyn. Aber davon kannst Du Dir die weiteren Beweise ersparen. —

Ich glaube das, beste Henriette. Es macht mich glücklich, wenn Du fühlst, daß meine Liebe unmöglich noch wachsen kann. Aber ich will Dich in aller Lieblichkeit Deines Geschlechtes glänzen sehen, und es verdrießt mich, daß es nicht noch mehr geschehen kann. Soll es mich nicht glücklich machen, wenn Du Deine Freude daran findest, so holdselig zu seyn? —

Freilich macht es mir Freude. Und wenn Du mich Deine Frau genannt hast, so thust Du auch wohl nicht Unrecht. Wenn Du aber

nicht sehr reich bist, so mußt Du die Vorwürfe fühlen, die ich mir zu machen habe. —

Laß, theure Henriette, mir den Glauben, ich sey reich, und halte es für unmöglich, daß ich verarmen werde! Du bist, mich zu beglücken, geboren. Verbanne nur jeden Gedanken, mich einst zu verlassen, und sage mir, ob ich darauf rechnen kann, daß Du bei mir bleibst! —

Ich wünsche bei Dir zu bleiben. Doch wer ist Herr der Zukunft? Sage, ob Du vollkommen frei bist! Hängst Du von Niemand ab? —

Im weitesten Sinne des Worts bin ich frei, ich hänge von Keinem ab. —

Du Glücklicher! Es freut mich. Denn Dich kann Niemand mir entreißen. Aber doch; Du weißt, ich kann von mir nicht Gleiches sagen. Man forscht mir nach, und ich weiß, wenn man mich entdeckt, so werden die Mittel nicht fehlen, sich meiner zu bemächtigen. Gelingt es, mich Deinen Armen zu entreißen, so bin ich für immer unglücklich. —

Und ich verlasse dann dieses Leben. Aber

Du machst, daß ich zittre. Hältst Du wirklich jenes Unglück der Trennung für möglich? —

Ich habe nur dann es zu fürchten, wenn irgend Jemandem, der mich kennt, es gelingt, meiner ansichtig zu werden. —

Und kann dieser in Parma seyn? —

Schwerlich. —

So wollen wir, ich bitte Dich, unsere Zärtlichkeit durch keine Furcht trüben. Sey heiter, wie Du in Cesena gewesen! —

Doch war ich unglücklich in Cesena, und hier bin ich glücklich. Uebrigens fürchte nicht, mich traurig zu sehen! Die Heiterkeit liegt einmal in meinem Wesen. —

Ich glaubte Dich in Cesena besorgt, der französische Officier, mit dem zu Rom lebtest, könne sich wieder zeigen. —

Keineswegs. Es ist mein Schwiegervater, von dem ich gewiß weiß, daß er keinen Versuch weiter gemacht hat, meinen Aufenthalt zu erspähen, seit er mich nicht mehr nach dem Gasthof zurückkehren sah. Es kann ihn nur gefreut haben, meiner los geworden zu seyn. Unglücklich

machte mich es nachher, einem Manne zur Last zu seyn, den ich nicht liebte, und mit dem ich nicht sprechen konnte. Dazu erwäge, daß mir der Trost fehlte, zu wissen, ob ich den Mann auch glücklich machte, mit dem ich nicht sprechen konnte. Denn ich hatte ihm nur eine flüchtige Neigung eingeflößt, die er auf zehn Zechinen Werth geschätzt. Fand er sich befriedigt, so mußte ich ihm zur Last fallen, denn offenbar war er nicht reich. Noch ein anderer beklagenswerther Umstand machte mich unglücklich. Ich war ihm Liebkosungen schuldig und mußte, wenn er sie erwiederte, fürchten, daß er der Neigung zu mir seine Gesundheit zum Opfer brachte. Das machte mich trostlos. Denn da wir uns nicht eigentlich liebten, so legte die Gefälligkeit uns einen eigenen Zwang auf. Wir opferten der Höflichkeit, was der Liebe gebührte. Endlich noch eine Rücksicht ward mir drückend. Ich wollte nicht, daß man mein eigentliches Verhältniß zu dem Manne erriethe. Deshalb kannst auch Du es nicht entdeckt haben, daß ich Dir im ersten Augenblick zugethan war. —

Wie? — Also Eigennutz —

Ach, Du hast mich beurtheilen müssen, wie ich es verdiente! Mein Schwiegervater wollte mich in ein Kloster geben. Deshalb that ich den Schritt. Aber ich bitte Dich, frage nicht nach meiner Geschichte! —

Ich will Dich nicht bestürmen, Du englisches Wesen. Die Liebe soll uns die Gegenwart versüßen, und keine Furcht um der Zukunft willen unsern Frieden stören.

Mit einem Herzen voll Liebe legten wir uns nieder, um dasselbe Herz beim Aufstehen noch reicher davon erfüllt wieder zu finden. Drei Monate lebte ich so mit Henriette. Keine Verminderung der Liebe fühlten wir. Täglich mußte ich mich ihres Reichthums mehr erfreuen.

Am folgenden Morgen um neun Uhr kam der Sprachlehrer. Es war eine stattliche Figur, zugleich höflich und bescheiden, ein Mann, der wenig sprach, besonnen in seinen Antworten und genährt vom Geist der Alten. Ich mußte aber lachen, als er äußerte, einem ächten Christen könne das System des Copernicus nur eine gelehrte Hypothese seyn. Ich antwortete, es müsse nothwendig, weil es das System der Na-

tur sey, auch das System Gottes seyn, und die heilige Schrift wäre den Christen kein Lehrbuch der Physik. Sein Lachen hierüber schien mir Heuchelei. Aber er unterhielt Henriette, und sie konnte Italienisch von ihm lernen. Mehr wollte ich nicht. Sie versprach ihm, weil er jedesmal zwei Stunden geben sollte, täglich sechs Livres oder dreißig Sous. Nach der ersten Stunde gab sie ihm zwei Zechinen, um einige Romane zu kaufen, über die sich ein günstiges Urtheil schon festgestellt hatte.

Während sie Unterricht nahm, plauderte ich mit der Caudagna, um mich zu belehren, ob wir verwandt seyn möchten. Ich fragte nach dem Gewerbe ihres Mannes.

Er ist Haushofmeister des Marquis Sissa, sagte sie. —

Lebt Ihr Vater noch? —

Nein, mein Herr, der ist todt. —

Welches war sein Familienname? —

Scotti. —

Und leben Vater und Mutter Ihres Mannes noch? —

Der Vater ist todt, die Mutter lebt bei ihrem Oheim, dem Canonicus Casanova. —

Mehr brauchte ich nicht. Die Frau war meine cousine à la mode de Bretagne, und ihre Kinder waren meine entfernten Neffen. Da meine Nichte Janetton nicht hübsch war, ließ ich die Mutter fortplaudern. Ich fragte sie, ob die Parmesaner gern spanische Unterthanen geworden wären.

Gern? — Wir sind jetzt in einem Labyrinth. Alles ist über den Haufen geworfen. Wir wissen nicht mehr, wo wir sind. O du glückliche Zeit, wo noch das Haus Farnese regierte, du bist verschwunden! Vorgestern war ich im Theater, und der Arlequin machte das ganze Haus laut auflachen. Aber stellen Sie sich vor, unser neuer Herzog Don Philipp zog die fürchterlichsten Gesichter, um das Lachen zu verbeißen. Endlich hielt er sich den Hut vor, damit ihn Niemand herausplatzen sähe. Sie sagen, das Lachen entstelle das ernste Aussehen eines spanischen Infanten; und wenn er es merken ließe, so würde es seiner Mutter in Madrid geschrieben, die das abscheulich und eines großen

Herrn unwürdig finden würde. Was meinen Sie dazu? Der Herzog Anton — der Himmel schirme seine Seele! — war auch ein großer Herr, aber der lachte so herzlich im Schauspiel, daß man es öfters draußen auf der Straße hören konnte. Wir sind in eine schreckliche Verwirrung gerathen. Seit drei Monaten weiß kein Mensch in Parma mehr, was es an der Zeit ist. Seitdem Gott die Welt geschaffen, ist die Sonne um drei und zwanzig und ein halb Uhr untergegangen, und wenn es ein und zwanzig schlug, wurde das Angelus gesagt. Jeder ehrliche Mensch wußte, daß man das Licht anzündete. Jetzt? man glaubt es nicht. Die Sonne ist verrückt geworden, sie geht jeden Tag zu einer andern Stunde unter. Unsere Bauern wissen nicht mehr, wann sie zu Markte kommen sollen. Sie nennen das ein Reglement. Aber wissen Sie, weshalb? Weil jetzt alle Welt weiß, daß zwölf Uhr Essens Zeit ist. Ein schönes Reglement! Als das Haus Farnese regierte, ward zu der Stunde gegessen, wo alle Welt Hunger hatte. Das war doch viel vernünftiger.

Da Henrietten eine Uhr fehlte, ging ich

aus, ihr solche zu kaufen. Ich brachte meiner Lieben Handschuhe und einen Fächer, ferner Ohrringe und andere Galanteriewaaren mit, die ihr gefielen. Der Sprachlehrer war noch anwesend, und sie lobte mir seine Talente. — Ich hätte, sagte er mir, Madame die Heraldik, Geographie, Chronologie und Astronomie lehren können; aber sie weiß alles schon. Sie hat eine seltene Erziehung genossen. —

Er hieß de la Hayn, war Ingenieur und Professor der Mathematik. Ich werde seiner noch manchmal gedenken, und mein Leser wird ihn besser aus seinen Handlungen, wie durch Schilderung seines Charakters kennen lernen.

Wir speisten vergnügt mit dem Ungar zu Mittag. Ich war ungeduldig, meine theure Henriette in weiblicher Kleidung zu sehen. Morgen sollte ihr ein Kleid gebracht werden. Röcke und Hemden waren schon für sie gemacht worden.

Fein und petillirend war Henriettens Geist. Die Modehändlerin aus Lyon sagte, als sie am folgenden Tag in das Zimmer trat: „Madame und mein Herr, Ihre Dienerin."

Warum, fragte Henriette, sagen Sie nicht mein Herr und Madame? —

Weil ich immer gehört habe, sagte die Händlerin, daß den Damen der Vorrang gegeben wird. —

Aber von wem verlangen die Damen diesen Vorrang? —

Von den Männern. —

Und sehen Sie nun nicht ein, daß die Frauen lächerlich werden, wenn sie den Männern nicht dieselbe Ehre erweisen, die jene höflich genug sind, uns zu gewähren? —

Wer nicht glauben will, daß eine Frau fähig ist, einen Mann die ganzen vier und zwanzig Stunden des Tages hindurch gleich glücklich zu machen, hat gewiß Henriette nicht gekannt. Eigentlich war es für meine Seele ein größerer Genuß, wenn ich mich den Tag über mit ihr unterhielt, als wenn ich sie Nachts in meine Arme schloß. Henriette hatte viel gelesen, einen natürlich reinen Sinn, ein richtiges Urtheil, und, reich an Kenntnissen, gab sie ihren Worten die Klarheit des Mathematikers. Weil sie nie Anspruch auf Verstand machte, begleitete sie

jede bedeutende Aeußerung mit einem Lächeln, welches ihm den Hauch der Frivolität mittheilte und dadurch die ganze Gesellschaft hinriß. So lieh sie denen Geist, welchen er eigentlich mangelte, und so erwarb sie sich deren Anbetung. Eine Schöne, die nicht leichten Geist besitzt, gewährt dem Geliebten nach dem Genuß ihrer Reize nichts mehr. Dagegen kann eine Häßliche mit glänzendem Geist einen Mann so verliebt machen, daß sie ihm nichts weiter wird wünschen lassen. Und was ward ich im Besitz der schönen geistvollen gebildeten Henriette? Unfähig, die Größe meines Glücks zu fassen.

Man frage eine schöne, aber geistarme Frau, ob sie einen Theil ihrer Schönheit für etwas mehr Geist hingeben wolle. Wenn sie wahrhaft ist, erklärt sie sich zufrieden mit dem, was sie besitzt. Weshalb ist sie zufrieden? Weil sie von dem, was ihr fehlt, keine Kenntniß haben kann. Nun frage man eine geistvolle Häßliche, ob sie mit einer Andern tauschen wolle. Nein, wird sie sagen. Weshalb? Weil, wenn sie wirklich Geist besitzt, er sie lehren muß, daß dieser Geist ihr alles Uebrige ersetzt.

Nur dann, wenn sie gelehrt ist, hört eine geistreiche Frau auf, das Glück ihres Mannes zu machen. Denn für keine Frau paßt sich Gelehrsamkeit. Sie thut der wesentlichsten Eigenschaft des weiblichen Geschlechts Abbruch, und geht doch bei den Frauen niemals über die Grenzen des schon Bekannten hinaus. Nicht eine einzige wissenschaftliche Entdeckung schreibt sich von einer Frau her. Um plus ultra zu gehen, bedarf es einer Kraft, die Frauen mangelt, wogegen wir Männer in der Einfachheit des Urtheils und in der Zartheit der Empfindungen ihnen nachstehen müssen. Man werfe einer Frau ein Sophisma entgegen; auflösen kann sie es nicht, aber sie wird schwerlich durch dasselbe hinters Licht geführt werden. Sie antwortet: mit dergleichen befasse sie sich nicht, und verwirft ihn. Der Mann hingegen, der ihn nicht auflösen kann, nimmt ihn gleich der gelehrten Frau für gültige Münze. Welch' eine unerträgliche Last müßte eine Frau mit dem Geist der Madame Dacier für einen Mann seyn! Dich, lieber Leser, und mich bewahre der Himmel davor!

Als die Nähterin das Kleid für Henriette

brachte, sagte mir meine Holde, ich dürfe nicht zugegen seyn, wenn sie sich verwandle. Sie befahl mir, während es geschehe, spazieren zu gehen, um bei meiner Rückkehr sie nicht mehr maskirt zu sehen.

Es gewährt ein unaussprechliches Vergnügen, alles zu thun, was ein geliebter Gegenstand befiehlt. Ich ging, während Henriette mich verwiesen hatte, in den Laden eines französischen Buchhändlers und fand dort einen geistreichen Mann, der aber verwachsen war. Nichts ist seltener, als ein einfältiger Bucklichter. Da nun aber nicht alle geistvolle Menschen bucklicht, und nicht alle Bucklichte geistvoll sind, so habe ich längst bei mir ausgemacht, daß nicht die Rachitis vom Verstande, sondern der Verstand von der Rachitis kommen. Der Bucklichte, mit dem ich Bekanntschaft machte, hieß Du Bois Chateleraux. Er war Kupferstecher und sollte der Münze vorstehen, mit deren Einrichtung man umging. Sie ist aber nie zu Stande gekommen.

Nachdem ich mehrere seiner Kupferstiche besehen, ging ich wieder nach Hause und fand den ungarischen Hauptmann, der darauf wartete,

daß Henriettens Thür geöffnet werden sollte. Er ahnte nicht, daß sie uns entlarvt empfangen würde, als die Thür sich öffnete, und sie erschien. Mit jenem Ausdruck eines holden Wohlbehagens, der weder Anmaßung, noch frohen Uebermuth, noch soldatische Unbefangenheit hervorstechen ließ, machte die lieblichste aller Frauen uns eine reizende Verbeugung. Wir waren es, und nicht sie, welche Ueberraschung und das Neue des Anblicks außer Fassung brachte. Henriette wollte, daß wir uns ihr zur Seite setzten. Dem Hauptmann gab sie den Gruß der Freundschaft, mir den der zärtlichsten Liebe, aber ohne ihm jenen Ausdruck von Vertraulichkeit zu leihen, den zwar der junge Officier, ohne die Liebe zu entweihen, annehmen durfte, nicht aber die Frau von Stande. Diesem neuen Benehmen stimmte sich das meine entsprechend ganz, wie von selbst, um, eben weil Henriette keine Rolle spielte, weil sie das Wesen war, welches sie darstellte.

Hingerissen von Bewunderung, faßte ich ihre Hand, um sie zu küssen. Aber die Hand zurückziehend, reichte Henriette mir den Mund hin und sagte: bin ich nicht mehr dieselbe? —

Nicht mehr; und so gewiß nicht mehr, daß kein Du ferner über meine Lippen will. Sie sind nicht mehr jener Officier, der Madame Guerini sagte, er spiele Faro, halte die Bank, aber das Spiel sey so unbedeutend, daß es sich nicht die Mühe des Nachrechnens verlohne. —

Sie haben Recht. In meinen jetzigen Kleidern hätte ich dergleichen nicht sagen dürfen. Und doch bliebe ich die nämliche Henriette, die in ihrem Leben die Thorheiten begangen hat, deren letzte mich unglücklich gemacht hätte, wärst Du nicht gewesen. Köstliche Thorheit, die mir Deine Bekanntschaft gab! —

Diese Worte durchfuhren mich, daß ich mich zu ihren Füßen niedergestürzt hätte, sie um Vergebung zu bitten, wenn ich Henrietten nicht mehr geachtet, wenn ich nicht die Sache zu leicht genommen, und wenn ich sie nicht zu unvorbereitet erobert hätte.

Henriette machte dem etwas übertriebenen Pathos dieser Scene ein Ende, indem sie sich zu dem Hauptmann wendete, der wie versteinert dastand. Ihn kränkte die Beschämung darüber, daß er ein solches Weib als

abenteuerndes Geschöpf behandelt hatte. Er war überzeugt, sie müsse das seyn, was sie darstellte. Mit der Miene des Erstaunens sah er sie nun an, machte ihr seine Verbeugung und schien nur seine Hochachtung und seine Reue ihr bezeugen zu wollen. Kurz, er war in der größten Verwirrung. Sie aber schien ihm, ohne daß auch nur ein Schatten von Vorwurf damit verbunden war, zu sagen: es freut mich, daß Sie mich nun kennen lernen.

Von diesem Tage an machte das holde Geschöpf bei Tisch die Wirthin, einer Frau gleich, die daran gewöhnt war, eine Gesellschaft um sich zu versammeln, in ihrer jetzigen Gestalt. Den Hauptmann behandelte sie als Freund, mich als Geliebten. Bald machte sie meine Geliebte, bald meine Gemahlin. Der Capitain ersuchte mich, ihr zu sagen: wenn er sie in ihrer jetzigen Gestalt aus der Tartane hätte steigen sehen, so würde er nicht den Muth gehabt haben, ihr seinen Cicerone zu schicken. Daran zweifle ich nicht, sagte sie, und doch ist es sonderbar, daß eine Uniform weniger Ehrfurcht einflößt, wie ein leichter Frauenanzug. —

Ich bat sie, nicht über ihre Uniform zu

scherzen, weil ich dieser Uniform mein Glück schuldig sey. Und ich bin, fiel sie mir in die Rede, den Sbirren von Cesena das meinige schuldig.

So unterhielten wir uns. Ich ermüdete den ganzen Tag nicht, ihre Liebe zu erregen und mich selbst zu entflammen. Als wir uns niederlegten, hatte es ganz das Ansehn, als geschähe es zum ersten Male, daß wir uns für die Nacht nicht trennten.

Da die Gemahlin des Infanten, Madame de France, eingetroffen war, fragte ich Henrietten, ob ich eine Loge im Theater für alle Tage miethen solle. Sie hatte mir nämlich mehrmals gesagt, ihre vorherrschende Neigung sey die Liebe zur Musik; da sie nun noch niemals eine italienische Oper gesehen hatte, so war ich verwundert, als sie mir sagte: wollen wir denn täglich in die Oper gehen? —

Ich glaube sogar, es wird ein Gerede über uns entstehen, wenn es nicht geschieht, antwortete ich. Doch wenn es Dir nicht Freude macht, hinzugehen, so weißt Du, daß nichts Dich nöthigt. Die Unterhaltung mit Dir in diesem Zimmer ziehe ich aller Musik in der Welt vor. —

Ich liebe die Musik bis zur Tollheit, lieber Freund, aber ich kann nicht, ohne zu zittern, daran denken, daß ich ausgehen soll. —

Wenn Du zitterst, so muß ich schaudern. Aber wir gehen entweder in die Oper, oder wir reisen ab, nach London, wohin es ist. Du hast nur zu bestimmen. —

So nimm eine Loge, die nicht sehr gesehen ist! —

Ich miethete eine Loge im zweiten Rang. Aber das Theater war zu klein, als daß eine hübsche Frau darin hätte unbemerkt bleiben können. Das sagte ich ihr. Sie meinte jedoch, von einem Erkanntwerden nichts fürchten zu dürfen; denn nach der Fremdenliste schiene ihr Niemand in Parma anwesend zu seyn, der sie kenne. —

Henriette ging also wirklich in die Oper. Unsere Loge war im zweiten Rang. Es brannte kein Licht darin, und meine Geliebte hatte nicht aufgelegt. Man gab eine Opera buffa, deren Musik von Brunelli sich ebenso auszeichnete, wie die Ausführung von Seiten der Sänger Lob verdiente. Meine Geliebte bediente sich des Augenglases, nur um nach dem Theater, nicht um nach

den Logen oder dem Parterre zu sehen. Niemand schien neugierig nach uns gewesen zu seyn. Wir kehrten also zufrieden zurück in unsere Wohnung des Friedens und der Liebe. Das Finale des zweiten Acts hatte Henrietten in solchem Grade gefallen, daß ich versprach, es ihr zu verschaffen. Ich wandte mich an Dubois und bat ihn, es mir zu besorgen. Da ich glaubte, Henriette werde das Clavier spielen, bot ich ihr ein Instrument an. Aber sie antwortete, das Clavier zu spielen habe sie nicht gelernt.

Beim vierten oder fünften Besuche der Oper kam Dubois in unsere Loge. Da ich Henrietten nicht ihm vorstellen wollte, entschuldigte ich mich, daß ich ihm meinen Platz nicht überlasse, und fragte, worin sonst ich ihm dienen könne. Darauf gab er mir den Auszug vom Finale, und ich händigte ihm das Geld ein, welches er dafür bezahlt hatte. Die fürstlichen Personen saßen uns gegenüber. Das brachte mich auf die Frage, ob er sie schon in Kupfer gestochen. Als er erwiderte, bereits zwei Medaillen gemacht zu haben, bestellte ich sie in Gold.

Er versprach sie und ging. Henriette hatte ihn nicht einmal angesehen. Das war in der Regel. Ich hatte ihn nicht vorgestellt. Aber am folgenden Tage, wie wir noch bei Tische sitzen, wird er uns angemeldet. Herr de la Haye, der mit uns speiste, gratulirte uns sogleich zu der Bekanntschaft mit einem berühmten Künstler und stellte ihn nun seiner Schülerin vor. Henriette ließ es nicht an denjenigen Artigkeiten fehlen, zu denen wir uns gewöhnlich gegen eine neue Bekanntschaft verpflichtet fühlen. Nachdem sie für das Musikstück gedankt, bat sie ihn um neue Arien. Mir sagte Dubois, daß er gekommen sey, die Medaillen zu zeigen, die zu sehen, ich den Wunsch geäußert. Er nahm deren zwei aus seinem Portefeuille heraus. Die eine stellte den Infant und die Infantin, die andere den Infant allein dar. Die Medaillen waren vortrefflich. Wir mußten sie loben. Die Arbeit ist unbezahlbar, sagte Henriette. Aber Gold läßt sich für anderes Gold eintauschen. Sehr bescheiden antwortete Dubois: die Medaillen wägen sechzehn Zechinen. Henriette bezahlte sie, dankte und lud ihn auf ein anderes Mal zur Suppe

ein. Der Kaffee ward gebracht. Meine Geliebte, indem sie Zucker in die Tasse für Dubois thun wollte, fragte, ob er den Kaffee süß liebe. Er antwortete, ihr Geschmack sey der seinige, und sie sagte: so wissen Sie also schon, daß ich den Kaffee ohne Zucker trinke. Es freut mich, daß Ihr und mein Geschmack übereinstimmen. Wirklich blieb die Tasse von Dubois ohne Zucker. Henriette hatte ihn bei meiner und bei der von de la Haye nicht vergessen. Aber in ihre eigene warf sie kein Stückchen. Kaum konnte ich mein Lachen bergen. Das schelmische Mädchen hatte, um Dubois für das fade Compliment, daß er ihres Geschmackes sey, zu bestrafen, den Kaffee, den sie sonst sehr süß liebte, ungezuckert getrunken. Der kleine Bucklichte war fein genug, sich keine Blöße geben zu wollen. Er nahm die Miene an, als liebe er den Kaffee ungezuckert, und mußte ihn nun beständig auf diese Weise trinken.

Nachdem beide fort waren, lachten wir über die Fopperei. Ich scherzte, daß Henriette nun stets bei Dubois Anwesenheit den Kaffee würde bitter trinken müssen. Aber sie erwiderte:

ich werde einen Befehl des Arztes, ihn zu zuckern, vorgeben.

Kaum war ein Monat verstrichen, als Henriette Italienisch sprach. Sie hatte hierbei fast mehr ihrer Kammerjungfer Janetton, wie dem de la Haye, zu verdanken. Der Unterricht lehrt nur die Gesetze der Sprache, und die Fähigkeit, sie zu sprechen, gibt allein die Uebung. Fünf und zwanzig Mal hatten wir die Oper besucht, ohne eine Bekanntschaft zu machen. Wir lebten, im vollkommensten Sinn des Wortes, glücklich. Nur im Wagen fahrend verließen wir unsere Wohnung. Wir waren die beiden Unzugänglichen. Keiner kannte mich, ich kannte Keinen. Nachdem der Hauptmann abgereist war, blieb Dubois der Einzige, der uns besuchte, wenn wir ihn einluden. De la Haye war täglich bei uns.

Dubois schien sehr neugierig, mehr von uns zu wissen, aber er ließ es nicht merken. Eines Tages erzählte er uns, wie glänzend der Hof des Don Philipp nach der Ankunft von Madame geworden, wie viel Fremde zuströmten, und welche Fremde an dem Tage zugegen gewesen. Aber, sagte er, sich zu Henrietten wen=

dend, die wenigsten der anwesenden Damen waren uns bekannt. —

Vielleicht hätten sie sich, wenn sie bekannt gewesen wären, nicht gezeigt, versetzte Henriette.

Das ist möglich. Aber glauben Sie, Madame, unsern Prinzen ist trotz dem, daß Schönheit und Kleiderpracht sie und den Hof auszeichnen, jeder Zwang zuwider. Ich hoffe so glücklich zu seyn, auch Sie, Madame, noch bei Hofe zu sehen. —

Schwerlich. Sie glauben nicht, wie lächerlich ich die Erscheinung einer Frau bei Hofe finde, wenn sie nicht vorgestellt ist, und doch vorgestellt seyn könnte. —

Der Verwachsene ward stumm, und Henriette lenkte mit gleichgültiger Miene die Unterredung auf einen andern Gegenstand. Nachdem sich Dubois entfernt, lachte das anmuthige Geschöpf über die Mühe, welche der gute Mann sich gab, seine Neugier zu verstecken. Ich erwiderte: Allen müsse Henriette es verzeihen, denen sie Neugier errege. Lächelnd antwortete ihr Mund mir, statt mit Worten, mit Liebkosungen. Während wir so lebten und die

Freuden wahrhafter Glückseligkeit in Zügen genossen, verlachten wir die Philosophie, wenn sie die Vollkommenheit alles Glückes bestreitet, weil, wie sie sagt, jenes Glück nicht dauernd sey.

Was bedeutet denn, sprach Henriette eines Tages zu mir, jenes Wort „dauernd"? Wird „immerwährend", oder wird „unsterblich" damit gemeint, so hat man Recht. Aber nur in wie fern der Mensch, als Mensch, unvergänglich ist, kann auch sein Glück unvergänglich seyn. Abgesehen von jener Vergänglichkeit, ist alles Glück dauernd. Nur zu leben, nur zu existiren braucht man, um glücklich zu seyn. Wird dagegen unter Glück eine Reihe mannichfaltiger, ununterbrochener Vergnügungen verstanden, so hat man abermals Unrecht. Denn zum Vergnügen gehört doch auch die Ruhe. Ruhe muß dem Genuß folgen und uns die Zeit geben, das Glück in seiner eigentlichen Wirklichkeit zu erkennen. Glücklich kann der Mensch wohl nur seyn, indem er sich glücklich fühlt, und glücklich fühlen kann er sich allein in der Ruhe. Ohne Ruhe wären wir niemals beglückt. Darum braucht auch das Vergnügen, um Vergnügen zu bleiben, des Schluf-

ses. Was sagt denn also das Wort „dauernd“? Täglich gelangen wir dahin im Verlangen nach Schlaf, den Schlaf über jedes andere Vergnügen zu erheben. Der Schlaf aber ist das eigentliche Bild des Todes. Und sind wir diesem holden Schlaf, diesem köstlichen Vorbilde der wahren Ruhe, des Todes, sind wir ihm nicht dann erst dankbar, wenn er uns wieder verlassen hat? —

Wer dagegen ferner behauptet, der Mensch vermöge nicht sein ganzes Leben hindurch glücklich zu seyn, spricht auch nur in den Tag hinein. Bleibt uns Gesundheit, so gewährt Weisheit des Sinnes alle Mittel, um auch jenes Glück uns zu erwerben. Ein Glück, so lang und so dauernd, wie das ganze Leben selbst, wäre einem Strauße von vielen schön gemischten Blumen vergleichbar, deren so inniges Uebereinstimmen alle zu einer einzigen Blume für uns verwandeln müßte. Wodurch ist es denn unmöglich, daß wir unser ganzes Leben vollkommen eben so, wie diesen einen Monat, verleben? stets gesund und von keinem Mangel gedrückt? Um dieses glückliche Leben zu krönen, müßten wir in hohem Alter vereinigt sterben. Dann wäre ja unser

Glück wahrhaft dauernd gewesen. Dann würde der Tod es ja nicht unterbrechen, sondern schließen. Unglücklich fühlen könnten wir uns nur, wenn wir eine Unmöglichkeit unserer Existenz nach dem Schluß der nämlichen Existenz annähmen, deren wir uns erfreuen. Aber dies scheint mir ein Widerspruch. Glaubst Du das nicht auch? —

So gab die himmlische Henriette mir Unterricht in der Weisheit und übertraf den Cicero in seinen Tusculanen. Aber sie gab auch zu, daß jenes Glück, von dem sie so unvergleichlich gesprochen, sich nur zweien Wesen verwirklichen könne, die sich liebend, gesund, heiter, vernünftig, begütert, und nur auf sich selbst mit ihren Pflichten gewiesen, gleiche Neigungen, gleichen Charakter, vielleicht auch gleiches Temperament theilten. Glücklich sind daher alle Liebende, die, wann sie der Ruhe bedürfen, ihre Sinne in Ruhe zu wiegen vermögen. Ihnen naht der holde Schlummer, der erst dann weicht, wenn er allen Gaben die frühere Kraft wieder zurückgegeben hat. Das Erste, was sich beim Erwachen lebendig zeigt, sind dann die Sinne in ihren Bemühungen, den Geist zu beseelen. Denn im Weltall, wie im

Menschen, walten die nämlichen Bedingungen. Man spricht keineswegs unwahr, wenn man zwischen Weltall und Menschen jedweden Unterschied bis zur vollkommenen Indifferenz aufhebt. Denn wo bleibt, wenn wir das Weltall wegnehmen, der Mensch? Und nehmen wir den Menschen weg, so ist kein Weltall mehr. Denn wer könnte Kunde von ihm haben? Darum sind wir Thoren, wenn wir von einem abstracten Raume sprechen. Wie wollen wir, bei der Abstraction des Raumes, noch die Vorstellung eines wesentlichen Stoffes behalten? Oder wie wollen wir, wenn wir vom Stoff abstrahiren, uns einen Raum wirklich vorstellen?

Ich war mit Henrietten so glücklich, wie sie mit mir. Kein augenblickliches Unwohlseyn, kein Gähnen, kein in Falten gerathenes Rosenblatt störte unsere Ruhe, unsern Frieden.

Am Tage vor dem Schluß der Oper hatte Dubois bei uns gegessen und sagte, morgen würde er die besten Sänger, Mann und Frau, bei sich zu Tische haben. Es hinge von uns ab, ob wir geneigt wären, die zwei vorzüglichsten Stücke, die sie auf dem Theater gesungen,

in dem Saal eines Landhauses zu hören, den er habe einrichten lassen, damit die Musik nicht leiden solle. Henriette dankte höflich und sagte: es sähe so bedenklich mit ihrer Gesundheit aus, daß sie sich nie auf den folgenden Tag versagen könne, und fing sogleich an von andern Dingen zu sprechen.

Kaum waren wir allein, als ich sie fragte, weshalb sie sich nicht bei Dubois unterhalten wolle.

Ich würde hingehen und gern hingehen, aber ich fürchte dort jemand zu treffen, der mich erkennen möchte, und das könnte unser Glück stören. —

Wenn Dir ein neuer Anlaß zur Besorgniß dargeboten worden, so hast Du Recht. Ist es aber eine unbegründete Furchtsamkeit, weshalb, geliebter Engel, willst Du Dir einen Zwang anthun, der Dich eines so schönen Vergnügens beraubt? Wenn Du die Freude kenntest, die ich empfinde, wenn ich Dich vom Genuß einer schönen Musik hingerissen, ja entzückt sehe! —

Nun, Du sollst nicht glauben, ich sey weniger muthig, wie Du. Wir wollen unmittelbar

nach dem Essen zu Dubois gehen. Die Sänger werden nicht früher singen. Auch können wir annehmen, da nicht auf uns gerechnet worden, werde niemand geladen seyn, der neugierig ist, mit mir zu sprechen. Wir lassen es nicht erst sagen, wir kommen unerwartet. Dubois äußerte, daß er in seinem Landhause seyn würde. Caudagna kennt es. —

Diese Betrachtung, gegen die der Verstand nichts aufbringen konnte, stand, was selten ist, mit der Liebe in so vollkommnem Einklang, daß wir am folgenden Tag um vier Uhr Nachmittag uns nach dem Landhause begaben. Aber es war uns befremdend, Dubois allein in Gesellschaft eines artigen Mädchens zu finden, die er uns als eine Nichte vorstellte, welche er gewisser Gründe halber nicht in Gesellschaft brächte. Froh, uns zu sehen, sagte er, weil wir ihm unerwartet gekommen wären, so müßten wir nun auch das kleine Abendessen nicht verschmähen, worein er die Mittagsgesellschaft verwandelt habe. Die Virtuosen würden bald erscheinen. So waren wir zum Abendessen geladen und so gut wie versagt. Ich fragte, ob er viel Gäste haben würde. Er

antwortete mit triumphirender Miene, wir würden eine Gesellschaft finden, die unser würdig sey. Nur beklage er, nicht Damen eingeladen zu haben. Henriette machte ihm lächelnd eine verbindliche Verbeugung. Sie sah heiter, ja zufrieden aus, aber sie beherrschte sich. Ihre große Seele wollte keine Besorgniß verrathen, und ich glaubte auch, daß sie keinen gegründeten Anlaß zur Furcht habe. Wenn mir ihre ganze Geschichte bekannt gewesen wäre, dann hätte ich Besorgnisse gehegt und sie gewiß nach England gebracht, womit sie sehr zufrieden gewesen seyn würde.

Nach einer Viertelstunde erschienen die zwei Schauspieler, Lasihi und die Baglioni, beide sehr hübsch. Die Uebrigen, welche Dubois geladen hatte, folgten allmälig. Es waren Spanier und Franzosen, alle über die erste Jugend hinaus. Von Vorstellung war keine Rede, und ich mußte hierin den Geist des kleinen Höckrigen bewundern. Denn weil alle Anwesenden mit dem Ton der größeren Höfe vertraut waren, so hinderte ein kleiner Mangel an Etiquette keineswegs, daß Henrietten nicht alle und jede ge-

sellschaftlichen Ehrenbezeugungen gewährt wurden. Sie nahm sie mit einem Anstand auf, den man nur in Frankreich, und dort selbst nur in den vornehmsten Gesellschaften antrifft, einige Provinzen ausgenommen, wo der Zwang etwas zu sehr durchblickt.

Eine köstliche Symphonie eröffnete das Concert. Dann führten die beiden Sänger ein Duo auf, und darauf gab ein Schüler von Vandini ein Violoncell-Concert, das ausnehmend beklatscht wurde. Aber nun mußte ich erstaunen. Henriette steht auf, lobt den jungen Menschen, der das Solo gespielt, nimmt sein Violoncell, sagt heiter und lieblich mit dem reizendsten Anstand, sie wolle das Instrument einmal recht glänzen lassen. Nun setzt sie sich auf den Stuhl des Spielers hin, nimmt das Instrument zwischen ihre Knie und ersucht das Orchester, das Concert nochmals anzufangen. Die ganze Gesellschaft versinkt in ein tiefes Schweigen, ich in die gewaltigste Furcht, und, dem Himmel sey Dank, Niemand heftet einen Blick auf mich. Henriette hatte am wenigsten den Muth, mich anzusehen. Sie wäre verloren gewesen, wenn sie ihre schö-

nen Augen auf mich gerichtet hätte. Ich indeß, der sie nur die Stellung zum Spielen annehmen sehe, halte alles noch für einen Scherz, etwa als wolle sie ein reizendes Tableau darstellen. Allein wie ich den ersten Bogenstrich von ihrer Hand vernahm, war mir es, als ob das Klopfen meines Herzens mich tödten sollte. Henriette, die mich kannte, war zu der einzigen Nothwendigkeit zu greifen genöthigt, die ihr übrig blieb, mich nicht anzusehen.

Aber wie ward mir, als ich sie das Solo spielen hörte, und als das Beifallklatschen nach der ersten Passage das Orchester fast verstummen machte! Es war ein Uebergang von Furcht zur überschwellendsten Befriedigung, die mir eine Erschütterung, einen Paroxismus zuwege brachte, wie das stärkste Fieber es nur vermocht hätte. Aber bei Henrietten brachte, wenigstens dem Schein nach, dieser Beifall nicht die geringste Veränderung hervor. Ohne die Augen von den Noten abzuwenden, die ihr nur insoweit bekannt waren, als sie während des Spieles ihnen gefolgt war, stand sie erst auf, nachdem sie das Solo sechsmal durchgespielt hatte, und sagte, sich

mit einem hinreißenden Anstande zum Musikus wendend, noch habe sie kein schöneres Instrument gespielt. An die Gesellschaft richtete sie aber mit dem holdseligsten Lächeln von der Welt einige Worte, um die Eitelkeit zu entschuldigen, mit der sie das Concert um eine halbe Stunde verlängert.

Dies alles hatte mich so gerührt, daß ich mich entfernen mußte, um im Garten, wo Niemand mich sah, Ströme der heißesten Thränen zu vergießen. Wer ist, sagte ich, diese Henriette? wer dieser Schatz, dessen Inhaber ich geworden? Es scheint mir unmöglich, daß ich der glückliche Sterbliche seyn soll, bei dem er verbleiben wird.

Verloren in diesen Betrachtungen, welche die Wonne meiner Thränen verdoppelten, würde ich noch lange unter den stillen Bäumen verweilt haben, wenn Dubois selbst nicht gekommen wäre, mich zu suchen, und wenn er mich nicht, trotz der Dunkelheit der Nacht, gefunden hätte. Ich war es, der ihn aus der Verlegenheit zog, indem ich sagte, eine Betäubung, von der ich plötzlich überfallen worden, habe mich die freie Luft zu suchen genöthigt.

Während des Gehens hatte ich zwar Zeit, meine Thränen zu trocknen, nicht aber, dem Weiß der Augen die gewöhnliche Farbe zurückzugeben. Zum Glück beobachtete mich Niemand. Nur Henriette, als sie mich wiederkommen sah, gab mir durch ein süßes Lächeln zu verstehen, daß sie wisse, was mich nach dem Garten gelockt. Bei Tische saß ich ihr gegenüber.

Der verwachsene Dubois Chatelereau, Director der Münze des Infanten, hatte die liebenswürdigsten Herrn vom Hofe bei sich eingeladen. Die Mahlzeit war nicht verschwenderisch, aber ausgesucht. Henriette, als die einzige Dame, mußte nothwendig die gesammte Aufmerksamkeit auf sich hinziehen. Aber auch, wenn ihrer mehrere zugegen gewesen wären, würden sie von ihr verdunkelt worden seyn. Hatte sie schon durch ihre Schönheit und Talente die Gesellschaft zu bezaubern angefangen, so vollendete ihre Unterhaltung bei Tisch das Werk. Dubois selbst sprach nicht. Er glich dem Autor des schönen Stücks, und so, glaubte er, zieme ihm ein bescheidenes Schweigen. Henriette besaß die liebenswürdige Kunst, Allen anmuthig zu werden, und besaß

hinlänglichen Geist, mich in alles zu verflechten, was sie Reizendes sprach. Ich mochte thun, was ich wollte, dieser Gattin Ehrfurcht und Demuth zu bezeigen, sie legte es darauf an, daß man mich für ihren Priester, ja für ihr Orakel nehmen mußte. Man konnte sie für meine Frau halten, aber Niemand durfte aus meinem Benehmen gegen sie diesen Schluß ziehen. Als man zufällig vom Werth der Nationen und von den Vorzügen der Spanier und Franzosen sprach, übereilte sich Dubois, indem er fragte, welchem Volke Henriette den Vorzug gebe. Es war keine unbescheidenere Frage möglich. Denn die Gesellschaft bestand fast zu gleichen Theilen aus Spaniern und Franzosen. Aber das einzige Weib machte ihre Sache so unvergleichlich, daß jeder Spanier sich zum Franzosen, und jeder Franzose sich zum Spanier wünschte. Da wollte der unersättliche Dubois auch ihre Meinung über die Italiener hören, und nun bewegte sich alles in mir. Ein gewisser Le Comte, der mir zur Seite saß, mißbilligte die Frage leise durch eine Bewegung des Kopfes. Aber Henriette wich ihr keinesweges

aus. Ueber die Italiener, sagte sie mit sichtbarer Unsicherheit, kann ich wirklich nicht urtheilen. Ich kenne nur Einen Italiener, und Einer ist nicht genug, um, nach ihm urtheilend, eine Nation über alle andere Nationen zu erheben.

Ich wäre der größte Pinsel von der Welt gewesen, wenn ich mir im mindesten hätte merken lassen, diese köstliche Antwort verstanden zu haben, und wenn ich nicht das verhaßte Thema sogleich durch eine Frage an Dubois weggeräumt hätte, die ich über den Wein vom Zaun brach, der unsere Gläser füllte.

Auch über Musik wurde gesprochen. Ein Spanier fragte Henrietten, ob sie neben dem Violoncell noch ein Instrument spiele, und sie sagte, nur auf das Violoncell habe ihre Neigung sich gerichtet. Ich lernte es, fuhr sie fort, im Kloster, um meiner Mutter, die sehr gut Violoncell spielt, ein Zeugniß meiner Ehrfurcht abzulegen. Aber wenn mein Vater nicht durch eine ausdrückliche Willenserklärung sich mit dem Bischof darüber vereinigt gehabt hätte, würde mir niemals die Erlaubniß der Aebtissin geworden seyn. —

Und weshalb konnte die Aebtissin es hindern wollen? —

Diese Braut des Himmels behauptete, jenes Instrument lasse sich nicht spielen, ohne eine unanständige Stellung anzunehmen. —

Bei dieser Aeußerung bissen die Spanier sich auf die Lippen, während die Franzosen sich zum Lachen aufbliesen.

Nach einem Stillschweigen von einigen Minuten machte Henriette eine leise Bewegung, welche die Erlaubniß zu erbitten schien, daß sie aufstehn dürfe. Alles erhob sich, und nach einer Viertelstunde hatten wir die Gesellschaft verlassen. Dubois begleitete Henrietten bis zum Kutschenschlag und machte ihr seine verbindlichsten Danksagungen, in denen er kein Ende zu finden vermochte.

Ich aber konnte nicht erwarten, den Abgott meiner Seele in die Arme zu schließen. Ich gönnte ihr nicht die Zeit, alle meine Fragen zu beantworten. Du hattest Recht, sagte ich, daß Du zu Hause bleiben wolltest, denn Du wußtest, daß Du mir Feinde werben würdest. Jetzt verfolgt mich ein tödtlicher Haß. Aber bist Du

doch meine Welt, mein Alles! Grausame Henriette, es ist Dir nicht gelungen, mich mit Deinem Violoncell zu tödten. Da ich mit einem Male Deine gewöhnliche Zurückgezogenheit vermißte, glaubte ich, ein Wahnsinn habe Dich erfaßt. Und kaum hatte ich Dich gehört, so mußte ich fort, die Thränen aufzufangen, die Du meiner Seele entlockt. Aber nun, ich beschwöre Dich, nun sage mir, welches sind die übrigen Gaben, die Du mir noch verbirgst, obwohl Du darin glänzest, damit, wenn sie mich überfallen, ich nicht vor Furcht und Erstaunen sterbe! —

Nun, mein Geliebter, sind Dir keine mehr unbekannt. Ich habe meinen Schatz geleert; Du kennst Deine Henriette jetzt vollkommen. Hättest Du mir nicht vor einem Monat gesagt, Du hättest keinen Sinn für Musik, so würde ich Dir nicht verschwiegen haben, daß ich auf dem Violoncell Virtuosin bin. Hätte ich es Dir gesagt, so würdest Du mir, das weiß ich, ein Violoncell gekauft haben, und ich wollte mich mit nichts unterhalten, was Dir nicht Freude machte. —

Am folgenden Morgen kaufte ich ihr jenes

Instrument, und man kann sich denken, ob sie mich damit werde gelangweilt haben. Mag ein Mensch auch noch so gleichgültig gegen die Musik seyn, sie muß ihn hinreißen, wenn der, welcher sie übt, von ihm geliebt wird. Der unserer Menschenstimme verwandte Ton des Violoncell, welcher alle andere Instrumente übertrifft, ging mir ans Herz, als Henriette ihn daraus hervorlockte. Und sie muß es gewußt haben; täglich gewährte sie mir diesen Genuß. Ich schlug ihr vor, kleine Concerte zu geben. Aber sie war klug genug, nie darauf eingehen zu wollen. Dennoch hatte das Schicksal schon seinen Lauf genommen.

Der unglückselige Dubois kam am Morgen nach seiner Gesellschaft, um uns seinen Dank abzustatten und unsern Beifall über das Concert und über die Bewirthung der Gäste einzuärnten. —

Ich werde, sagte er, viel Mühe haben, die Andringlichkeit zu beschwichtigen, mit welcher man mich, Sie vorzustellen, Madame, bitten wird. —

Ihre Mühe kann nicht so groß seyn, da Sie nur mit zwei Worten zu erwidern brauchen, daß ich Niemand annehme. —

Seitdem durfte er kein Wort mehr vom

Vorstellen sprechen. In derselben Zeit erhielt ich einen Brief von Capitani. Er sagte mir darin, weil er nun das Schwert Petri in der Scheide besitze, sey er mit zwei Weisen zu Francia gegangen, die der Hebung des Schatzes gewiß wären. Es wundre ihn, daß er dessen nicht schon habhaft geworden. Dabei ersuchte er mich, ihm zu schreiben und selbst zu kommen, wenn ich meinen Theil vom Schatz in Besitz nehmen wollte. Ich antwortete nicht weiter und war froh, daß der gute Landmann, der meine Warnung gewiß nicht vergessen haben konnte, nun gegen die Narren und Betrüger geschirmt war, die ihn gemißbraucht hätten. Vier Wochen seit dem Abend bei Dubois verlebte ich mit Henriette wie in den Wogen der Glückseligkeit. Die himmlische Eintracht unserer Herzen und Seelen entfernte von uns jenes unglückselige Vorbild des Elends, welches Ermüdung heißt. Bei schönen Tagen eine Spazierfahrt im Wagen zum Thor hinaus war die einzige Unterhaltung, die wir jenseit unserer vier Wände suchten. Wir stiegen nie aus, wir gingen nirgends hin. Niemand vom Hofe oder aus der Stadt hatte unsre Bekannt-

schaft machen können, obwohl alle, die Henrietten bei Dubois gesehen, ihr näher zu kommen wünschten. Sie war muthiger, ich sichrer geworden, seitdem wir erfahren, daß sie Niemand, weder im Theater, noch in jener Gesellschaft, erkannt. Nur unterm Adel fürchtete sie denjenigen, der sie hätte entlarven können.

Eines Tages, als wir vor dem Thore von Colorno spazieren fuhren, begegneten wir dem Infanten mit der Herzogin, die nach Parma zurückkehrten. Auf funfzig Schritt folgte ihnen ein Wagen, in welchem wir Dubois mit einem andern Herrn sahen. Kaum ist unser Wagen dem ihrigen vorüber, als sich eins unserer Pferde niederwirft. Halt! ruft der Herr neben Dubois, in der Absicht, unserm Kutscher Hülfe, zu leisten, wenn sie nöthig seyn sollte, und macht eine vornehme und höfliche Verbeugung gegen Henriette, während Dubois keinen Augenblick verliert, ihr zu sagen: Madame, Sie sehen Herrn Dutillot. Statt der Antwort macht Henriette die hergebrachte Verbeugung. Das Pferd richtet sich indessen auf, und nach einer Minute fahren wir unsern Weg weiter fort. Dieses zufällige Begegnen schien

keine Folgen haben zu können. Aber hier ist eine.

Dubois kömmt am nächsten Morgen zum Frühstück zu uns und sagt ohne Umschweife, Herr Dutillot, erfreut über das Glück, unsere Bekanntschaft gemacht zu haben, erbiete sich durch ihn die Erlaubniß, uns besuchen zu dürfen. —

Madame oder mich? falle ich ein.

Beide. —

Wohlan! Aber es bleibt ein Besuch für ein und allemal. Madame, wie Sie sehen, hat ihr eigenes Zimmer, wie ich das meinige. Was mich anlangt, so steht es ihr zu, mich zu dem Minister hinzubegeben, wenn er mir etwas zu befehlen oder mitzutheilen hat. Haben Sie die Güte, ihm das zu sagen. Madame aber ist hier, Sie können mit ihr sprechen. Ich bin, mein Herr Dubois, der ganz gehorsame Diener des Ministers.

Henriette, heiter und verbindlich, wie immer, bittet Dubois, sie Herrn Dutillot zu empfehlen und diesen zu fragen, ob er sie kenne. —

Gewiß kennt er Sie nicht, Madame. —

Nun, sehen Sie! Er kennt mich nicht und

will mir einen Besuch machen. Empfinge ich ihn, so würde man mich für leichtsinnig halten. Sagen Sie ihm, daß ich es nicht bin, wenn schon man mich hier nicht kennt, und daß ich folglich das Vergnügen nicht haben könne, ihn zu sehen.

Dubois, der seinen Mißgriff fühlte, blieb stumm, und wir unterließen, ihn in den nächsten Tagen zu fragen, wie der Minister sich geäußert.

Drei Tage darauf, als der Hof sich zu Colorno befand, gab er, um irgend einer Veranlassung willen, ein prächtiges Fest, bei welchem jedermann erlaubt war, in den die ganze Nacht hindurch erleuchteten Gärten spazieren zu gehen. Dubois hatte zu viel von diesem öffentlichen Feste gesprochen, als daß es uns nicht hätte einfallen sollen, es gleichfalls zu besuchen. Wir fuhren in seinem eigenen Wagen hinaus, kamen Abends vorher an und übernachteten im Gasthofe. Gegen Abend gingen wir im Garten spazieren, wo sich zufällig der Hof mit großem Gefolge befand. Die Infantin war die erste, welche nach dem Hofgebrauch in Frankreich, sobald sie Henrietten erblickte, sich ihr vereingte und dann

den Weg fortsetzte. In dem Augenblick bemerkte ich, daß ein Cavalier mit dem Ludwigs Kreuz an Don Philipps Seite Henrietten mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Er kehrte um, folgte unsern Tritten und zeigte sich uns in der Mitte des Ganges. Mit einer gegen uns gerichteten entschuldigenden Verbeugung bat er Dubois, ein Wort mit anzuhören, das er ihm zu sagen habe. Beide sprachen, hinter uns hergehend, wohl eine Viertelstunde mit einander. Eben wollten wir den Garten verlassen, als der Cavalier, nachdem er sich ungemein höflich bei mir entschuldigt, gegen Henriette gewendet, fragte, ob er vielleicht die Ehre habe, von ihr gekannt zu seyn. —

Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, mein Herr. —

Madame, ich heiße d'Antoine. —

Mein Herr, ich erinnere mich nicht, Sie jemals gesehen zu haben.

Wenn das ist, so genügt es mir, um Entschuldigung zu bitten. —

Dubois sagte uns, der Chevalier, ohne weiter eine Anstellung bei Hofe zu haben, sey

der vertraute Freund des Infanten und habe ihn, in der Meinung, Henriette bekannt zu seyn, gebeten, ihn ihr vorzustellen. Dieser hatte erwidert, sie heiße d'Arci, und wenn er sie kenne, brauche er ja nur zu ihr zu gehen. Jener d'Antoine hatte geantwortet, da der Name d'Arci ihm unbekannt gewesen, habe er kein Versehen begehen wollen, und sich, um aus der Ungewißheit hinaus zu kommen, selbst ihr vorgestellt. Doch nun er weiß, fuhr Dubois fort, daß Madame ihn nicht kennt, wird er überzeugt seyn, sich geirrt zu haben.

Nach dem Essen schien mir Henriette ängstlich. Das bewog mich zur Frage, ob sie nur das Ansehn angenommen habe, d'Antoine nicht zu kennen. —

Keinesweges. Der Name ist mir bekannt, und die Familie eine der angesehensten in der Provence. Persönlich jedoch kenne ich ihn nicht. —

Aber vielleicht kennt er Dich? —

Gesehen kann er mich haben, doch nie hat er mich gesprochen. Ich hätte ihn wieder erkannt. —

Mich ängstet dies Zusammentreffen, und

auch Du scheinst mir nicht gleichgültig dabei. Laß uns Parma verlassen. Wir wollen nach Genua gehen, und wenn meine Händel in Venedig beseitigt sind, dorthin zurückkehren. —

Das wollen wir, lieber Freund. Dort werden wir ruhiger leben. Aber ich glaube nicht, daß wir Eil brauchen.

Am Tag drauf sahen wir den Maskeraden zu. Am dritten gingen wir nach Parma zurück. Nach drei Tagen aber übergibt mir der junge Caudagna einen Brief und sagt, der Bote, der ihn gebracht, warte auf Antwort. Sogleich sagte ich Henrietten, daß der Brief mich beunruhige.

Sie nimmt ihn mir aus der Hand, liest ihn und gibt ihn mit den Worten zurück, daß sie d'Antoine für einen Mann von Ehre halte, und daß wir nichts zu fürchten hätten. Der Brief lautete also.

„Entweder bei Ihnen oder bei mir, oder wo sonst es Ihnen beliebt, um eine Stunde, die Sie bestimmen sollen, muß ich mir die Ehre Ihrer Gegenwart einer Sache wegen erbitten,

die Sie nahe angeht. Ich habe die Ehre, mich zu nennen

Ihren

ergebenst gehorsamsten Diener
d'Antoine."

An Herrn v. Farusi.

Ich werde, sagte ich zu Henriette, ihn hören müssen. Aber wo? —

Weder bei Dir, noch bei ihm, im Schloßgarten. Deine Antwort muß die Stunde der Zusammenkunft und weiter nichts enthalten. —

Dem gemäß schreibe ich, daß um halb zwölf Uhr er mich in dem ersten Gange des herzoglichen Gartens finden würde, und bitte um die Bestimmung einer andern Stunde, wenn die angegebene ihm nicht genehm seyn sollte. Dann kleide ich mich an und gehe nach dem Ort der Zusammenkunft. Henriette und ich, beide wollten wir die Unbesorgten machen, aber wir konnten beide die Zeit nicht erwarten, zu erfahren, worauf es ankam.

Um halb zwölf finde ich d'Antoine in dem bemerkten Gange ganz allein. Ich mußte, sagte

er, die Ehre mir verschaffen, die Sie gegenwärtig mir erzeigen, weil ich kein sichereres Mittel kannte, Madame d'Arci diesen Brief zuzustellen. Ich habe Sie zu bitten, ihr dies Schreiben zu übergeben. Sie werden verzeihen, daß es zugesiegelt ist. Irre ich mich, so hat die Sache keine Bedeutung weiter, und der Brief wird kaum der Antwort bedürfen. Irre ich mich jedoch nicht, so hat die Dame allein das Recht, Ihnen den Brief mitzutheilen. Aus dem Grunde ist er versiegelt. Der Inhalt muß Sie, wenn Sie wahrhaft Freund von Madame sind, eben so sehr interessiren, wie er ihr wichtig ist. Darf ich überzeugt seyn, daß Sie ihr den Brief abgeben? —

Sie haben mein Ehrenwort. —

Henrietten sagte ich wörtlich wieder, was d'Antoine zu mir gesprochen, und übergab ihr den Brief von vier Seiten. Sie liest ihn und erklärt, die Ehre der beiden Familien erlaube nicht, daß sie mir den Brief lesen lasse. Sie sey genöthigt, d'Antoine, der, wie nun sich zeige, ihr Verwandter wäre, einen Besuch zuzugestehen.

So sind wir denn, sage ich, am letzten Act! Ich Unglückseliger! Welch eine Wendung! Unser Glück geht zu Ende. Warum mußten wir so lange in Parma verweilen? Und wie war ich verblendet! Keine Stadt in ganz Italien konnte unter den jetzigen Verhältnissen gefahrvoller für uns seyn, und ihr gab ich vor allen übrigen Städten Italiens den Vorzug. Denn Frankreich, wie ich glaube, ausgenommen, hätte man vielleicht sonst nirgends Dich erkannt. Ich fühle mich um so unglücklicher, weil alle Schuld mich trifft. Denn Du hast keinen andern Willen gehabt, wie ich, und mir niemals Deine Besorgniß verborgen. Aber war ein größeres Versehen möglich, als das, durch Dubois uns den Blicken der Welt zugänglich zu machen! Ich mußte voraus sehen, daß diesem Menschen mit der Zeit es doch gelingen würde, seine Neugier zu befriedigen. Und diese Neugier war zu natürlich, als daß ich ihm ein Verbrechen daraus machen könnte. Vielleicht wäre sie nicht entstanden, wenn ich sie nicht angeregt und noch, nachdem ich ihm Zutritt bei uns vergönnte, ausgebildet hätte. Aber wozu jetzt diese Betrachtungen, wo sie zu spät

kommen? Ich sehe schon alles das Bittre zum voraus, was mir bevorsteht. —

Ach, mein theurer Freund! Ich bitte Dich, sieh nichts voraus! Laß uns den Entschluß fassen, auch dieses Ereigniß zu besiegen! Ich werde den Brief nicht beantworten. Schreibe Du ihm, er möchte morgen um drei Uhr förmlich in seiner Equipage vorfahren und sich anmelden lassen. Du sollst zugegen seyn, wenn ich ihn empfange, und nach einer Viertelstunde mußt Du Dich unter irgend einem Vorwande in Dein Zimmer zurückziehen. D'Antoine kennt meine ganze Geschichte, alle meine Fehltritte, aber auch, was mich dazu vermocht. Als redlichen Mann müssen sie ihn verpflichten, jeden Schimpf von mir abzuwenden; er wird jeden Schritt in Uebereinstimmung mit mir thun. Sollte er von den Bedingungen abweichen, die ich ihm vorschreiben werde, so gehe ich nicht nach Frankreich. Wir verleben, wo Du es willst, den Rest unserer Tage. Ganz gewiß geschieht das, mein geliebter Freund. Bedenke aber auch, daß verhängnißvolle Verhältnisse vielleicht nöthigen können, uns klar zu machen, in welchem Wege mir der bevorstehenden Trennung am

besten entgegen gehen, und daß wir dann diesen Weg einzuschlagen haben, um uns die Hoffnung zu erhalten, nicht unglücklich zu werden. Vertraue mir ganz. Sey überzeugt, daß ich mir dasjenige Glück, das nur irgend auf Möglichkeit Anspruch machen kann, erhalten werde, wenn es bis dahin kommen sollte, daß ich an ein Leben ohne Dich denken müßte. Dir steht für Deine Zukunft die nämliche Sorge bevor, und gewiß wird Deine Mühe nicht unbelohnt bleiben. Einstweilen aber wollen wir nach Möglichkeit den Kummer verbannen. Wären wir vor drei Tagen abgereist, so hätten wir es jetzt vielleicht zu bereuen. Denn d'Antoine hätte sich vielleicht verpflichtet geglaubt, meiner Familie einen Beweis von seinem Eifer abzulegen. Er hätte Nachforschungen über meinen Aufenthalt angestellt, mit denen Gewaltthätigkeiten verbunden seyn konnten, die kein zärtliches Herz würde ertragen haben. Was wäre dann aus uns geworden?

Ich fügte mich gänzlich ihrem Willen, aber Trauer ergoß sich seit dem Augenblick über unsere Liebe. Und Trauer ist eine Krankheit, die zum Grabe führt. Eine Stunde blieben wir

allein, einander gegenüber sitzend, ohne ein Wort uns zu sagen.

Als am folgenden Tage d'Antoine kam, folgte ich pünctlich Henriettens Anweisung. Ich brachte sechs endlose Stunden allein zu, indem ich that, als ob ich schrieb. Da meine Thür halb offen war, so konnte ich durch denselben Spiegel, der mich den beiden zeigte, sehen, was sie vornahmen.

Fünf Stunden hindurch schrieben sie; endlich unterbrachen sie das Schreiben durch Besprechungen, die entscheidend zu seyn schienen. Ich mußte das Allertraurigste voraus sehen.

Als d'Antoine gegangen war, trat Henriette an meinen Schreibtisch und lächelte, als sie bemerkte, daß ich ihre vom Weinen aufgeschwollenen Augen betrachtete. —

Willst Du, sagte sie, daß wir morgen abreisen? —

Ich gern. Aber wohin? —

Wohin Du willst, nur muß ich in vierzehn Tagen wieder hier seyn. —

Hier? —

Ach leider! Ich habe versprochen, beim Eintreffen der Antwort auf den Brief, den ich

geschrieben habe, hier zu seyn. Fürchte keine Gewaltsamkeit. Aber, lieber Freund, in dieser Stadt halte ich es nicht ferner aus. —

O, ich verabscheue sie. Wollen wir nach Mailand gehen? —

Gut, nach Mailand. —

Und weil wir doch wieder her müssen, könnten Caudagna und seine Schwester uns begleiten. —

Schön. —

Ueberlaß mir alles! Sie mögen einen Wagen für sich nehmen, der zugleich mein Violoncell fortbringen kann. Aber Du wirst d'Antoine sagen müssen, wohin Du reisest. —

Im Gegentheil, ich bin ihm keine Rechenschaft darüber schuldig. Es wäre schlimm für ihn, wenn er meine Rückkehr bezweifeln könnte. Genug, daß ich versprochen habe, hier zu seyn. —

Am andern Tag kaufte ich in der Frühe einen Koffer, in welchen Henriette alles packen konnte, was sie brauchte. Wir reisten mit unserer Dienerschaft ab, nachdem wir Andremont gesagt, daß er unsere Wohnung zuschließen möchte.

Fünftes Capitel.

Reise von Parma nach Genf. — Trennung von Henrietten. — Unglücksfälle, die mich in Parma niederbeugen. —

Während der vierzehn Tage, die wir in Mailand blieben, beschäftigten wir uns ausschließlich mit uns selbst. Wir gingen weder aus, noch sahen wir jemand, die beiden Schneider abgerechnet, die mir einen Rock und Henrietten einen Winteranzug verfertigten. Ich kaufte ihr noch einen Fuchspelz, der ihr sehr lieb war. Zu den Delicatessen, die ich an Henrietten bewundern mußte, gehörte auch die, daß sie niemals Nachfrage über den Zustand meiner Kasse hielt. Ich vermied jeden Anlaß, ihr die Sorge zu erwecken, daß sie erschöpft sey. Als wir nach Parma zurückkehr-

ten, hatte ich noch gegen vierhundert Zechinen. Wir waren kaum wieder eingetroffen, als d'Antoine ohne weiteres kam, um mit uns zu speisen. Nach dem Kaffee entfernte ich mich, wie beim ersten Male. Die Zusammenkunft dauerte gleich lange, und nachdem der Cavalier sich entfernt, sagte mir die Hälfte meiner Seele, es sey nun entschieden. Wann? fragte ich, indem ich sie in die Arme schloß und meine Thränen zu den ihrigen schüttete. —

Sobald wir in Genf angekommen sind, wohin Du mich bringen mußt. Miethe mir morgen eine Kammerjungfer, mit der ich mich in der französischen Stadt zeigen darf, zu der ich zurückkehren werde. —

So werden wir noch einige Tage zusammen verleben! — Aber ich wüßte nur Dubois, der dir eine Kammerjungfer von anständigem Aussehn verschaffen könnte; und es verdrießt mich, daß der Neugierige durch sie erfahren wird, was Du scheinst verbergen zu wollen. —

Er wird nichts erfahren, ich nehme in Frankreich eine Andere.

Dubois fühlte sich sehr geehrt durch den

Auftrag und kam nach einigen Tagen in Person, Henrietten eine anständig gekleidete Kammerfrau von gewissen Jahren vorzustellen. Die Person war arm und freute sich der Gelegenheit, nach Frankreich zurückreisen zu können. Sie war die Wittwe eines kürzlich gestorbenen Officiers. Henriette empfahl ihr, bereit zu seyn, wenn Dubois sie benachrichtigen würde. Am Tage vor unserer Abreise hatten wir d'Antoine zum Essen bei uns. Ehe er sich entfernte, ließ er Henrietten einen Brief nach Genf lesen, den er demnächst versiegelte, und den sie in die Tasche steckte.

Mit Anbruch der Nacht verließen wir Parma und hielten uns zwei Stunden in Turin auf, um einen Bedienten anzunehmen, der uns bis Genf begleiten konnte. Am folgenden Morgen ließen wir uns in einem Tragsessel auf den Berg Cenis tragen. Am fünften Tag kamen wir zu Genf an und traten aux balances ab. Henriette gab mir am folgenden Morgen einen Brief an den Banquier Tronchin, der diesen kaum gelesen, als er sagte, er selbst würde mir die tausend Louisd'or in dem Gasthof zustellen. Wir saßen noch bei Tisch, als er erschien, um

sich dieser Pflicht zu entledigen, und um Henrietten zwei Menschen zuzuweisen, auf welche sie sich verlassen konnte. Sie sagte, daß sie abreisen würde, sobald sich die beiden Personen eingefunden hätten, und daß der Reisewagen schon besorgt wäre, über den der Brief das Nöthige enthalte. Nachdem Tronchin alles für den nächsten Morgen zugesagt, ging er, und wir blieben allein, stumm, nachdenkend und schwermüthig einander gegenüber, wie der Mensch es zu seyn pflegt, wenn der Geist niedergebeugt ist.

Ich brach das Schweigen, meinem Abgott zu sagen, unmöglich könne der Wagen, den Tronchin besorgen würde, so bequem seyn, wie der meinige. Sie möchte mir daher den Gefallen erzeigen, ihn für sich zu nehmen, und mir den überlassen, welchen der Banquier ihr anschaffen würde. Sie willigte ein und gab mir fünf Rollen, jede von hundert Louisd'or, die sie selbst in meine Tasche that. Ein schwacher Trost für mein durch die grausame Trennung tief gebeugtes Herz! Unser ganzer Reichthum an Beredtsamkeit während der letzten vier und zwanzig Stunden bestand in Seufzern, Thränen und zärtlichen Umarmungen.

Henriette schmeichelte mir nicht, um mich zu beruhigen. Sie bat mich, keine Erkundigungen über sie einzuziehen, vielmehr zu thun, als kenne ich sie nicht, wenn der Zufall uns bei einer Reise durch Frankreich zusammen führen sollte. Einen Brief an d'Antoine nach Parma gab sie mir mit, ohne zu fragen, ob ich dorthin reisen würde.

Aber sogleich beschloß ich, es zu thun. Sie bat mich, Genf nicht eher zu verlassen, als bis ich einen Brief von ihr empfangen hätte, den sie am nächsten Ort, wo die Pferde gewechselt würden, schreiben wolle. Mit Tages Anbruch reiste sie ab, in Begleitung ihrer Kammerfrau, eines Laquaien, der auf dem Bocke saß, und eines andern, der vorritt. Nachdem ich mit meinen Augen ihren Wagen verfolgt und ihn längst aus dem Gesichte verloren, kehrte ich erst wieder in mein Zimmer zurück. Ich verbot dem Kellner, zu mir zu kommen, bevor die Pferde zurückgekehrt seyn würden, die Henrietten weggefahren, und legte mich in der Hoffnung nieder, daß der Schlaf meiner Seele zu Hülfe kommen würde, welche der Schmerz niederge-

beugt hatte, und die Thränen nicht mehr aufrichten wollten.

Erst am folgenden Morgen kam der Postillon von Chatillon zurück. Er gab mir einen Brief von Henrietten, der nur das eine Wort enthielt: „Lebewohl!" — Er sagte mir, kein Unfall sey der Dame zugestoßen, und sie habe, ihre Reise fortsetzend, den Weg auf Lyon genommen. Da ich vor dem nächsten Morgen nicht abreisen konnte, brachte ich einen der traurigsten Tage meines Lebens in meinen vier Wänden zu. Ich sah in einem der beiden Fenster des Zimmers auf einer Scheibe geschrieben: „Auch Henrietten wirst Du vergessen." Geschrieben hatte sie diese Worte mit der Spitze des Diamanten in einem Ring, welchen ich ihr schenkte. Es war eine Prophezeiung, die mich nicht zu trösten vermochte. Denn welchen Sinn gab sie dem Wort vergessen? Wahrlich sie konnte nur ein Vernarben der Wunde meinen. Das war natürlich, und es verlohnte nicht der Mühe, mir eine schmerzende Prophezeiung zu geben. Nein, ich habe sie nicht vergessen, und jedes Mal, wenn ich mich ihrer erinnere, muß ich Balsam in mein wun-

des Herz thun, seinen Schmerz zu stillen. Wenn ich bedenke, daß es die Kraft und Gegenwart meines Gedächtnisses ist, was mich in meinem Alter glücklich macht, dann finde ich, daß mein langes Leben reicher an Glück, denn an Unglück gewesen; und wenn ich Gott, dem Urheber und höchsten Lenker aller Dinge, dafür gedankt habe, dann begreift wohl Jeder, wie ich mich aller seiner Fügungen freue.

Von einem Bedienten begleitet, welchen Tronchin mir verschafft hatte, trat ich am folgenden Morgen die Reise nach Italien an. Ich schlug den Weg zum St. Bernhardsberg ein. Sieben Maulthiere, die für mich, für mein Gepäcke und für den Wagen erfordert wurden, der meiner geliebten Freundin bestimmt war, halfen mir ihn übersteigen. Der vom Schmerz Gebeugte wird durch keine weiteren Drangsale mehr beängstet. Darin liegt eine Art von Verzweiflung, die auch ihr Süßes besitzt. Weder Hunger noch Durst, noch die Kälte, welche die Natur auf dieser furchtbaren Seite der Alpen erstarren macht, empfand ich, und begrüßte Parma bei gutem Wohlseyn wieder. Absichtlich

wählte ich einen geringen Gasthof, am Fuß der Brücke. Aber es verdroß mich ein wenig, de la Haye in dem Zimmer zu finden, welches dem mir angewiesenen zur Seite lag. Ueber mein Erscheinen verwundert, leitete mein Nachbar einen langen Gruß ein, der ein Gespräch herbeiführen sollte. Ich sey müde, und wir würden uns noch sehen, war meine kurze Antwort.

Ich mußte d'Antoine Henriettens Brief bringen. Das war mein einziger Ausgang. Das Schreiben war kaum entsiegelt, als sich ein zweites unversiegeltes an mich adressirt darin fand. D'Antoine gab es mir ungelesen. Aber er besann sich. Henriettens Wille konnte seyn, daß er diesen offenen Brief erst habe lesen sollen. Er überließ es mir nun, ob ich ihm denselben mittheilen wolle, wenn ich mich mit seinem Inhalt vertraut gemacht haben würde. Auch versicherte er mich, daß ich, so oft es mir nöthig wäre, über seinen Credit disponiren könne. Hier ist die Abschrift von Henriettens Brief an mich.

„Ich war es, mein einziger Freund, die Dich verlassen mußte. Vermehre Deinen Schmerz nicht durch den Gedanken an den meinen. Wir

wollen uns einbilden, süß geträumt zu haben, und wollen unser Schicksal nicht anklagen. Noch nie hat ein holder Traum so lange gedauert. Wir dürfen darauf stolz seyn, daß wir drei Monat im ungestörten vollkommensten Glück, ohne eine einzige Unterbrechung verlebt haben. Wenige Sterbliche können dessen sich rühmen. Wir wollen nimmermehr uns vergessen. Wir wollen oft unsere Liebe in unsern Geist zurückrufen, damit sie sich verjünge in unserer Seele, die trotz der Trennung, ihrer sich um so lebhafter wieder erfreuen wird. Forsche nicht nach mir! Und sagt Dir ein Zufall, wer ich bin, so thue, als ob Du mich nicht kennest. Denn wisse, theurer Freund, meine Angelegenheiten haben sich so gestaltet, daß mein übriges Leben mir alles Glück gewähren kann, auf welches ich ohne Dich nur hoffen darf. Ich weiß nicht, wer Du bist. Aber ich weiß, daß Niemand in der Welt Dich besser kennt, wie ich. Ich werde nie wieder einen Geliebten für die Zukunft haben. Allein Du mußt mir darin nicht nachahmen. Ich wünsche daß Du wieder liebest. Ich wünsche sogar, daß Du eine zweite Henriette wieder findest. Lebe wohl!“

Wie ich nach funfzehn Jahren Henriette wieder gefunden, sollen meine Leser erfahren.

Als ich mich wieder allein sah in meinem Zimmer, wußte ich nichts anders zu beginnen, als mich niederzulegen. Ich hatte mich eingeschlossen, ohne mir Essen zu bestellen. Eine recht tiefe Traurigkeit bringt oft Wirkungen, wie diese hervor. Sie ermattet und erschöpft. Das Verlangen sich selbst zu entleiben, läßt sie nicht aufkommen; denn sie hindert jeden Gedanken. Aber sie lähmt auch die Fähigkeit, irgend etwas für das Leben zu thun. Sechs Jahr später erneuete sich mir dieser Zustand. Aber es geschah nicht aus Liebe, sondern weil ich in den Bleikammern saß. Auch zwanzig Jahr nachher, 1768 zu Madrid im Gefängniß von Buon Reliro ging es mir nicht anders.

Vier und zwanzig Stunden waren verflossen, und kein Mißbehagen gab mir meine Erschöpfung. Selbst der Gedanke, daß diese Kraftlosigkeit bis zum Sterben zunehmen könne, war mir zwar nicht tröstlich, aber auch nicht schreckhaft. Es freute mich, daß niemand kam, mich mit der Frage zu belästigen, ob ich zu Essen verlange.

Auch den Bedienten, der mich über die Alpen geleitet, entlassen zu haben, war mir lieb. Aber nach acht und vierzig Stunden des Hungers begann meine Erschöpfung bedenklich zu werden.

Es war de la Haye, der während dieses traurigen Zustandes an meine Thür pochte. Wenn ich öffnete, so geschah es, weil er sagte, man müsse mich durchaus sprechen. Aber kaum hatte ich gewillfahrt, als ich nach meinem Bette zurückkehrte. Ein Fremder, fuhr er fort, der einen Wagen braucht, will den Ihrigen kaufen.

Ich verkaufe meinen Wagen nicht. —

So verzeihen Sie! Doch Ihr Zustand scheint mir höchst bedenklich. —

Er ist es, und drum muß man mich allein lassen. —

Aber welches ist Ihre Krankheit? —

Mit diesen Worten tritt er an mein Bett, und hat Mühe meinen Puls zu entdecken. Er wird unruhig und fragt, was ich Abends zuvor gegessen. Als ich ihm aber sage, seit zwei Tagen habe mein Magen keine Speisen empfangen, wird er, vielleicht den wahren Grund meines Zustandes sich vorstellend, ängstlich. Er beschwört

mich mit einer solchen Milde, etwas Fleischbrühe zu genießen, daß ich mich überreden lasse. Dann, ohne Henriettens mit einem Worte zu gedenken, fängt er an über das zukünftige Leben zu sprechen, und über die Nichtigkeit des zeitlichen, dessen uns zu berauben wir jedoch keinesweges ermächtigt wären. Ich schweige. Er aber, mich nicht zu verlassen entschlossen, bestellt ein kleines Mittagsessen, und ruft Victoria, als er mich nach einigen Stunden etwas genießen sieht, indem er mich bis zum Abend hin mit den Vorfallenheiten des Tages unterhält.

Zum folgenden Mittag erbitte ich mir seine Gesellschaft. Ja weil ich mir vorstelle, ihm habe ich das Leben zu verdanken, fange ich an, Freundschaft für ihn zu empfinden. Und diese stieg zum höchsten Gipfel, durch folgendes Ereigniß, das ich meinen Lesern ausführlich erzählen will.

Nach etwa drei Tagen besuchte mich Dubois, dem de la Haye alles gesagt, und ich fing an, auszugehen. Ich besuchte das Schauspiel und machte mit einigen Officieren Bekanntschaft. Es waren Corsen von einem italienischen Regiment

in französischem Dienst. Ein junger Sizilianer, Paterno genannt, Fähnrich und höchst ausgelassen, befand sich unter ihnen. Er war in eine Schauspielerin verliebt, die ihn aufzog. Mich belustigte seine Schilderung ihrer bewundernswerthen Eigenschaften, und ihres grausamen Verfahrens gegen ihn, dem sie gestattete, daß er sie besuchen durfte, und den sie jedesmal zurückwies, wenn er die letzten Beweise der Zärtlichkeit geben oder empfangen wollte. Sie zog ihn aus durch große Gastereien, die er anstellen mußte, wenn und wie sie es wollte. Ich hatte diese Frau auf dem Theater gesehen, und sie nicht ohne Talent gefunden. Mir war also Recht, daß Paterno mich zu ihr brachte. Es ging gut bei ihr her, obwohl sie arm war. Ich zweifelte bald nicht mehr, ihre Gunst müsse mit funfzehn bis zwanzig Ducaten zu erkaufen seyn. Ich sagte das Paterno, und er meinte, ihre Schwelle würde ich nicht wieder betreten dürfen, wenn ich solche Erbietungen wagen wollte. Er nannte mir Officiere, die sie nicht mehr angenommen, seitdem sie so dreist gewesen. Doch entzückte ihn der Gedanke, daß ich den Versuch

anstellen könne, und ich ihm dann Nachricht gäbe. Ich versprach es, auch Paterno von allem zu unterrichten.

Allein mit dieser Schönen in der Garderobe, wo sie sich zum Schauspiel ankleidete, hörte ich sie meine Uhr loben. Sogleich bot ich diese für ihre Gunst hin. Sie gab sie mir zurück, mit einer Antwort, die dem Katechismus ihres Gewerbes entsprach. Nur feilen Dirnen könne ein anständiger Mann dergleichen Anträge machen, sagte sie. Ich ging indem ich antwortete, bei feilen Dirnen beschränke man das Gebot auf einen Ducaten.

Paterno triumphirte, als ich ihm diese kleine Geschichte erzählte. Ich aber vermied seine Abendgelage. Denn es langweilte mich, wie die ganze Familie der Schauspielerin ihn verhöhnte, und doch auf Kosten der Albernheit lebte über welche sie spottete.

Nach einer Woche sagte mir der junge Fähnrich, die Schauspielerin habe ihm buchstäblich alles mit meinen Worten erzählt, und hinzugefügt, ich besuche sie nicht mehr aus Furcht, sie möchte mich beim Worte nehmen, wenn ich meinen An=

trag erneuern sollte. Ich ließ zurückbestellen: zwar würde ich sie wieder besuchen, doch weder mein Anerbieten erneuern, noch ihre Gunst, und wenn sie mir unentgeltlich angetragen werden sollte, annehmen.

Paterno bestellte meine Worte so gut, daß die beleidigte Schauspielerin ihm auftrug, mich aufzufordern, sie zu besuchen. Es war meine ernstliche Absicht ihr zu zeigen, daß ich sie verachte. Ganz in dieser Absicht suchte ich nach dem zweiten Act eines Stücks, worin ihr Spiel zu Ende war, sie in ihrer Loge auf. Einen jungen Mann, der ihr dort Gesellschaft leistete, entließ sie, und sagte, daß sie mit mir zu sprechen habe. Sie schloß die Thür, setzte sich auf meine Knie, und fragte mich, ob ich sie denn wirklich so entschieden verachte? Ich zögerte nicht die Antwort durch die That zu versuchen, und sie ergab sich ohne an ein Handeln zu denken. Ich vergaß, wirklich sehr zur Unzeit, mit welcher Art Geschöpfen ich zu thun hatte und gab ihr zwanzig Ducaten, die sie wohl meiner Uhr vorzog. Dann lachten wir über Paterno's

Albernheit, daß er noch nicht wisse, wie solche Ausforderungen enden.

Ich sagte ihm am folgenden Tage, ich habe mich gelangweilt und würde seine Schöne nicht wieder besuchen. Es war das auch meine Absicht wirklich. Aber ich ward auch außerdem dazu genöthigt, und hatte keinen Grund zur Klage. Mich traf die gerechteste Strafe, daß ich mich so vergessen konnte, nachdem ich einer Henriette angehört hatte.

De la Haye, der seine Armuth nicht bergend, täglich mein Gast war, glaubte ich mich anvertrauen zu müssen. Achtungswerth durch sein Alter und seine Erfahrung übergab er mich einem Wund- und Zahnarzt. Dieser fand eine ernste gründliche Behandlung für rathsam. Sechs Wochen lang mußte ich das Zimmer hüten.

Diese sechs Wochen impften mir einen Seelenzustand ein, gegen den ich mich sonst stets gewaffnet hielt. De la Haye, der mein Zimmer nur eine Stunde Morgens, um seine Andacht zu verrichten, verließ, brachte mich dahin, daß ich es als ein Glück pries, eine Krankheit davon

getragen zu haben, die meine Seele dem ewigen Heile öffnete. Ohne Heuchelei dankte ich es dem Himmel, daß er sich eines furchtbaren und immer höchst schädlichen Heilmittels bedient hatte, um meinen bisher von Irthümern verfinsterten Geist zum Lichte der Wahrheit zu leiten. Denn jenes unreine Metall, welches ich einnehmen mußte, schwächte meinen Geist dergestalt, daß ich glaubte bis dahin irrig und unwahr gedacht und geurtheilt zu haben. Ich beschloß nach meiner Heilung einen neuen Wandel zu beginnen. De la Haye vergoß Thränen des Trostes mit mir, wenn er mich aus innerer Zerknirschung weinen sah, die er in meine arme und kranke Seele zu legen, eine unbegreifliche Fähigkeit bewiesen hatte. Er erzählte mir vom Paradiese, er erzählte von den jenseitigen Dingen, gleich als wäre er in Person zugegen gewesen, und mir fiel nicht ein, darüber zu spotten. Er hatte mich gewöhnt, meiner Vernunft zu entsagen. Um das zu thun, muß man selbst schon unvernünftig seyn. Einstmals sagte er mir: wir wissen nicht, ob Gott die Welt im Herbst- oder im Frühjahrs-Aequinoxium geschaffen hat. Und ich hatte,

trotz der giftigen Arzenei in meinem Innern, die Fähigkeit ihm zu erwidern, die Frage sey kindisch schon deshalb, weil alle Jahreszeiten sich stets nur auf einen Theil der Erde bezögen. Aber de la Haye's Beredsamkeit konnte mir dies Raisonnement verbieten, und ich ihm nachgeben.

Er war Jesuit gewesen. Aber weder wollte er es hören, noch es eingestehen. Mit folgender Betrachtung krönte er einst seine Bekehrungssucht.

Nachdem ich den Schulunterricht genossen, sagte er, mich mit den Wissenschaften beschäftiget, die Künste mit einigem Erfolg geübt, und zwanzig Jahr lang bei der Universität zu Paris angestellt gewesen, diente ich in der Armee beim Ingenieurwesen, und übergab der Welt, ohne meinen Namen davorzusetzen, Werke, deren man sich noch in allen Schulen zum Unterricht der Jugend bedient. Nicht reich, widmete ich mich der Erziehung von jungen Leuten, die noch heute mehr durch ihre Sitten, wie durch ihre Fähigkeiten in der Welt glänzen. Mein letzter Zögling war der Marquis Botta. Jetzt, ohne alle Geschäfte, lebe ich, wie Sie sehen, ganz

vom Vertrauen auf Gott. Vor vier Jahren lernte ich den Baron de Bavois kennen, einen jungen Schweizer aus Lausanne gebürtig, und Sohn des Generals von gleichem Namen, der ein Regiment des Herzogs von Modena befehligte, aber später das Unglück hatte, daß nur zuviel von ihm geredet wurde. Der junge Baron, Calvinist wie sein Vater, liebte das müßige Leben nicht, welches er hätte führen können. Er ging mich an, ihm denselben Unterricht, wie einst dem Marquis Botta, für seine künftige Kriegslaufbahn zu geben.

Froh darüber, seine edle Neigung ausbilden zu können, gab ich jedes andere Geschäft auf, um mich ganz ihm zu widmen. Während der Unterredungen mit ihm, machte ich bald auf geschickte Weise die Entdeckung der großen Irrthümer, denen er in Religionssachen unterlag. Um seiner Familie willen, glaubte er, in derselben verbleiben zu müssen. Doch kaum hatte ich ihm sein Geheimniß entrissen, als ich ihm die Augen darüber öffnete, was ihm als die Hauptsache gelten müsse, weil das Heil seiner Seele davon abhange. Ergriffen von der Wahr=

heit meiner Worte, gab er sich ganz der Zärtlichkeit hin, die ich für ihn hegte. Ich führte ihn nach Rom, und stellte ihn dem Papst Benedict den Vierzehnten vor. Nachdem mein Zögling die Irrlehren abgeschworen, verlieh das Oberhaupt der Kirche ihm eine Stelle bei der Armee des Herzogs von Modena. Er ist jetzt Lieutenant und fünf und zwanzig Jahr alt. Seine Besoldung sind sieben Ducaten monatlich, und davon kann er nicht leben. Seine Aeltern geben ihm nichts, eben der Veränderung seiner Religion wegen. Er müßte, wenn meine Unterstützung fehlte, nach Lausanne zurückkehren. Doch leider bin ich selbst arm und ohne Anstellung. Also nur auf Almosen, die ich ihm verschaffe, indem ich die Mittel der wohlthätigen Seelen anspreche, welche ich kenne, beschränkt sich meine Hülfe. Mein Zögling aber ist von dankbarem Herzen. Er wünscht seine Wohlthäter zu kennen, sie dagegen wollen nicht gekannt seyn, und das mit Recht. Denn die Wohlthätigkeit bleibt nicht verdienstlich, wenn der, welcher sie übt, nicht aller Ruhmredigkeit dabei entsagt. Ich, dem Himmel sey Dank! bedarf ihrer nicht.

Mich beglückt es, der Vater eines jungen Auserwählten zu seyn, und das Heil seiner Seele als schwaches Werkzeug gefördert zu haben. Nur mir vertraut der junge Mensch, der gleich gut wie schön ist. Zweimal wöchentlich schreibt er mir. Aber Ihnen seine Briefe mitzutheilen, verbietet mir die Verschwiegenheit. Sie würden Ihnen Thränen entlocken. Er ist es, dem ich die drei Louisd'or zuschickte, um die ich Sie neulich gebeten hatte.

Nach diesen Worten trat de la Haye an das Fenster, um seine Thränen zu trocknen. Ich war verstummt, ich mußte die Tugend des de la Haye und seines Zöglings bewundern, der, um seine Seele zu retten, sich auf Almosen zurück gebracht sahe. Ich weinte mit. In dem Aufkeimen meines Mitleides sagte ich zu dem Apostel der es erregt, weder solle der Baron wissen, daß das Geld von mir komme, noch wolle ich wissen, wieviel ich ihm gebe. Drum möge er soviel, als jener bedürfe aus meinem Geldbeutel nehmen, ohne mir jedoch Rechenschaft darüber abzulegen. Und nun ging de la Haye mit offenen Armen auf mein Bette zu, drückte

mich an seine Brust und sagte, wenn ich das Evangelium so buchstäblich befolge, bahne ich mir den unfehlbaren Weg zum Himmelreich.

So hängen Leib und Seele zusammen! Die Entkräftung gab dem Fanatismus Vorschub, und die Arzeneien welche ich genossen, öffneten in meinem Gehirn das Thor, durch welches der Ueberspannung Eingang gewährt ward. De la Haye wurde der Anlaß, daß ich Bragadin und seinen beiden Freunden über jenen Mann und über dessen Zögling Briefe schrieb, welche ihnen meine ganze Ueberspannung mittheilten. Und nur zu leicht pflanzt sich diese, wie meine Leser es wohl wissen, weiter fort. Meinen Gönnern stellte ich vor, das Heil unseres Kreises hänge davon ab, daß wir jene beiden Männer gewönnen. Der Himmel will, schrieb ich, daß Sie Bragadin, alle Kräfte anwenden, damit dem de la Haye und dem jungen Bavois eine ehrenvolle Stelle im Kriegsdienst von Venedig verschafft werde.

Bragadin antwortete, de la Haye könne mit uns wohnen. Bavois aber müsse seinen Gönner, den Papst ersuchen, daß er ihn dem

Gesandten in Venedig empfehle. Wenn dieser den Senat von den Wünschen des heiligen Vaters in Kenntniß setze, so könne Bavois seiner Anstellung gewiß seyn.

Damals war die Angelegenheit vom Patriarchat zu Aquileji auf dem Tapet. Die Republik, welche im Besitz der Verleihung war, und das Haus Oesterreich, welches das Recht der Auswahl unter den Candidaten behauptete, hatten zum Schiedsrichter Benedict den Vierzehnten ernannt. Dieser hatte den Ausspruch noch nicht ertheilt. Natürlich also wurden jetzt alle seine Wünsche möglichst berücksichtigt.

Kaum hatte ich die sehr bestimmte Antwort von Bragadin gelesen, als ich de la Haye mein Verfahren seinem ganzen Umfange nach erzählte. Ich sah ihn darüber erstaunen. Alle Kraft und Wahrheit im Raisonnement des alten Bragadin faßte er auf, und ließ sogleich einen im trefflichsten Latein geschriebenen Brief an Bavois abgehen. Dieser sollte ihn unverzüglich abschreiben und Sr. Heiligkeit übergeben. Gewiß schien es, daß ihm die Gnade ward, um welche er bat; es kam auf eine bloße Empfehlung an.

Während dies uns beschäftigte, und während wir auf einen Brief aus Venedig harrten, der uns über den Entschluß des Papstes unterrichten sollte, begegnete mir ein lustiges kleines Abenteuer, das der Leser nicht ungern hören dürfte.

Zu Anfang des April fühlte ich mich wieder in voller Gesundheit und Kraft. Mit meinem Bekehrer, den ich in alle Kirchen und Predigten begleitete, brachte ich den Abend auf dem Kaffeehause in ganz guter Gesellschaft von Officieren zu. Uns belustigte dort durch seine geckenhafte Uebertreibungen ein junger Mensch aus der Provence, der Uniform trug. Er war im Dienst mehrerer Mächte, namentlich des Königs von Spanien gewesen. Alle Welt that, als glaube sie ihm, damit er nur in Athem bleibe. Als ich ihm einstmals sehr fest ansah, fragte er mich, ob ich ihn kenne. Wie in aller Welt sollte ich Sie nicht kennen, da wir die Schlacht von Arbela zusammen mitgemacht haben! gab ich zur Antwort.

Die ganze Gesellschaft lachte, und der Narr fing mit vieler Lebhaftigkeit an. Darüber sey nicht zu lachen, er habe die Schlacht allerdings

mitgemacht und fange schon an sich meiner zu erinnern. Darauf nannte er das Regiment, worin er gedient, und umarmte mich. Wir wünschten uns gegenseitig Glück zu dem Wiedersehen in Parma, und ich gehe mit de la Haye zurück nach meinem Gasthof.

Am folgenden Tag sitzen wir noch bei Tisch, als der Aufschneider eintritt und, den Hut auf dem Kopf behaltend, zu mir sagt: Herr von Arbela, ich habe Ihnen ein Wort von Wichtigkeit zu sagen. Also geschwind folgen Sie mir, und wenn Sie Furcht fühlen, nehmen Sie irgend wen mit sich! Ich gelte für ein Dutzend.

Sogleich stehe ich auf, nehme ein Pistol zur Hand und weise ihm die Thür, weil Niemand das Recht habe, mich auf meinem Zimmer zu überfallen.

Darauf zieht er und droht mich zu durchstoßen. Aber weil de la Haye mit den Füßen gegen den Erdboden gestampft hat, erscheint der Wirth und droht nach der Wache zu schicken, wenn der Ruhestörer Anstand nehmen sollte, sich zu entfernen. Dieser geht mit den Worten: da ich ihn in öffentlicher Gesellschaft beleidigt,

würde er sich auch in öffentlicher Gesellschaft Genugthuung verschaffen.

Der Vorfall könne eine ernsthafte Wendung nehmen, fiel mir ein, als wir allein waren. Ich überlegte daher mit de la Haye, wie dem vorzubeugen wäre, und wir brauchten nicht lange Zeit dazu. Nach einer halben Stunde bringt mir ein Officier des Don Philipp die Ordre, mich sogleich nach der Hauptwache zu verfügen, wo Mr. de Bertolan, der Platzmajor, mich zu sprechen habe. De la Haye ersuchte ich, mich zu begleiten, um Zeuge sowohl über meine Aeußerung auf dem Kaffeehause zu seyn, als auch die Art und Weise zu bestätigen, wie der junge Mensch mich auf meinem Zimmer überfallen.

Den Platzmajor fand ich in Gesellschaft von vier bis fünf andern Officieren, unter denen mein Ankläger war. Bertolan, dem es nicht an Verstand fehlte, sah mich anfangs lächelnd an. Doch bald drauf sein Gesicht in den entschiedensten Ernst legend, sagte er: da ich den jungen Officier öffentlich verspottet, so müsse ich ihm auch öffentlich Genugthuung geben. Indeß seine, des Platzmajors, Sache sey es, allen

Zwist, wo möglich, in Güte unter uns abzumachen. —

Von Genugthuung, mein Herr Major, kann hier keine Rede seyn, denn ich habe den Herrn weder verspottet, noch beleidigt. Ich sagte ihm, daß ich glaube, wir hätten uns am Tage von Arbela gesehen. Das mußte ich doch wohl selbst glauben, sobald er es nicht blos bekräftigte, sondern auch mich wiedererkennen wollte. —

Allerdings, sagte der Officier mich unterbrechend. Doch ich verstand Rondela, nicht Arbela. Alle Welt weiß, daß ich bei Rondela mit focht. Sie aber, wenn Sie Arbela nannten, wollten mich verspotten. Denn jene Schlacht ist vor einigen tausend Jahren, die zu Rondela aber zu unserer Zeit in Africa geliefert worden. Ich habe sie mitgemacht unter dem Herzog von Montemar. —

Wenn Sie das behaupten, so glaube ich es Ihnen. Aber ich verlange auch Genugthuung, wenn Sie leugnen, daß ich bei der Schlacht von Arbela gewesen. Ich war Adjutant von Parmenion und bin verwundet worden. Zwar

kann ich Ihnen meine Narben nicht zeigen, denn ich besaß, wie Sie wohl denken können, damals einen andern Körper. Wie Sie mich jetzt sehen, bin ich erst drei und zwanzig Jahr alt. —

Das alles sind Possen. Ich aber habe Zeugen, daß Sie mich verspotten wollten. Sie behaupten, mich gesehen zu haben. Wie können Sie das, wenn ich nicht zugegen war? Ich fordre Genugthuung. —

Auch ich habe Zeugen, daß Sie mich bei Rondela gesehen haben wollen, und ich bin doch nicht bei Rondela gewesen. —

Ich kann mich geirrt haben. —

Ich desgleichen. Wir haben also keiner etwas vom andern zu fordern. —

Der Major, der sein Lachen nicht länger unterdrücken konnte, und der den Ernst bewunderte, mit welchem ich den Officier seines Unrechts überführen wollte, sagte demselben, er sey nicht befugt, Genugthuung zu fordern, weil ich eingestanden, daß ich mich geirrt haben könne. —

Aber, versetzte jener, kann der Herr denn wohl bei Arbela gewesen seyn? —

Er überläßt Ihnen ja, ob Sie es glauben

wollen. Es zu behaupten, ist seine Sache. Wollen Sie mit dem Degen in der Hand behaupten, daß er lügt? —

Behüte Gott! Lieber sey die Sache abgethan.

Nun forderte der Major uns zu gegenseitiger Umarmung auf, und wir standen nicht an. Am folgenden Tage lud mich mein Rodomont zum Mittagsessen ein. Auch vom Major erfolgte eine Einladung. Aber ich schlug sie aus; denn ich war nicht gestimmt zum Lachen.

Sechstes Capitel.

Rückkehr nach Venedig. — Wiedersehn dortiger Bekannten. — Abreise nach Paris. —

Zu derselben Zeit erhielt ich die Nachricht aus Venedig, daß meine Händel vergessen wären. Auch ein Brief von Bragadin traf ein. Er sagte mir, der Saggio habe dem päpstlichen Gesandten geschrieben, er möchte dem Papst versichern, daß man, wenn der Baron Bavois sich melden sollte, bedacht seyn würde, ihn bei der Armee der Republick anzustellen. Es hieß, er würde mit Anstand leben können und nach Verdienst befördert werden. Ich hielt diesen Brief in der Hand, als ich zu de la Haye kam, und erfüllte sein Herz mit Freude. Als er hörte,

daß auch meine Angelegenheiten beseitigt wären, und daß ich nach Venedig zurückgehen wolle, beschloß er, sich mit Bavois in Modena zu treffen. Beide wollten den Plan zu ihrer Lebensweise in Venedig entwerfen. Meine Aufrichtigkeit war so wenig wie meine Freundschaft und Beständigkeit zu bezweifeln. De la Haye hatte meinen Fanatismus entstehen sehen. Er wußte, wie dieser Zustand bleibend ist, wenn das, was ihn hervorbringt, sich wirksam erhält. Da er selbst nach Venedig ging, konnte er dort die Wirksamkeit unterstützen. Er schrieb daher an Bavois, daß dieser ihn erwarten möchte. Ich zerfloß in Thränen, als de la Haye Abschied von mir nahm und, mich seinen Sohn nennend, meine Seele und meine Tugenden lobte. Er versicherte, mir erst so zugethan worden zu seyn, nachdem er auf meinem Gesicht gelesen, wozu ich berufen, ja voraus bestimmt worden. Das war seine Art zu sprechen.

Etwa drei Tage später ging ich nach Ferrara, dann über Rovigo, Padua und Fusina, woselbst ich meinen Wagen ließ, nach Venedig. Nach einjähriger Abwesenheit empfingen mich

meine Freunde einem Engel gleich, der zu ihrem Glück vom Himmel gekommen. Mit gespannter Ungeduld erwarteten sie die beiden Erkornen, welche durch meine Briefe angekündigt worden. Das Zimmer für de la Haye war dem meinen ganz nahe. Für Bavois hatte man in nächster Nachbarschaft eine Wohnung gemiethet. Denn als Fremden, der noch nicht in den Dienst der Republik eingetreten war, durfte Bragadin ihn nicht füglich bei sich wohnen lassen. Ueber alle Vorstellung groß war das Erstaunen meiner Freunde, als die Veränderung meines Wandels ihnen in die Augen sprang. Täglich besuchte ich die Messe, oft die Predigten. Casino und Kaffeehäuser gab es nicht mehr für mich. Männer von anerkanntem Verstande und Beschäftigungen mit den Wissenschaften auf meinem Zimmer, wenn jene durch ihre Geschäfte mir entzogen waren, füllten einzig und allein meine Zeit aus. Die Vergleichung meines jetzigen Betragens mit meinen frühern Sitten ließ meine Gönner die unerforschlichen Wege der himmlischen Vorsehung anbeten. Sie priesen die Vergehungen, um deren willen ich die Fremde hatte

suchen müssen. Noch besonders erregte es ihr Erstaunen, daß ich den Anfang mit Bezahlung meiner Schulden gemacht, ohne den geringsten Beitrag dazu von Bragadin anzusprechen, der seit einem Jahre mir keine Rimessen gesandt. Es entzückte sie, daß ich Feind alles Spieles geworden.

Mit dem Anfang des Mai erhielt ich in einem Briefe von de la Haye die Nachricht, er würde sich mit dem geliebten Sohn seiner Seele einschiffen, um sich dem Befehl der achtbaren Männer zu fügen, denen ich ihn empfohlen und angekündigt.

Da wir wußten, um welche Stunde das Marktschiff von Modena eintrifft, gingen wir alle drei ihnen entgegen, nur Bragadin fehlte, weil er im Senat war. Als er zurückkam, fand er uns alle fünf bei sich und empfing die beiden Fremden, wie sie es nur erwarten konnten. De la Haye sagte mir sogleich hundert Dinge. Aber ich hörte sie nur mit den Ohren an, nicht mit der Seele, denn Bavois beschäftigte mich durch und durch. Ich fand in ihm einen Menschen, der dem Bilde, welches ich mir von ihm

gemacht, völlig widersprach. Drei Tage lang mußte ich ihn studiren, ehe ich mich zur geringsten Annäherung an diesen Menschen von fünf und zwanzig Jahren entschloß, dessen Gemälde ich entwerfen will.

Er war von mittlerer Größe, angenehmem Wuchs und schönem Gliederbau, hatte blondes Haar und eine heitere, stets sich gleichbleibende Laune. Er sprach gut und mit Geist, kündigte sich dabei mit Bescheidenheit, aber doch so an, daß er Achtung einflößte. Die Züge seines Gesichts waren einnehmend und regelmäßig. Er hatte schöne Zähne und unvergleichliche Haare, voll und lang, die, sorgfältig frisirt, von der trefflichen Pomade dufteten, mit der sie gebalsamt waren. Auch meinen Freunden fiel es auf, daß er weder dem Aeußern, noch dem Innern nach der Beschreibung glich, die de la Haye von ihm gemacht hatte. Doch verminderten sie deshalb nicht ihre Artigkeit gegen ihn, noch wagten sie ein Urtheil, das der guten Meinung über seine Sitten Eintrag thun konnte.

Kaum sah ich de la Haye in seinem Zimmer eingerichtet, als ich den Baron Bavois nach sei=

ner Wohnung führte. Sie war nah an dem Palast von Bragadin, und den Koffer hatte ich schon hinschaffen lassen. Kaum sah mein neuer Freund sich aufs beste bei wackern Bürgersleuten eingemiethet, die, weil sie vorbereitet waren, ihm tausendfache Aufmerksamkeit erwiesen, als er mich zärtlichst umarmte. Er versicherte mich der Freundschaft und Dankbarkeit, zu der ihn alles verpflichte, was ich für ihn gethan, ohne ihn zu kennen. Ich that, als verstände ich nicht, was er meine, und brachte das Gespräch auf das Leben, welches er in Venedig führen wolle, bis seine Anstellung ihn beschäftigen würde. Seine Antwort war, er hoffe, daß wir uns gut unterhalten würden, denn seine Neigungen und die meinigen schienen ihm sehr übereinzustimmen. Eine meiner ersten Bemerkungen war, daß er den beiden weder hübschen noch häßlichen Töchtern der Wirthin sogleich gefallen hatte, und daß sein Betragen gegen sie in ihnen die Meinung erregen mußte, auch seinen Beifall gefunden zu haben. Ich nahm das für gewöhnliche Höflichkeit. Am ersten Tage führte ich ihn nach dem Marcusplatz und nach

einem Kaffeehause, wo wir bis zur Stunde des Abendessens blieben. Es war angekündigt worden, daß er Mittags und Abends bei Bragadin eingeladen sey. An der Tafel glänzte er durch artige Einfälle, und Dandolo verabredete es, daß er morgen dem Saggio vorgestellt werden solle. Nach dem Essen brachte ich ihn in seine Wohnung und überließ ihn den Händen der beiden Mädchen vom Hause, die sich sehr erfreut zeigten, daß der junge Herr aus der Schweiz keinen Bedienten, wie sie fürchteten, bei sich hatte. Sie thaten alles, ihn zu überzeugen, wie sehr ein männlicher Domestik entbehrlich sey.

Am folgenden Morgen besuchte ich Bavois mit Dandolo und Barbaro, um ihn zum Saggio zu führen. Wir fanden den jungen Baron bei der Toilette, unter den zarten Händen der ältesten Tochter vom Hause, die seine Haare ordnete und deren Geschicklichkeit er lobte. Sein Zimmer duftete von wohlriechender Pomade und von Riechwasser. Meine Freunde schienen zwar nicht abgeschreckt, aber befremdend war es doch für sie. Auf so viele Galanterie hatten sie bei dem jungen Bekehrten nicht gerechnet. Beinahe

hätte ich aufgelacht, als Dandolo sagte: wenn er sich nicht fördere, würde uns die Zeit zur Messe verloren gehen, er aber fragte: ob heut ein Festtag sey. Dandolo sagte nein, ohne eine weitere Erörterung zu geben, aber auch ohne der Messe an den folgenden Tagen wieder zu gedenken. Ich ließ Beide ihren Weg antreten, und erst beim Mittagsessen sahen wir uns wieder. Man sprach viel von der Aufnahme beim Saggio, und nach dem Essen ward Bavois von meinen Freunden zu Damen ihrer Verwandtschaft geführt. Allen gefiel der junge Mensch, in acht Tagen sah er sich gehegt und außer Gefahr, sich zu langweilen. Aber mir genügte diese Zeit, seinen Charakter und Denkweise kennen zu lernen. Ich würde, wäre ich unbefangen gewesen, schneller dazu gelangt seyn. Bavois liebte die Frauen, das Spiel und die Verschwendung. Da er arm war, so nahm er zu den Frauen seine Zuflucht. Religion hatte er nicht und gestand es mir auch, denn Heuchelei lag ihm fern. Einst fragte ich ihn, wie es möglich sey, daß er mit seinem Wesen etwas über de la Haye habe gewinnen können.

Ich habe nichts über ihn gewonnen, sagte er. De la Haye kennt mein System und meine Denkungsart, kennt mich bis zum Grunde. Fromm, wie er ist, hat er Zuneigung zu meiner Seele gefaßt, und ich ließ es geschehen. Er hat mir viel Gutes erwiesen. Ich bin ihm dankbar dafür und liebe ihn um so mehr, als er mich nicht ferner durch Gespräche über Dogmen und über die ewige Seligkeit langweilt. Das ist unter uns ausgemacht.

Eine auffallende Folge unsers Verhältnisses war, daß Bavois während jener acht Tage meinem Geist den Zustand wiedergab, den er besessen, als ich mich von Henriette getrennt hatte. Außerdem war er schuld, daß ich mich schämte, durch de la Haye getäuscht worden zu seyn. Denn obwohl dieser die Rolle eines vollkommnen Christen spielte, konnte er doch nur Heuchler seyn und nichts weiter. Bavois öffnete mir die Augen, ich war ganz der alte wieder. Doch zurück zu de la Haye!

Dieser Mann in seinen besten Jahren, der, gleichgültig gegen das andere Geschlecht, nur auf sein eignes Wohlbefinden bedacht war, mußte

meine Freunde hinreißen. Nur von Gott, von den Engeln und von dem ewigen Verdienst erzählte er ihnen; keine Kirche verabsäumte er. Sie verehrten ihn, und mit Ungeduld sahen sie dem Augenblick entgegen, wo er sich ihnen ganz offenbaren würde. Sie hielten ihn nämlich für einen Rosenkreuzer, wenn nicht gar für den Eremit von Carpegna, der, indem er mir die Cabbala beigebracht, mich mit dem unsterblichen Paradies beschenkt hatte. Es betrübte sie, daß ich durch die eigenen Worte des Orakels ihnen verboten hatte, in de la Haye's Gegenwart von meiner Wissenschaft zu reden. Dadurch gewann ich mir die Zeit, die ich ihrer frommen Neugier hätte widmen müssen. Auch war zu befürchten, daß de la Haye sich jener Angelegenheit hingab; vielleicht konnte er sogar versuchen, sich meiner Freunde zu bemächtigen, um mich in Mißgunst zu setzen.

Wirklich hatte er sich in der kurzen Zeit von drei Wochen solche Macht über ihren Geist erworben, daß ich ihm schon entbehrlich schien, um sein Ansehn zu behaupten, ja daß er sich nöthigen Falls mächtig genug fühlte, mich zu

stürzen. Ich nahm das aus dem abweichenden Ton ab, mit dem er nun zu mir sprach, und aus der veränderten Behandlungsart. Er fing an besondere Geheimnisse mit den drei Freunden zu unterhalten, und hatte sich Eingang in Häuser verschafft, die von mir nicht besucht wurden. Er fing an mit lächelnder Miene und süßen Worten Bemerkungen zu machen, wenn ich die Nacht weggeblieben und man nicht wußte, wo ich gewesen war. Ich fing an ungeduldig zu werden, wenn er bei Tisch in Gegenwart meiner Freunde und seines Proselyten mich mit freundlichen Redensarten behandelte, wie jemand, der diesen verführe. Er that, als ob das nur Scherz sey, doch ich wollte nicht den Gegenstand seines Scherzes abgeben. Der Sache ein Ende zu machen, besuchte ich ihn in seinem Zimmer und sagte ihm ohne Umschweife, ich hätte ihm ein Wort unter vier Augen anzuvertrauen, das ich ihm auch wohl vor andern zu sagen bereit sey.

Was betrifft es denn, mein theurer Freund? antwortete er.

Hüten Sie sich künftig auf meinen Umgang mit Bavois den geringsten Spott zu werfen! —

Sie müssen gewisse Späße nicht zu ernsthaft nehmen! —

Warum richten Sie Ihren Spott niemals gegen den Baron? Seyn Sie künftig behutsam, oder gefaßt, daß ich ebenfalls scherzend bald einen Gegenkampf anfange, den ich gestern unterdrückt habe, aber bei erster Gelegenheit erneuen werde!

Zu der nämlichen Zeit beschäftigte ich mich eine Stunde lang mit meinen Freunden, um ihnen durch Orakelsprüche die Vorschrift beizubringen, daß sie nichts von dem, was Valentin (das Orakel nannte ihn bei seinem Taufnamen) ihnen an die Hand geben möchte, ausführen dürften, ohne mich erst um Rath zu fragen. Ich brauchte nicht zu zweifeln, daß sie dem Befehl Folge leisten würden, und de la Haye, der einige Veränderung bemerkte, ward behutsamer. Bavois, den ich von meinem Schritt in Kenntniß setzte, billigte ihn. Ich war schon überzeugt, daß de la Haye sich nur aus Schwäche seiner angenommen, das heißt, um seines angenehmen Aeußern willen, obwohl er das nie Wort haben wollte.

Das Verzögern seiner Anstellung veranlaßte den jungen Mann, beim französischen Gesandten in Dienst zu treten. Nun durfte er weder Bragadin ferner sehen, noch de la Haye, der bei jenem wohnte, besuchen.

So bringen es nämlich die Gesetze der Polizei in Venedig mit sich, die keine Uebertretung gestatten. Weder die Patrizier, noch die Angehörigen derselben dürfen mit den auswärtigen Ministern Umgang hegen. Aber der Schritt, den Bavois gethan, unterbrach nicht die Verwendungen meiner Freunde. Sie hatten sogar Erfolg, wie die Fortsetzung dieser Memoiren zeigen wird.

Carl, Christinens Gemahl, den ich nicht besuchte, lud mich ein, ihn nach dem Casino zu begleiten, wo ich seine Tante und seine Frau sehen würde, welche eben die Wochen verlassen. Sie war höchst reizend und sprach venezianisch so gut, wie ihr Mann. Auf dem nämlichen Casino fand ich einen Chemiker, der in mir die Neigung erregte, mich in seiner Wissenschaft zu unterrichten. Die Abende, welche ich bei ihm zubrachte, lenkten meine Neugier auf ein junges Mädchen

aus der Nachbarschaft, welche seiner alten Ehefrau Gesellschaft zu leisten pflegte. Einstmals ward sie mitten in der Nacht von einer Magd abgerufen, und sie entfernte sich. Nur einmal hatte ich ihr, und zwar in Beiseyn der alten Frau des Chemikers, von meiner Neigung gesprochen. Es befremdete mich also, sie nicht wieder zu sehen. Ich frage danach und erhalte die Auskunft: gewiß würde ihr Vetter, der Abbé, bei dem sie wohne, von meinen Besuchen gehört und aus Eifersucht verboten haben, daß sie ferner hieher komme.

Ein Vetter und Abbé, der eifersüchtig ist? frage ich.

Warum das nicht? Er läßt sie nur an den Festtagen zur ersten Messe nach der Kirche Sancta Maria mater domini, die zwölf Schritt von seinem Hause entfernt ist, gehen. Zu mir durfte sie kommen, weil er wußte, daß hier niemand aus und eingeht. Gewiß hat die Magd ihm erzählt, Sie bei mir gesehen zu haben.

Da ich alle Eifersüchtigen eben so sehr haßte, wie mir meine verliebten Neigungen wichtig waren, so schrieb ich dem Mädchen,

daß, wenn sie sich ihren Vetter zu verlassen entschließen könne, ich ihr ein Haus miethen würde, in dem sie als Gebieterin walten solle. Ich wollte mit ihr als Liebhaber leben und sorgen, daß sie Gesellschaft hätte und alle Vergnügungen, die Venedig nur gewährt, genießen könnte. Derselbe Brief, den ich ihr in der Kirche gab, sagte ihr, daß sie mich am nächsten Festtag sehen würde, und daß ich dann Antwort von ihr erwarte.

Sie antwortete: da der Abbé sie als Tyrann behandle, so würde sie es für ein Glück ansehen, seinen Händen zu entrinnen, aber doch könne sie sich zu dem von mir vorgeschlagenen Schritt nur entschließen, wenn ich sie heirathen wolle. Sie schloß den Brief damit, daß, wenn meine Absicht redlich wäre, ich nur mit ihrer Mutter, Johanna Marchetti, zu Fusina, einer Stadt dreißig Meilen von Venedig, sprechen möchte.

Dieser Brief, weil er in Einverständniß mit dem Abbé geschrieben schien, verdroß mich, und ich sann auf Rache. Denn nicht nur glaubte ich, daß man mir Schlingen legen wolle, son-

dern auch der Heirathsvorschlag kam mir unverschämt vor. Aber ich mußte von allem unterrichtet seyn, deshalb reiste ich nach Fusina zur Wittwe Marchetti, der Mutter des Mädchens.

Natürlich war sie geschmeichelt, aus dem an mich gerichteten Briefe der Tochter und aus meinem Munde zu hören, daß ich das Mädchen zwar heirathen wolle, mich aber zu diesem Schritt nicht entschließen könne, so lange sie beim Abbé wohne.

Der Abbé, sagte die Wittwe, ist mein entfernter Verwandter, und das Haus in Venedig, worin er jetzt mit meiner Tochter wohnt, gehört ihm eigenthümlich. Vor zwei Jahren sagte er mir, er brauche eine Haushälterin und wünsche, meine Tochter, die in Venedig eine gute Gelegenheit finden dürfte, sich zu verheirathen, möchte die Stelle übernehmen. Er gab mir eine Schrift, worin er derselben zur Ausstattung sein auf tausend Ducaten geschätztes Mobiliar versicherte und ihr nach seinem Tode sein hiesiges Besitzthum vermachte, das hundert Ducaten jährlich einbringt. Mir wie meiner Tochter gefiel der Han-

del. Das Mädchen reiste ab, nachdem alles gerichtlich war verschrieben worden. Daß er sie wie eine Sclavin behandelt, weiß ich. Aber sie hat es gewollt, und Sie können sich vorstellen, wie mein einziger Wunsch in der Welt seyn muß, sie verheirathet zu sehen. —

So kommen Sie mit mir nach Venedig und reißen Sie das Mädchen aus den Händen des Abbé, um sie mir zu übergeben. Denn es würde mich entehren, wollte ich sie aus seinen Händen empfangen. —

Fürchten Sie keine Entehrung! Er ist ja ihr Vetter im vierten Grade und, was mehr auf sich hat, Priester, der täglich Messe liest. —

Ich muß lachen über Ihre Worte. Nehmen Sie Ihre Tochter zu sich, oder Sie verheirathen das Mädchen nimmermehr! —

Wenn ich sie von ihm nehme, entzieht er ihr sein Mobiliar und verkauft vielleicht sein Besitzthum. —

So will ich für alles sorgen. Sie soll mit allem seinen Hausgeräth in Ihre Hände kommen; und ist sie erst meine Frau, so soll auch

das Gut mein werden. Sie würden, wenn Sie mich kennten, nicht im geringsten daran zweifeln. Kommen Sie nach Venedig, und Sie sollen in vier bis fünf Tagen wieder hier seyn mit ihr! —

Nun las sie nochmals den Brief durch, welchen die Tochter mir geschrieben, dachte ein wenig nach und sagte, sie sey eine arme Wittwe, ihr fehle das Geld sowohl zur Reise wie zum Aufenthalt in Venedig. —

In Venedig soll es Ihnen an nichts fehlen. Auf jeden Fall aber sind hier zehn Zechinen. —

Zehn Zechinen? Da könnte ja meine Schwägerin noch mit reisen.

Reisen Sie, mit wem Sie wollen! Wir übernachten in Chiozza und essen morgen Mittag in Venedig. —

Wir blieben in Chiozza und waren früh in Venedig. Die beiden Frauen brachte ich in meinem Hause unter, dessen erster Stock leer von Möbeln war, und ging, die Verschreibung des Priesters mitnehmend, zum Mittagsessen zu meinen Freunden. Nachdem ich ihnen gesagt,

daß ich einer wichtigen Angelegenheit wegen in Chiozza übernachten müssen, verfüge ich mich zum Procurator Marco da Lezze. Dieser erwidert auf meinen Vortrag, daß gegen eine Verschreibung, welche die Mutter den Vorstehern des Raths der Zehen in Person übergeben würde, man ihr sofort die nöthige Hülfe gewähren würde, die Möbeln aus dem Hause des Priesters weg, und hinzuschaffen, wo es ihr belieben möchte.

Am folgenden Morgen gingen wir mit der Schrift zum Procurator, dann zur Bussola, sie dem Rath der Zehen zu übergeben. Nach einer Viertelstunde bekam ein Diener des Gerichts den Befehl, die Frau zum Hause des Priesters zu begleiten und sie in den Besitz ihrer Tochter zu setzen, die so viel, als sie wolle, von den Möbeln mit fortnehmen dürfe.

Buchstäblich ward alles ins Werk gerichtet. Ich befand mich mit der Mutter in einer Gondel, am Ufer eines dem Hause des Priesters benachbarten Platzes, und sah die Sbirren einen großen Kahn mit sämmtlichem Hausrath des Abbé beladen, das Mädchen aber in die Gondel treten, erstaunt, mich dort zu erblicken. Die

Mutter umarmte sie und sagte, morgen würde ich ihr Mann werden. Die Tochter antwortete: dessen sey sie versichert, und sie habe dem Tyrannen nur seine Kleider und ein Bett gelassen.

Wir kamen nach Castello. Hier ließ ich die Möbeln ausladen und verzehrte ein Mittagsessen mit den drei Frauenzimmern. Ich überredete sie, nach Fusina abzureisen und mich dort zu erwarten. Sobald ich meine Angelegenheiten geordnet hätte, würden sie mich sehen. Unter heitern Gesprächen mit dem Mädchen brachte ich den Nachmittag hin. Sie erzählte, wie der Abbé beim Eintritt des Gerichtsdieners im Ankleiden begriffen gewesen. Dieser hatte die Verschreibung vorgezeigt und dem Priester, sobald er sie anerkannt, befohlen, bei Todesstrafe sich weder der Abreise des Mädchens, noch der Wegnahme des Mobiliars zu widersetzen. Der Abbé war darauf weggegangen, um Messe zu lesen, und alles ausgeführt worden. Zugleich war durch denselben Diener des Gerichts der jungen Marchetti die Nachricht gebracht worden, daß ihre Mutter sie in einer Gondel erwarte, und mein Anblick mußte sie befremden, denn sie hatte nicht erwartet, daß von

mir das Geschehene herrühren könne. Ich sagte, das sey der erste Beweis, den ihr meine Zärtlichkeit gebe.

Bei einem guten Abendessen mit trefflichem Wein, das ich bestellt, brachten wir zwei frohe Stunden am Tisch, und ich vier Stunden mit meiner Geliebten unter Scherz und Gelächter zu.

Nach dem Frühstück bestellte ich eine Peote und ließ die Möbeln nach Fusina einschiffen. Der Mutter wünschte ich, nachdem ich ihr nochmals zehn Zechinen gegeben, eine glückliche Reise und begab mich, froh über meinen Sieg, triumphirend nach Hause.

Diese Geschichte hatte zu viel Aufsehn gemacht, um meinen Freunden verborgen zu bleiben. Ich fand sie in Trauer und Verwundrung, als ich sie wieder sah. De la Haye umarmte mich mit der Miene der tiefsten Bekümmerniß. Meisterhaft spielte er seine Rolle. Nur Bragadin lachte von Herzen und sagte den drei Andern, sie hätten nicht die richtige Einsicht. Alles dies habe sich zugetragen, um ein ungewöhnliches Ereigniß herbeizuführen, das lediglich den höhern

Mächten bekannt sey. Da ich nicht wußte, unter welchen Nebenumständen sie Kenntniß von der Sache hatten, und da sie über deren wahre Bewandtniß unmöglich im Klaren seyn konnten, so lachte ich mit Bragadin, aber ohne mich weiter zu erklären. Ich fürchtete nichts, und drum war es mir ein Vergnügen, alles zu hören, was man über die Sache sprach. Endlich gingen wir zu Tisch. Barbaro war der erste, welcher mir mit freundlicher Stimme sagte, er hätte nicht gehofft, mich am Tage nach meiner Hochzeit zu sehen.

So glaubt man, ich habe geheirathet? —

Alle Welt glaubt das, und überall wird es behauptet. Sogar die Herren vom Rath der Zehen glauben es und haben ein Recht, es zu glauben. —

Sie irren sich alle insgesammt. Guten Handlungen opfre ich zwar mein Geld, nicht aber meine Freiheit auf. Und wenn Sie etwas über meine Angelegenheiten zu hören wünschen, so können Sie es nur von mir selbst erfahren. Die Stimme des Publicums belustigt gewöhnlich nur die Thoren. —

Aber, versetzte Dandolo, Du hast die Nacht mit dem Mädchen zugebracht, die Deine Braut heißt. —

Allerdings. Aber ich habe Niemand Rechenschaft von dem zu geben, was ich in jener Nacht gethan. Nicht wahr, de la Haye? —

Ich bitte, theuerster Freund, fragen Sie mich nicht! Denn ich verstehe von dem allen nichts. Indeß muß ich Ihnen sagen, daß man die Stimme des Publicums nicht so verachten darf. Schreiben Sie meiner zärlichen Zuneigung es zu, wenn mich das schmerzt, was man spricht. —

Woher kömmt es aber, daß, was man spricht, weder Herrn Bragadin, noch mich schmerzt? —

Ich achte Sie, aber ich habe mit meinem Schaden die Erfahrung gemacht, daß man Verleumdungen fürchten muß. Es heißt, Sie hätten, um sich eines Mädchens zu bemächtigen, die mit ihrem Verwandten, einem würdigen Priester, lebte, eine Frau bezahlt, damit sie sich für die Mutter des Mädchens ausgäbe und den Beistand des Raths der Zehen in An=

spruch nähme, um Ihnen zu Ihrem Zweck zu verhelfen. Sogar der Diener des Gerichts der Zehen will eidlich versichern, daß Sie mit der vermeintlichen Mutter des Mädchens bei ihrer Ankunft in der Gondel gewesen. Man sagt auch, die Verschreibung, in Folge deren die Möbeln des guten Priesters weggenommen worden, sey falsch gewesen, und Sie werden bedauert, das Tribunal als Werkzeug zu Vergehungen gebraucht zu haben. Man sagt sogar: wenn Sie auch das verführte Mädchen heiratheten, was nicht zu vermeiden sey, könne doch der Rath nicht zu den Mitteln schweigen, die Sie, um Ihren Zweck zu erreichen, gewagt haben anzuwenden. —

Kalt gab ich ihm zur Antwort: Ein Mann, der eine Geschichte hört, bei welcher criminelle Umstände vorkommen, kann, sobald er sie Andern wiedererzählt, unmöglich fernerhin für verständig gelten, denn er macht, wenn sie Verleumdung enthält, sich zum Mitschuldigen der Verleumdung.

De la Haye erröthete bei diesem Ausspruch. Meine Freunde aber bewunderten die Weisheit des-

selben, und ich verbat jede Besorgniß meinetwegen, weil alle Bekanntschaft mit der Ehe nur dienen könne, mich zu bewegen, nach ihren Gesetzen zu leben. Er dagegen thäte am besten, die Leute reden zu lassen, wie ich selbst es mache, wenn über ihn gesprochen würde.

Fünf oder sechs Tage lang belustigte diese Geschichte die ganze Stadt, dann wurde sie vergessen.

Weil ich aber in den nächsten drei Monaten weder nach Fusina gereist war, noch die Briefe der Demoiselle Marchetti beantwortet hatte, noch dem Ueberbringer das Geld einhändigte, das sie verlangten, so hatte sie sich zu einem Schritt entschlossen, der mir üble Folgen zuziehen konnte, aber nicht zuzog.

Ignaz, der furchtbare Scherge des Gerichts der Inquisitoren, trat, während ich noch mit Bragadin, dessen beiden Freunden, de la Haye und zweien Fremden bei Tische saß, vor mich hin und sagte mir in höflichem Tone, Contarini del Zaffo wünsche mich zu sprechen und werde morgen zu einer bestimmten Stunde in seinem Palast bei der Madonna del Octo anzutreffen

seyn. Ich stand auf und antwortete, ich würde den Befehlen Sr. Excellenz Folge leisten. Nun ging er, und mir blieb unbegreiflich, was jener angesehene Mann mit meiner Wenigkeit zu thun haben könne. Dennoch mußte dieser Bote uns alle in eine Art von Verlegenheit setzen, denn der, welcher mich vorlud, war ein Staatsinquisitor. Aber auch Bragadin, als er zum Rath der Zehen gehörte, war Staatsinquisitor gewesen, und weil er von daher die Gebräuche kannte, sagte er mit ruhigem Ton, daß ich nichts zu fürchten habe. Ignatio, in seiner Landeskleidung, sey nicht als Bote des Tribunals gekommen, und selbst Contarini wolle mich als Privatmann sprechen, weil die Bescheidung nicht nach den Gerichtshof geschehen. Er ist, fuhr jener fort, ein strenger und gerechter Greis. Du mußt unverholen zu ihm sprechen und ihm die Wahrheit sagen, denn durch Leugnen ist nur eine Verschlimmerung Deiner Sache zu fürchten. Diese Anweisung gefiel mir, und ich bedurfte ihrer. Zur bestimmten Stunde fand ich mich in Contarini's Vorzimmer ein.

Ich werde angemeldet, man läßt mich nicht

warten, und ich trete ein. Der gnädige Herr, sitzen bleibend, mißt mich wohl eine Minute der Länge und Breite nach mit den Augen, ohne ein Wort zu sprechen. Dann klingelt er und sagt dem erscheinenden Diener, er möge die beiden Personen aus dem Nebenzimmer eintreten lassen. Ich, ohne im geringsten verwundert zu seyn, sehe Madame Marchetti und ihre Tochter eintreten. Der Herr fragt, ob ich sie kenne.

Ich muß sie wohl kennen, antworte ich, da Mademoiselle meine Frau werden wird, sobald ihre Aufführung mich belehrt, daß sie verdient, es zu seyn. —

Ihre Aufführung ist tadellos. Sie lebt mit ihrer Mutter in Fusina. Sie haben das Mädchen hintergangen. Warum schieben Sie die Hochzeit auf? Weshalb besuchen Sie sie nicht? Die Briefe der armen Person blieben ohne Antwort, sie selbst bleibt in der Dürftigkeit. —

Ich selber muß, bevor ich sie heirathe, zu leben haben, und dazu hoffe ich in einigen Jahren durch eine Anstellung zu gelangen, welche die Fürsprache des Herrn Bragadin mir erwerben

kann. Er allein ist es, der mir jetzt Unterhalt gewährt. Inmittelst muß sie von der Gnade Gottes leben. Ich heirathe auch nicht, bevor ich ihrer Aufführung, und daß sie ihren Verwandten im vierten Grade, den Abbé, nicht ferner bei sich sieht, gewiß bin. Zu ihr aber gehe ich nicht, weil mein Beichtvater und mein Gewissen es mir verbieten. —

Sie verlangt ein Eheversprechen in rechtsbeständiger Form, und daß Sie ihr aussetzen, was sie zum Leben bedarf. —

Zu dem Eheversprechen verpflichtet mich nichts, und da ich selbst nichts zu leben habe, so kann ich ihr auch nichts aussetzen. Bei ihrer Mutter wird sie nicht Hungers sterben. —

Als sie bei meinem Vetter war, fehlte ihr nichts. Zu dem wird sie zurückkehren, sagte die Mutter. —

Wenn Demoiselle zurückkehrt, antwortete ich, so gebe ich mir kein zweites Mal die Mühe, sie zu befreien. Ew. Excellenz aber müssen dann einsehen, daß ich Grund habe, wenn ich die Heirath so lange aufschiebe, bis ich überzeugt bin, wie sie sich beträgt.

Darauf entließ mich der gnädige Herr, und die Sache war abgemacht. Wenigstens hörte ich nichts mehr von derselben. Meine Erzählung aber erheiterte die Mittagstafel von Bragadin.

Gegen Anfang des Carnavals von 1750 gewann ich eine Terne, und mit ihr drei tausend Ducaten. Dies Geschenk wendete mir das Glück zu einer Zeit zu, wo ich dessen nicht bedürftig war. Denn während des ganzen Herbstes hatte ich täglich die Bank haltend gespielt, und hatte gewonnen. Es war dies in einem kleinen vertrauten Kreise geschehen, zu dem kein Edelmann zugelassen wurde, weil einer der Mitspielenden ein Officier des Herzogs Montalegre, des spanischen Gesandten, war. Der Edelmann genirt in aristokratischen Staaten, weil Gleichheit nur unter den Mitgliedern des Gouvernements stattfindet. In der Absicht, nach dem Himmelfahrtsfeste eine Reise durch Frankreich zu machen, hatte ich bei Bragadin tausend Ducaten niedergelegt. Dadurch gewann ich, daß ich das Carnaval vorüber ließ, ohne zu pointiren. Es hatte mich aber ein Patrizier, ein angesehener Mann, mit einem Viertheil bei seiner Bank Theil neh-

men lassen, und als die Fasten anfingen, hatten wir eine ganz ansehnliche Summe erobert.

Inzwischen war Balletti, der seine Kunst zweimal in Mantua gezeigt hatte und aufgefordert worden war, sich zur Zeit der Messe auf dem Theater St. Moses sehen zu lassen, zu Venedig kurz vor Ostern eingetroffen. Mich freute, daß ich Marine wieder mit ihm sah. Sie wohnte indeß nicht bei Balletti und fand auch bald einen englischen Juden, Mendex mit Namen, dem sie viel kostete. Ich speiste mit ihm und erhielt dadurch Nachricht von meiner geliebten Therese-Bellino. Mendex war ihr Anbeter gewesen und hatte ihr schöne Andenken hinterlassen. Ueber diese Nachricht freute ich mich eben so sehr, wie darüber, daß Henriette meinen Vorsatz, Therese wieder zu sehen, hintertrieben. Ich hätte mich von neuem in sie verliebt, und der Himmel weiß, was daraus entstanden wäre.

Zur nämlichen Zeit trat Bavois als Hauptmann in den Dienst der Republik und machte sein Glück, wie näher zu erzählen, ich mir vorbehalte. De la Haye aber übernahm die Erziehung eines jungen Mannes, mit Namen Felix

Calvi, und führte denselben ein Jahr später nach Polen. Nach drei Jahren fand ich ihn in Venedig wieder.

Nun fing ich an mich einzurichten, um nach Reggio zur Messe, dann nach Turin, wohin das Beilager des Herzogs von Savoyen mit einer Infantin Philipp des Fünften halb Italien zog, endlich nach Paris zu gehen, woselbst man zur bevorstehenden Entbindung der Gemahlin des Dauphins in Erwartung eines Prinzen große Feste vorbereitete. Auch Balletti entschloß sich, aufgefordert durch seinen Vater und seine Mutter, die berühmte Schauspielerin Sylvia, zu dieser Reise. Er wollte auf dem italienischen Theater tanzen und die Rollen des ersten Liebhabers übernehmen. Ich konnte keine angenehmere Gesellschaft wünschen, keine gewährte mir in Paris so viele Vortheile, noch so angenehme Bekanntschaften.

Ich sagte nun Bragadin und den beiden Freunden, unter dem Versprechen, nach zwei Jahren wiederzukehren, Lebewohl. Meinen Bruder Franz ließ ich beim Schlachtenmaler Simonelli, der Parmesaner genannt, in der Schule, und versprach seiner in Paris zu ge-

denken. Das Genie konnte damals darauf rechnen, dort sein Glück zu machen. Ich habe Wort gehalten, wie der Leser erfahren wird.

Auch meinen Bruder Johann, der von einer Reise mit Guarienti durch Italien nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, ließ ich in Venedig. Von dort reiste er nach Rom, blieb daselbst vierzehn Jahre in der Schule des Ritter Mengs und kehrte 1767 nach Venedig zurück, wo er 1795 starb.

Ich reiste im Junius 1750 einige Tage später, wie Balletti, der mich zu Reggio erwartete, von Venedig ab; gut mit Kleidungsstücken so wie mit Geld versehen und überzeugt, daß es mir an Baarschaft auch nicht mangeln werde, denn meiner besonnenen Aufführung war ich gewiß.

Siebentes Capitel.

Meine Ankunft zu Paris im Jahr 1750.

In einer vierrudrigen Peote war ich ausgefahren. An der Brücke des lago oscoro verließ ich das Fahrzeug, um eine Chaise zu nehmen, die mich schnell nach Ferrara zum Mittagsessen bringen sollte. Hier stieg ich in dem Gasthof zum heiligen Marcus ab. Ein Aufwärter geht mir die Treppe hinauf und voran führt mich in mein Zimmer. Aber das Geräusch einer frohen Gesellschaft, welches durch die offene Thür eines benachbarten Saales dringt, erregt meine Aufmerksamkeit. Ich will sehn was es gibt, und erblicke eine mit zehn bis zwölf Personen besetzte Tafel. Wo

sieht man das nicht? — Also ich will wieder meiner Wege gehen. Jedoch die Worte: „da ist er!" aus dem Munde einer hübschen Frau, halten mich auf. Gleich erhebt sie sich vom Tisch, geht mir mit offenen Armen entgegen und umhalset mich, indem sie ausruft: „Geschwind ein Couvert für meinen lieben Cousin! Sein Koffer muß in das anstoßende Zimmer gebracht werden!" Auch ein junger Mann tritt mir entgegen, und sie spricht: Habe ich nicht gesagt, er werde heute oder morgen kommen? Nun muß ich mich zu ihr setzen, und die ganze Gesellschaft, die, mich zu bewillkommnen, aufgestanden war, nimmt wieder Platz.

Du wirst gewiß hungrig seyn, sagt die Dame, und tritt mir auf den Fuß. Aber ich muß Dich doch hier meinem Bräutigam, meinem Schwiegervater und meiner Schwiegermutter vorstellen. Die übrigen Herren und Damen sind Freunde vom Hause. Warum hast Du meine Mutter nicht mitgebracht? —

Nun war es Zeit, daß ich sprach, und ich sagte: Deine Mutter, meine liebe Cousine, kömmt in drei oder vier Tagen.

Indem ich mir nun die Schelmin ansehe, erkenne ich Catinella, eine berühmte Tänzerin, mit der ich aber noch kein Wort gesprochen hatte. Ich merkte wohl, sie brauche mich zur Entwickelung einer Komödie, die sie erfunden und angelegt hatte. Ich selbst wollte mich prüfen, ob ich wohl das Talent besäße, das sie mir zutraute. Also ich biete mich dar, in der Hoffnung, heimlich meinen Lohn zu pflücken. Es kam darauf an, meine Rolle gut zu spielen, ohne mich blos zu geben, und zuvörderst benutze ich meinen Appetit, um ihr Zeit zu lassen, mich einzustudiren.

Das that sie denn auch und gab mir einen Beweis von seltenem Geist durch die Art, wie sie mir den Knoten des Stücks beibrachte, indem sie sich bald an diesen, bald an jenen aus der Gesellschaft wandte. Nach einem Stillschweigen, wie es einem Menschen, welcher speiset, gestattet ist, fing ich an ihr zu erklären, sie müsse ihre Hochzeit verschieben, bis ihre Mutter einträfe, denn diese würde ihre Diamanten mitbringen. Dabei gab ich zu verstehen, daß ich der berühmte Mästro sey, der nach Turin gehe, um eine Oper von Bortoli zu componiren, worin Gafa-

riello und Ostura beim Hochzeitfest des Herzogs von Savoyen singen sollten. Da Catinella, wenn ich morgen abreisen wollte, mich unmöglich aufhalten konnte, so wagte ich keinesweges bei meiner Aeußerung. Und wenn sie mir die nächtliche Belohnung verweigerte, worauf ich rechnete, so konnte ich der ganzen Gesellschaft sagen, daß sie eine Närrin sey. Catinella war damals dreißig Jahr alt, sehr hübsch und durch ihre Liebschaften berühmt.

Die angebliche Schwiegermutter saß mir gegenüber und wollte mir einschenken. Dazu muß sie ihre Hand ausstrecken und sieht aufmerksam nach der meinen, die ich hielt, als ob sie gelähmt wäre. Was ist das? sagte sie. Eine kleine Verrenkung, die vorübergehen wird, gebe ich zur Antwort. Catinella aber lacht auf, wie unwillig darüber, daß ich nun nicht werde können mich auf dem Clavier hören lassen.

Wie können Sie darüber lachen? sage ich.

Weil ich dabei an eine Verrenkung denken muß, die ich vor zwei Jahren vorgab, weil ich nicht tanzen wollte.

Nach dem Kaffee sagte die Schwiegermutter,

wir würden gewiß über Familienangelegenheiten zu sprechen haben; man sollte uns also allein lassen. Nun befand ich mich mit dem schlauen Geschöpf wirklich in dem anstoßenden Zimmer, welches sie für mich bestellt hatte, ohne Zeugen.

Sogleich warf sie sich auf ein Canapee, um dem ungezähmtesten Lachen freien Lauf zu lassen, und sagte mir, sie habe geglaubt, auf mich rechnen zu können, obwohl sie mich nur von Ansehn und dem Namen nach kenne. Daß ich morgen abreisen wollte, billigte sie, indem sie sagte: Seit zwei Monaten bin ich hier ohne einen Pfennig Geld. Einige Kleider und etwas Wäsche sind mein ganzer Reichthum. Ich würde alles haben verkaufen müssen, aber der Sohn des Wirths verliebt sich zum Glück in mich. Nun halte ich ihn durch das Versprechen hin, ihn zu heirathen und ihm einen Brautschatz von zwanzig tausend Thalern in Diamanten zuzuführen, die meine Mutter aus Venedig mitbringen soll. Aber meine Mutter besitzt nicht das mindeste Vermögen. Sie weiß auch nichts von der ganzen Sache und wird keinen Fuß aus Venedig setzen. —

Wie wird sich das Spiel nun entwickeln? Ich fürchte, tragisch. —

Du irrst. Auf das allerlächerlichste soll es enden. Ich erwarte einen Liebhaber hier, den Grafen von Hastein, Bruder des Kurfürsten von Mainz. Sein letzter Brief ist aus Frankfurt. Er hat diese Stadt schon verlassen und muß sich jetzt in Venedig aufhalten. Seine Absicht ist, mich nach Reggio zur Messe mitzunehmen; sollte mein angeblicher Bräutigam sich ungebührlich aufführen, so bin ich überzeugt, daß der Graf ihn ausprügelt und ihm die Ausgaben für mich ersetzt. Aber er soll keines von beiden. Im Augenblick der Abreise sage ich meinem Zukünftigen in das Ohr, ich käme wieder; er beruhigt sich dann gewiß, denn ich gebe ihm die Versicherung, nach meiner Rückkehr ihn zu heirathen. —

Das ist unvergleichlich. Du hast mehr, wie den gewöhnlichen Verstand eines Menschen. Aber ich werde zu unserer Vermählung nicht Deine Wiederkunft abwarten. Mit uns muß es sogleich geschehen. —

Sey kein Narr! Warte wenigstens bis zur Nacht! —

Mit nichten. Mir ist, als hörte ich schon die Pferde Deines Grafen. Kömmt der nicht, so bleibt uns die Nacht ja unverloren. —

Bist Du denn verliebt in mich? —

Zum toll werden. Und auch ohnedem; ich muß Dich um Deines Lustspiels willen schon anbeten und Dir einen Beweis davon geben. Also keinen Aufschub! —

Nun so verriegele die Thür! Du hast Recht, es ist eine Episode, und eine recht artige. —

Abends versammelte sich die Gesellschaft wieder, und es war die Rede davon, die freie Luft zu genießen. Eben wollte man aufbrechen, als das Rasseln einer mit sechs Postpferden bespannten Equipage sich hören ließ. Catinella tritt an das Fenster und sagt der Gesellschaft, sie möchte sich entfernen; es komme ein Prinz, um sie zu besuchen. Alles geht, mich aber treibt sie in mein Zimmer und schließt die Thür ab. Indessen sehe ich die Berline anfahren und einen

Herrn, wohl viermal so stark wie ich, von zwei Domestiken unterstützt, aussteigen. Er geht die Treppe hinauf und verfügt sich in das Zimmer der ihn empfangenden Braut. Zu hören, was beide sprachen, und durch eine Ritze zu sehen, was Catinella mit der ungeheuren Maschine vornahm, blieb meine einzige Unterhaltung. Aber für fünf Stunden währte der Spas zu lange. Sie wurden zum Theil damit hingebracht, daß Catinella ihr Bündel und ihr Gepäck zurecht machte, das dann nach der Berline geschafft wurde. Hierauf speisten beide zusammen und leerten mehrere Flaschen Rheinwein. Um Mitternacht reiste der Graf von Hastein wieder mit Postpferden ab und nahm dem Bräutigam seine Braut weg, ohne ihn auch nur eines Wortes zu würdigen.

Daß ich Zeuge des Vorgefallenen gewesen war, hatte wohl keiner von beiden geahnt. Was würde der Graf gedacht, wie würde Catinella sich geschämt haben! Ich verlor mich in trübselige Betrachtungen über das menschliche Wesen.

Nachdem die Heroine wieder fort war, er=

blickte ich durch die Spalte den Sohn des Wirths. Ich klopfe gegen die Thür, damit er öffne, und er antwortet mit kläglicher Stimme, das Schloß müsse abgebrochen werden, denn Mademoiselle habe den Schlüssel mitgenommen. Ich bitte ihn, Anstalten zu treffen, daß es bald geschehe, weil mich hungere, und er besorgt nicht nur alles Nöthige, sondern leistet mir auch bei Tisch Gesellschaft. Mademoiselle, sagte er, habe einen günstigen Augenblick benutzt, ihm zu vertrauen, daß sie in sechs Wochen wiederkommen würde, dabei geweint und ihn umarmt. —

Der Prinz hat doch bezahlt, was sie verzehrt hat?

Keineswegs. Wir würden nicht einmal es angenommen haben, wenn er es angeboten hätte. Es wäre eine Beleidigung für meine Verlobte gewesen. Denn Sie glauben nicht, wie edel sie denkt. —

Was sagt Ihr Vater zu der Abreise? —

Mein Vater denkt einmal nicht gut von ihr. Er sagt, sie würde nicht wiederkommen, und meine Mutter pflichtet mehr ihm, wie mir bei. Aber was sagen Sie dazu, Signor Mästro? —

Daß, wenn sie es Ihnen versprochen hat, sie wiederkommen wird. —

Wäre es nicht ihre Absicht gewesen, wiederzukommen, so hätte sie es nicht gesagt. —

Gewiß nicht. Sie raisonniren doch noch, wie man raisonniren muß! —

Die Ueberbleibsel des Abendessens, welches dem Grafen sein Koch bereitet hatte, wurden mir aufgetischt. Ich leerte dabei eine Flasche Rheinwein, welche Catinella dem Grafen weggestibitzt hatte, um sie dem Bräutigam zu schenken. Nach dem Essen ließ ich die Post bestellen und versicherte dem jungen Menschen, daß ich meine Cousine bereden würde, wiederzukommen, sobald es ihr nur möglich sey. Ich wollte bezahlen, doch er lehnte alles ab. In Bologna kam ich eine halbe Stunde nach Catinella an, wohnte mit ihr in Einem Gasthof und gewann einen Augenblick, um meine Unterredung mit dem Tropf von Liebhaber ihr wieder zu erzählen. Weiber von ihrem Schlage sind die gebornen Feindinnen der Einfältigen und lieben eben deshalb die Klugen, von denen sie meist überlistet werden.

Nach Reggio kam ich früher, wie sie, aber wir konnten einander nicht sprechen, denn Catinella verließ ihren Grafen nicht. Während der ganzen Messe blieb ich daselbst. Nichts indessen begegnete mir, das werth wäre, es aufzuschreiben. Ich verabredete mit Balletti eine Reise nach Turin, das ich zu sehen wünschte. Als ich mit Henriette durchging, war ich nur zwei Stunden dort geblieben.

Alles fand ich gleich vortrefflich in dieser Hauptstadt von Piemont. Die Stadt selbst, den Hof, das Theater, die Frauen, von den Herzoginnen von Savoyen an gerechnet, die mir gemacht schienen, geliebt zu werden. Aber der Schein trog, ihre Bestimmung war, zu vegetiren, zu beten, zu altern und zu sterben, wie es Fürstentöchtern sehr oft geht.

Lachen mußte ich, als man mir die treffliche Polizei von Turin lobte, und ich alle Gassen voll Bettler fand. Und doch beschäftigte diese Polizei ganz vorzüglich den König, einen geistvollen Herrn, wie alle Welt aus der Geschichte weiß, unmittelbar und persönlich. Aber ich war einfältig genug, mich über die Gestalt des Herrn

zu verwundern. Noch hatte ich keinen König gesehen. Eine unreife Vorstellung ließ mich daher glauben, er müsse von seltener Schönheit seyn und eine den andern Menschen nicht gewöhnliche Majestät im Gesichte tragen. Weil ich als junger Republikaner so raisonnirte, war mein Gedanke nicht unbedingt albern. Doch ich legte ihn bald ab, als ich den König von Sardinien häßlich, verwachsen, widerwärtig und sogar in seinen Manieren unedel fand.

Ich hörte die Astrua und den Gafarello singen, sah auch die berühmte Jeofroi tanzen. Sie verheirathete sich damals mit einem sehr wackern Mann, Namens Bodier. Aber kein verliebtes Abenteuer störte zu Turin den Frieden meiner Seele. Die Zeitungen enthielten viel von der nahen Entbindung der Gemahlin des Dauphin. Man erwartete in einem Herzog von Burgund das Heil des Landes und bereitete die glänzendsten Feste vor. Ich beschloß also, die Reise nach Paris mit Balletti zu machen, und acht Tage blieben wir in Lyon.

Lyon ist eine schöne Stadt. Kaum vier adliche Häuser stehen hier den Fremden offen.

Dafür gibt es aber viele hundert Kaufleute, Fabrikanten und Commis, die noch reicher, wie die Fabrikanten selbst sind und vortreffliche Gesellschaft bei sich versammeln. Der Ton kömmt dem von Paris nicht gleich, aber man gewöhnt sich daran und genießt das Leben mehr nach hergebrachter Regel, wie in der Hauptstadt.

Lyon ist reich, weil Billigkeit und guter Geschmack die dortigen Waaren auszeichnen. Eigentlich ist die Mode diejenige Göttin, der Lyon seinen Wohlstand zu verdanken hat. Alle Jahre wechselt diese Mode, und ein Muster, welches in diesem Jahr dreißig Livres galt, kostet im folgenden zwanzig, wird aber dann nach den fremden Ländern geschickt, um dort von den Käufern als das Allerneueste verbreitet zu werden. Die lyoner Fabrikanten bezahlen die Zeichner sehr gut, welche ihnen die Muster fertigen. Darin ist das Geheimniß des ausgebreiteten Absatzes zu suchen, und dieser hängt stets mit der Concurrenz zusammen, deren Seele die Freiheit ist. Will also ein Gouvernement den Handel blühen sehen, so muß es möglichste

Freiheit gestatten und nur gegen die Betrügereien wachsam seyn, welche vom Privatinteresse zum Nachtheil des allgemeinen ersonnen werden. Der Regent muß, die Wagschale haltend, gestatten, daß die Landeseinwohner sie nach Belieben verändern dürfen, aber stets das Gleichgewicht wieder herzustellen wissen.

In Lyon sah ich die berühmteste aller Courtisannen von Venedig wieder. Sie hieß Ancilla und erregte wirklich Erstaunen durch ihre Schönheit. Alle Welt behauptete, es habe ihres Gleichen nicht gegeben. Sie zu sehen, ohne nach ihrem Genuß zu verlangen, war nicht möglich. Aber auch sie vermochte sich Keinem vorzuenthalten. Wenn die Männer sie einer nach dem andern liebten, so liebte sie das ganze männliche Geschlecht im Allgemeinen. Fehlte einigen auch das wenige Geld, mit dem ihre Gunst zu erkaufen war, so erlangten sie diese doch, sobald sie nur ihr Verlangen gehörig deutlich zu machen wußten.

Stets haben die Hetären von Venedig mehr durch Schönheit, wie durch Geist geglänzt. Zu meiner Zeit zeichneten sich jene An-

cilla und eine andere Namens Spina aus, beide Töchter von Gondelführern. Beide starben jung, nachdem sie sich einem Gewerbe hingaben, welches sie adeln sollte. Ancilla ward in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre Tänzerin, die Spina wollte Sängerin werden. Jene war zu ihrem Entschluß durch den Tänzer Campioni aus Venedig veranlaßt worden. Er spielte die ersten Rollen und brachte dem Mädchen alle die Grazie bei, deren ihre schöne Gestalt fähig war; dann heirathete er sie. Spina lernte Musik von einem Castraten Pepino de la Mamano, der sie freilich nicht heirathen konnte. Sie blieb als Sängerin fortwährend mittelmäßig und fuhr fort vom Ertrag ihrer Reize zu leben. Ancilla tanzte in Venedig bis zwei Jahr vor ihrem Tode, von dem ich noch sprechen werde.

In Lyon fand ich sie mit ihrem Manne. Beide kamen von England, wo sie auf dem Theater Haymarket großen Beifall eingeärntet. In Lyon blieb sie blos ihres Vergnügens wegen. Hier versammelte sich zu ihren Füßen, was nur in Lyon reich, schön und jung war. Alles that man, um ihr zu gefallen. Lustpartien, Souper

und Farobank drängten sich. Die Bank hielt ein gewisser D. Giuseppe Marcati, den ich acht Jahr später in der spanischen Armee unterm Namen D. Pepe il cadetto kennen lernte. Späterhin machte er seinen wahren Namen bekannt und nahm ein schlimmes Ende. Die Bank gewann in kurzer Zeit dreimal hundert tausend Franken. In einer Stadt mit einem Hof hätte die Sache wenig Aufsehn gemacht, aber in einem Handelsort erregte sie Lärm bei allen Familienvätern, und der italienische Theil der Gesellschaft wollte abreisen.

Ein angesehener Mann, welchen ich bei Herrn Rochebaron kennen gelernt, machte mich mit den Erleuchteten der Stadt bekannt, und ich ward angehender Maurer. Nach zwei Monaten erhielt ich zu Paris den zweiten Grad, und noch einige Monate später den dritten, welcher zum Meister macht und der höchste ist. Alle andere Würden, die man mir späterhin beizulegen so gnädig war, sind angenehme Erfindungen, deren symbolische Verbrämung dem Meister im Wesentlichen keine höhere Würde leiht.

Kein Mensch in der Welt erfährt sämmtliche Geheimnisse der Maurerei, aber jedermann hat die Aussicht, sie sämmtlich zu erfahren. Jedem jungen Menschen, der auf Reisen geht, die große Welt kennen lernen will, von der großen Gesellschaft weder gern ausgeschlossen ist, noch Andern nachstehen will, muß sich in der Zeit, worin wir leben, zum Maurer machen lassen, um wenigstens oberflächlich zu wissen, welche Bewandtniß es mit der Maurerei hat. Aber er sey in der Wahl der Loge behutsam. Denn wenn gleich in der Loge selbst schlechte Gesellschaft nicht wirken kann, so ist sie doch auch wohl darin anzutreffen, und der angehende Maurer muß sich in Acht nehmen, nicht in schlechte Verbindungen zu gerathen.

Die aber Maurer werden um des Geheimnisses der Maurerei willen, möchten sich irren. Denn sie dürften funfzig Jahr lang Meister vom Stuhl seyn, und nie das Geheimniß dieser Verbrüderung kennen lernen.

Dies Geheimniß ist seiner eigenen Natur nach unverletzlich. Denn der Maurer, dem es bekannt geworden, kann es nur errathen haben,

und gewiß hat er es von Niemand vernommen. Er hat es entdeckt, weil er in die Loge gegangen ist, beobachtet, geurtheilt und gefolgert hat. Ist er zu dieser Entdeckung gelangt, so behält er sie gewiß für sich und theilt sie auch seinem vertrautesten Bruder Maurer nicht mit. Denn wenn diesem die Fähigkeit abging, selbst die Entdeckung zu machen, so fehlt ihm auch die, das Geheimniß zu benutzen, wenn er es mündlich überkommen. Darum wird es stets geheim bleiben.

Alles, was in den Logen geschieht, wird verschwiegen gehalten. Wenn aber Maurer aus unziemlicher Indiscretion auch dieses sollten verlauten lassen, so kann man gewiß seyn, daß nichts Wesentliches zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Wie kann Jemand etwas bekannt machen, was er nicht weiß? Und wer hätte, wenn er ein Geheimniß kannte, Ceremonien zur allgemeinen Kunde gebracht? —

Denselben Eindruck, welchen heutiges Tages die Verbrüderung der Maurer bei den Uneingeweihten macht, erregten im Alterthum die großen Mysterien, die in Eleusis zur Ehre der Ceres

gefeiert wurden. Sie waren dem ganzen Griechenlande wichtig, und die bedeutendsten Männer bewarben sich darum, bei ihnen zugelassen zu werden. Die Mysterien waren eine bei weitem wichtigere und ernstere Gründung, wie die heutige Maurerei, welche weder Gecken, noch die Hefen des menschlichen Geschlechtes ausschließt. Was bei den Mysterien zu Eleusis vorgenommen wurde, verbarg ein unverletzliches Stillschweigen. Auch flößten sie Andacht ein. Unter andern durften die drei Worte nicht verbreitet werden, mit welchen der Hierophant die Eingeweihten beim Schluß der Mysterien entließ. Aber welches waren die Folgen davon? Daß Jeden Entehrung traf, der sie bekannt machte. Denn jene Worte gehörten einer barbarischen, aller Welt fremden Sprache an. Ich habe irgendwo gelesen, daß die geweihten Worte bedeuten sollten: wacht über euch und meidet das Böse! Neun Tage waren der Einweihung gewidmet, und mit einer bedeutungsvollen Gesellschaft vereinigten sich Feierlichkeiten, die großen Eindruck hervorbringen mußten. Plutarch berichtet, Alcibiades sey zum Tode verurtheilt

und sein Vermögen eingezogen worden, weil er in seinem Hause die großen Mysterien gegen die Gesetze des Eumlopos mit Polition und Theodoros entweiht. Zur Strafe für diesen Frevel am Heiligsten ward er verurtheilt, von allen Priestern und Priesterinnen vermaledeit zu werden. Aber es kam nicht zu dieser Verfluchung. Eine Priesterin widersetzte sich, indem sie behauptete, Priesterin sey sie geworden nicht zum Verfluchen, sondern zum Segnen. Eine herrliche Lehre, die den Geist unserer Kirche vielleicht nicht genugsam durchdrungen hat!

Aber wie haben sich die Zeiten geändert! Wer legt jetzt noch Werth auf das Heilige? Botarelli macht in einem Schriftchen alle Geheimnisse der Maurerei bekannt. Er wird ein Schelm genannt, und die Sache ist abgemacht. Ein neapolitanischer Herzog und Hamilton wagen es, das berühmte Wunder vom Blute des heiligen Januar in ihrem Hause nachzuahmen, und scheuen weder den Zorn des Königs, der auf der Brust das Bild des heiligen Januar mit den Worten: in sanguine foedus trägt, noch die Wuth eines leicht zu empörenden Volkes. So

verliert jetzt alles den Zusammenhang. Die heiligsten Dinge haben ihre Bedeutung eingebüßt. Nun es dahin gekommen ist, möchte man allerdings Recht haben, der Sache ihren Lauf zu lassen. Denn das Uebel würde nur größer werden, wenn man auf halbem Wege stehen bleiben wollte.

Wir nahmen zwei Plätze in der Diligence, um binnen fünf Tagen nach Paris reisen zu können. Balletti hatte die Seinigen vom Tage seiner Abreise unterrichtet, und so konnten sie die Zeit unserer Ankunft wissen.

Unser acht befanden wir uns in dieser sogenannten Diligence, saßen auch sämmtlich, aber sehr unbequem. Der Wagen war nämlich oval gebaut, und keiner der Passagiere saß in einem Winkel, denn er hatte keinen Winkel. Dies war nicht gut überlegt. Dennoch sagte ich kein Wort darüber. Als Italiener, mußte ich alles in Frankreich bewundern. In dieser ovalen Kutsche verehrte ich die Mode, aber verwünschte sie. Denn bei der geringsten Bewegung derselben entstand mir ein Reiz, mich zu übergeben. Sie hing sehr, fast nur zu gut, und mich hätte es

minder belästigt, wenn ich recht wäre gestoßen worden. Beim schnellen Fortschritt auf der guten Chaussee nahm die Kutsche eine wogende Bewegung an, und hieß deshalb auch die Gondel. Aber eine von zwei guten Ruderern gesteuerte venetianische Gondel gleitet gleichmäßig fort und schaukelt nicht, daß einem das Herz brechen möchte. Ich ward schwindlicht und mußte meinen Magen bis auf den Grund ausleeren. Nun fand man, daß ich ein schlechter Gesellschafter war, verschwieg es indessen. Einige meinten, ich habe zu viel zu Abend gegessen. Ein Abbé aus Paris aber, der mich vertheidigen wollte, äußerte, ich habe einen schwachen Magen, und darüber entstand ein Streit. Das machte mich ungeduldig, und um die Leute zum Schweigen zu bringen, sagte ich: „Beide haben Unrecht, denn mein Magen ist sehr gut, und ich habe gar nicht zu Abend gegessen."

Ein bejahrter Mann, der einen etwa dreizehnjährigen Knaben neben sich sitzen hatte, sagte mir mit einem süßlichen Ausdruck: ich dürfe den Herrn nicht sagen, daß sie Unrecht haben. Ich hätte vielmehr sagen sollen, sie schienen sich zu

irren, wie Cicero, der den Römern nicht sagte: Catilina und die andern Verschwornen wären todt, sondern, sie hätten gelebt. —

Und ist denn das nicht das Nämliche?

Um Vergebung. Eins ist höflich, das Andere ist unhöflich. —

Nun begann er eine hochtrabende Untersuchung über die Höflichkeit und schloß, indem er lächelnd sagte: ich wette, der Herr ist Italiener. —

Das bin ich allerdings. Doch darf ich fragen, woran Sie es erkennen? —

An der Aufmerksamkeit, mit der Sie mein langes Geschwätz beehrt haben. —

Nun erhob die ganze Gesellschaft ein Gelächter und fing an, diesem Original, dem Erzieher des jungen Menschen, Artigkeiten zu erzeigen, während ich die vollen fünf Tage anwendete, mir Vorlesungen über französische Höflichkeit halten zu lassen. Als wir uns trennen mußten, rief er mich bei Seite und sagte, er müsse mir ein Geschenk machen.

Welches? frage ich.

Sie müssen das Wort: Nein, das Sie so unbarmherzig rechts und links durch einander

anbringen, abdanken. Nein ist kein Wort im Französischen. Sagen Sie, um Vergebung! Das drückt eben das Nämliche aus, ohne unangenehm zu werden. Nein straft Lügen. Also geben Sie Ihr Nein auf, oder seyn Sie gewärtig, in Frankreich bei jeder Gelegenheit die Hand an die Klinge legen zu müssen! —

Ich sage Ihnen meinen Dank und verspreche, nie wieder nein zu sagen. —

Wirklich kam ich mir während der ersten Tage in Paris wie der schuldigste aller Menschen vor, denn ich that nichts, als um Vergebung bitten. Einmal mußte ich sogar einen Zwist befürchten, weil ich die Phrase ungehörig schien gebraucht zu haben. Im Theater nämlich trat mir ein kleiner Mann auf den Fuß, und geschwind bitte ich um Vergebung. —

Vergeben Sie sich selbst! antwortete er.

Ich selbst? —

Sie selbst. —

Nun so wollen wir uns gleich alle beide vergeben und umarmen. —

Es geschah, und die Sache war abgemacht.

Eines Tages, als ich, mich auf meiner eigenen

Wenigkeit anlehnend, ziemlich fest in der ziemlich rasch fahrenden Gondelkutsche schlief, stieß mich mein Nachbar an, um mich aufzuwecken.

Was steht zu Befehl? frage ich. —

Um Verzeihung, mein Herr! Aber sehen Sie das Schloß dort! —

Ich sehe es und kann nicht viel daran entdecken. Wodurch fällt es Ihnen auf? —

Durch nichts, wenn wir nicht vierzig Stunden von Paris wären. Meine Tröpfe von Landsleuten würden es mir nicht glauben, wenn ich ihnen sagte, vierzig Stunden von der Hauptstadt hätte ich ein solches Schloß gesehen. Wie einfältig bleibt man, ohne gereist zu seyn! —

Ich gab dem Manne Recht, der selber Pariser und im Herzen ein Saalbader war, wie nur irgend ein Gallier es zu Cäsars Zeiten gewesen seyn konnte. Wenn aber die Pariser von Morgen bis zum Abend saalbadern und sich dabei unterhalten, indem sie alles bewundern, so muß ein Fremder noch vielmal mehr als Saalbader erscheinen. Nur Eins unterschied mich von ihnen. Sie waren gewohnt, die Dinge, so wie sie waren, zu sehen, mir aber erschienen sie neu und unter

einer Larve, die ihre wahre Gestalt verbarg. Ihre Verwunderung kam oft von dem, was unter der Larve verborgen war.

Ungemein gefiel mir der treffliche Weg, durch den Ludwig der Funfzehnte sich verewigt hat. Die Reinlichkeit der Gasthöfe, die Kost in denselben, die Schnelligkeit der Bedienung, die trefflichen Betten, der Anstand der Aufwärterinnen bei Tisch, deren Betragen jede Zügellosigkeit abwies, sind unvergleichlich. Wer von uns Italienern sieht dagegen die Aufwärter in unsern Gasthöfen mit ihrem unverschämten und frechen Wesen wohl gern? — In Frankreich wußte man damals noch gar nicht, was prellen hieß. Es war die eigentliche Heimath für Reisende; und ist es jetzt wohl noch die Heimath der Franzosen geblieben? Allerdings gab es sonst wohl den gehässigen Despotismus der lettres de cachet. Aber das war der Despotismus eines Königs. Nun aber wird man den Despotismus eines stets zügellosen Volkes kennen lernen, das wüthend und unzähmbar sich versammelt und diejenigen hängt, köpft oder mordet, die, weil

sie nicht Pöbel sind, auch nicht die Meinungen des Pöbels hegen können.

Wir übernachteten in Fontainebleau und sahen eine Stunde vor unserer Ankunft in Paris eine Berline, welche von dort kam. Halt! halt! das ist meine Mutter! rief Balletti. Wir stiegen aus. Gleich nach den ersten Begrüßungen, die zwischen Sohn und Mutter gewöhnlich sind, machte mich Balletti bekannt. Jene Mutter aber, welche die berühmte Schauspielerin Silvia war, sagte mir statt aller andern Bewillkommnung: Ich hoffe mein Herr, daß Sie, als Freund meines Sohnes, heut ein Abendessen bei mir annehmen werden. Nach diesen Worten stieg sie wieder in die Berline mit ihrem Sohn und ihrer Tochter, die neun Kinder hatte. Ich verfügte mich in meine Gondel zurück.

Bei meiner Ankunft in Paris fand ich einen Bedienten von Silvia mit einem Fiacre vor. Der Domestik nahm sich meiner in allen Stücken an und führte mich nach einer Wohnung, die ich sehr reinlich fand. Nachdem ich Koffer und sonstiges Gepäck dort gelassen, führte er mich zu seiner Herrschaft, die funfzig Schritt davon

wohnte. Balletti stellte mich seinem Vater vor. Er hieß Mario und war im Genesen von einer Krankheit.

Die Namen Mario und Silvia bildeten zu allen Stücken, die damals gegeben wurden, und worin sie spielten, gleichsam den Einschlag. Den Franzosen aber war es gewöhnlich, den Schauspielern ihre Theaternamen und keine anderen zu geben. Bon jour, Mr. Arlequin! Bon jour, Mr. Pantalon! erscholl es im Palais royal aus dem Munde derer, welche jene Schauspieler näher kannten.

Achtes Capitel.

Meine ersten Lehrjahre zu Paris.

Durch ein Abendessen, welches sie den Verwandten gab, feierte Silvia die Ankunft ihres Sohnes. Paris unter Verhältnissen erreicht zu haben, welche mich in diese Bekanntschaft führten, war mir höchst willkommen. Mario, Balletti's Vater, befand sich im Genesen, und erschien also nicht. Aber seine ältere Schwester, die auf dem Theater den Namen Flaminia führte, lernte ich kennen. Einige Uebersetzungen hatten ihr einen Namen in der Gelehrten-Republik erworben. Aber mir verursachte den Wunsch, sie gründlich kennen zu lernen, die in ganz Italien kundhafte Geschichte von ihrem Leben so wie vom

Leben noch drei anderer berühmter Männer, des Marquis Maffei, des Abbé Conti und des Pierre Jacques Martelli. Alle drei geriethen in Fehde über die Reize der schönen Schauspielerin, und als Gelehrte turnierten sie mit der Feder.

Auch ich war Flaminien als Gelehrter vorgestellt worden, sie glaubte mich daher mit einer Unterhaltung beehren zu müssen. Ich fand ihr Aussehn, ihre Unterhaltung, ihren Ausdruck, sogar ihre Stimme unangenehm. Ohne es zu sagen, gab sie mir zu verstehen, daß sie, mit ihrem Namen im Freistaat der Gelehrten, mich als ein Insect ansehe, zu dem sie sich in der Unterredung herablasse. Sie that, als ob sie dictire, und hielt sich mit ihren siebzig Jahren, einem Fünfundzwanziger gegenüber, der noch keine Bibliothek bereichert hatte, zu solcher Behandlung wie berechtigt. Der Artigkeit wegen sprach ich vom Abbé Conti, und führte gelegentlich einige Verse des tiefsinnigen Mannes an. Dies veranlaßte sie, mich mit nachsichtsvoller Güte über das Wort scevra, welches Trennung bedeutet, und in welchem ich das v als Consonant aussprach, zu berichtigen. Sie behauptete,

daß ich das v als Vocal aussprechen und nicht ungehalten seyn müsse, dies zu Paris am ersten Tage meiner Ankunft gelernt zu haben. —

Gewiß auch ist es, sagte ich, hier mein Wunsch, zu lernen und nicht zu verlernen. Man muß scevra und nicht sceura sagen, denn letzteres ist Syncope von scevera. —

Es frägt sich, wer im Irrthum ist. —

Sie, Madame, sind es, wenigstens nach Ariost, der scevra mit persevra reimt. —

Sie wollte fortfahren, aber ihr achtzigjähriger Gemahl unterbrach sie und gab ihr Unrecht. Sie schwieg und behauptete seitdem gegen alle Welt, daß ich ein Verfälscher sey. Ihr Gemahl war Ludwig Riccoboni, Lelio genannt, der Nämliche, der im Jahr sechzehn die italienische Truppe nach Paris führte. Sein Verdienst habe ich nicht verkannt. Er war schön und besaß mit Recht, seines Talents und seiner Sitten wegen, die Achtung des Publicums. Meine hauptsächlichste Beschäftigung während des Abendessens bestand darin, Silvia zu studiren, denn der Ruf hatte sie bis zu den Wolken erhoben. Sie war funfzig Jahr alt, von elegantem

Wuchs, gleich edel im Anstand wie in den Manieren, dabei freundlich, unterhaltend, von lächelnder Heiterkeit, fein in ihren Antworten, wußte Jeden zu verpflichten und blieb bei allem Reichthum an Geist und Verstand höchst anspruchslos. Ihre Gestalt hatte etwas Räthselhaftes. Sie zog an, ja sie gefiel. Aber prüfte man, so konnte sie nicht schön gefunden werden, jedoch auch eben so wenig häßlich. Wirklich war sie weder schön noch häßlich zu nennen, denn ihr Wesen sprach an. Was war sie also? — Schön war sie, aber nach Regeln und Verhältnissen, die Keinem sich kund gaben, den nicht eine geheime Macht zwang sie zu lieben und jene Liebenswürdigkeiten so lange zu studiren, bis es gelang, sie richtig aufzufassen und zu verstehen.

Diese Schauspielerin war Frankreichs Abgott, und ihr Talent blieb die Stütze aller Stücke der größten Dramatiker, namentlich des Marivaux. Schwerlich wären seine Lustspiele ohne Silvia auf die Nachwelt gekommen, und nie ließ sich eine zweite Schauspielerin finden, die sie hätte ersetzen können. Eine solche wird auch nie wieder gefunden werden. Denn es käme

darauf an, Silviens Gaben für das Theater sämmtlich wieder vereint zu sehen: ihr Spiel, ihre Stimme, ihr Gesicht, ihren Geist, ihre Haltung und ihre Kenntniß des menschlichen Herzens. Alles war in ihr Natur, und die ausbildende und vervollkommnende Kunst machte sich niemals sichtbar.

Um aber in allem einzig zu seyn, verband sie mit jenen Eigenschaften noch eine andere, die allein sie als Schauspielerin hätte ruhmwürdig machen müssen, höchste Reinheit der Sitten. Es war ihr um Freunde zu thun, niemals um Liebhaber, und sie verachtete ein Vorrecht, dessen sie genießen konnte, wenn sie sich vor ihrem eigenen Selbst hätte verächtlich machen wollen. So hieß sie achtungswürdig in einem Alter, wo dieses Beiwort bei andern Frauen ihres Standes lächerlich, sogar beleidigend hätte scheinen können. Dagegen beehrten sie dafür auch Damen vom höchsten Rang mehr mit ihrer Freundschaft, denn mit ihrer Gunst. Aus diesem Grunde wagte das eigensinnige Parterre von Paris niemals sie auszupfeifen, wenn sie demselben in irgend einer

Rolle mißfiel. Eine einstimmige Meinung erhob Silvia über ihren Stand.

Glaubte sie, ihr Betragen sich zu keinem Verdienst anrechnen zu dürfen, weil sie um ihrer selbst willen nur so lebte, wie sie lebte; so verrieth sie auch nicht den mindesten Stolz, noch die geringste Erhebung im Umgang mit den Genossinnen ihrer Kunst. Diese, zufrieden, wenn sie durch ihr Talent glänzten, sorgten nicht weiter, sich auch durch Tugend auszuzeichnen. Silvia liebte sie sämmtlich und ward von allen wiedergeliebt. Oeffentlich ließ sie denselben Gerechtigkeit widerfahren und lobte jede nach Verdienst. Und darin that sie Recht. Denn was hatte sie zu befürchten? Nicht Eine konnte ihr schaden.

Die Natur hat dieser einzigen Frau um zehn Jahr das Leben verkürzt, sie ward im sechzigsten Jahre, also zehn Jahre, nachdem ich sie kennen gelernt, von der Hektik befallen. Den Italienerinnen spielt das Schicksal oft diesen Streich. Ich sah Silvia noch zwei Jahr vor ihrem Tode die Mariane des Marivaux spielen, und sie schien wirk-

lich in dem Alter ihrer Rolle zu seyn. Sie starb in meiner Gegenwart, ihre Tochter in den Armen haltend und dieser fünf Minuten vor dem Hinscheiden den letzten mütterlichen Rath ertheilend. Ehrenvoll ward sie zu S. Sauveur beerdigt, und der Pfarrer widersetzte sich diesem Begräbniß nicht im mindesten. Er sagte vielmehr, ihr Schauspielerstand habe Silvia nie gehindert, Christin zu bleiben. Verzeihe der Leser, daß ich Silvien zehn Jahre vor ihrem Tode die Leichenrede gehalten habe. Ich erspare sie ihm dafür zur Zeit ihres Sterbens.

Die einzige Tochter der seltenen Frau, und der Inbegriff aller ihrer Zärtlichkeit, saß ihr bei Tisch zur Seite. Das neunjährige Mädchen entging meiner Betrachtung, weil sich die Mutter meiner ganz bemeistert hatte. Erst später widmete ich jener Aufmerksamkeit. Sehr erbaut von dem angenehmen Abend, verfügte ich mich nach meiner Wohnung zu Madame Quinson; so hieß meine Wirthin.

Beim Aufstehen kündigte ihre Tochter mir einen Bedienten an, der sich mir zur Aufwar=

tung anbot. Der Mensch war ungewöhnlich klein. Das mißfiel mir, und ich barg es ihm nicht. —

Je kleiner ich bin, mein Prinz, um so sicherer sind Sie, daß ich nicht Ihre Kleider anlege, um irgend ein Abenteuer zu bestehen. —

Der Name, den Sie führen —

Hängt von Ihrem Belieben ab. —

Ich frage nach dem Namen, den Sie wirklich führen. —

Ich führe selbst keinen, jeder Herr, dem ich diene, gibt mir denselben. Ich habe ihrer schon hundert gehabt. Und wie Sie mich nennen, so werde ich heißen. —

Aber Sie müssen doch irgend einen eigenen Namen haben, den Namen Ihrer Familie nämlich! —

Familie? Ich habe nie eine Familie gehabt. In meiner Jugend führte ich einen eigenen Namen. Aber den habe ich, seitdem ich diene und stets anders genannt worden bin, vergessen. —

Ich werde Sie Esprit nennen. —

Dadurch geschieht mir viel Ehre. —

Hier ist ein Louisd'or. Schaffen Sie mir Münze dafür! —

Da ist sie. —

Sie sind reich. —

Alles steht zu Ihren Diensten, was ich besitze. —

Aber wo erhalte ich Auskunft über Sie? —

Im Domestiken-Bureau. Doch auch Madame Quinson und ganz Paris kennt mich. —

Das genügt mir. Sie sollen täglich dreißig Sous haben und keine Bekleidung weiter. Schlafen mögen Sie in Ihrer Wohnung. Aber alle Morgen um sieben Uhr müssen Sie zu meinem Dienst bereit seyn. —

Balletti besuchte mich und lud mich alle Tage zum Mittags- und Abendessen ein. Ich ließ mich hierauf nach dem Palais royal führen, und Esprit am Eingange warten. Neugierig auf diesen vielberühmten Spaziergang, fing ich an alles zu beobachten. Den Garten fand ich schön, die Gänge mit großen Bäumen eingefaßt, Teiche, und eine Umgebung von hohen Häusern. Viel Männer und Frauen wandelten auf und

ab. Bänke standen nach allen Seiten. Hier verkaufte man Flugschriften, Riechwasser, Zahntincturen und allerhand Zeuge. Ich sah Stühle, von Stroh geflochten, die man für einen Sous vermiethete, und sah Zeitungsleser unter dem Schatten der Bäume. Ferner sah ich Mädchen und Männer, die bald allein, bald in Gesellschaft frühstückten, und Aufwärter, die mit dem Kaffee eine kleine durch Hecken verborgene Treppe auf und abgingen.

Kaum hatte ich an einem kleinen leeren Tische Platz genommen, als mich ein Aufwärter fragte, was ich verlange. Ich bestelle Chocolade ohne Milch, und er bringt sie mir in einer silbernen Tasse, aber abscheulich von Geschmack. Ich lasse sie stehen und verlange Kaffee, wenn er gut ist. Vortrefflich ist er, denn ich habe ihn gestern selbst gemacht, antwortet man mir.

Gestern? Dann will ich ihn nicht. —

Aber die Milch ist unvergleichlich. —

Die Milch? Ich trinke niemals Milch. Besorgen Sie mir eine Tasse schwarzen Kaffee. —

Den machen wir erst Nachmittags. Befehlen Sie aber Bavaroise oder Orgeade? —

Gut; Orgeade. —

Dies Getränk fand ich trefflich und beschloß, es zu meinem täglichen Frühstück zu machen. Als ich nach Neuigkeiten frage, wird mir erzählt, die Gemahlin des Dauphin sey von einem Prinzen entbunden. Ein Abbé fragt den Mann, ob er verrückt sey; sie habe eine Prinzeß geboren. Ein Dritter tritt heran und sagt: Ich komme von Versailles, weder von einem Prinzen noch von einer Prinzessin ist die Fürstin entbunden. Dann sagt er mir, ich scheine ihm fremd zu seyn. Ich antworte, daß ich Italiener und gestern angekommen sey. Nun erzählt er mir vom Hofe, von der Stadt, von den Theatern, und überall will er mich einführen. Ich danke ihm und gehe, der Abbé begleitet mich und nennt mir die Namen aller lustwandelnden Mädchen. Irgend jemand begegnet ihm, und er umarmt den Mann, indem er mich ihm als der italienischen Literatur kundig vorstellt. Nun rede ich den Fremden italienisch an, dieser antwortet mit Geist, ich aber muß über seinen Styl lachen und sage ihm die Ursache. Er sprach ganz im Styl des Boccaz,

und meine Bemerkungen hatten ihm gefallen. Ich erkläre ihm daher, daß man nicht so sprechen dürfe, wenn gleich die Sprache jenes alten Schriftstellers musterhaft sey. In weniger denn einer Viertelstunde haben wir Freundschaft gestiftet, weil wir verwandte Neigungen entdecken. Der neue Bekannte war Dichter, ich war es auch. Er wollte die italienische Literatur kennen lernen, ich die französische. Wir gaben uns unsere Adressen und versprachen uns gegenseitige Besuche.

In einem Winkel des Gartens sehe ich mehrere Männer und Frauen ihre Augen nach der Höhe richten. Ich frage meinen neuen Freund, was es dort Merkwürdiges gebe. Er sagt mir, alles sehe nach der Sonnenuhr und halte die Taschenuhr in der Hand, um den Zeiger nach jener zu stellen.

Gibt es denn nicht mehr Sonnenuhren? —

Wohl; aber die im Palais royal ist die berühmteste. —

Nun konnte ich das Lachen nicht unterdrücken. Weshalb lachen Sie? fragte mein Freund. Weil alle Sonnenuhren übereinstimmen müssen,

und ich hier eine Kleinstädterei nach allen Regeln finde, gab ich zur Antwort.

Er dachte einen Augenblick nach und lachte dann gleichfalls, indem er mir Muth machte, die guten Pariser zu bekritteln. Dann gehen wir durch das große Thor des Palais royal hinaus, und ich sehe zu meiner Rechten eine Menge Leute sich um eine Boutique sammeln, deren Zeichen ein Zibetkatze ist.

Was gibt es hier? frage ich. —

Nun werden Sie erst lachen. Alle diese Leute warten, um Tabak zu kaufen. —

Ist er nur in diesem einen Laden feil? —

Ueberall. Aber seit drei Wochen will jedermann Tabak aüs der Zibetkatze und keinen andern in der Dose führen. —

Uebertrifft dieser Tabak die andern Sorten? —

Keinesweges. Sogar schlechter dürfte er seyn. Aber seitdem die Herzogin von Chartres ihn in die Mode gebracht, verlangt man nur ihn. —

Wie hat sie es aber angefangen, um ihn in die Mode zu bringen? —

Sie hat zwei bis dreimal im Vorüberfahren

an diesem Laden anhalten lassen, um ihre Dose hier zu füllen, und hat bei der Gelegenheit der jungen Frau, die damit handelt, laut erklärt, ihr Tabak sey der beste in Paris. Die Tagediebe, die das gehört hatten, erzählten es weiter, und nun wußte die ganze Stadt, daß, um guten Tabak zu haben, man ihn in der Zibetkatze kaufen müsse. Die Besitzerin macht seitdem ihr Glück, denn sie verkauft für mehr denn hundert Thaler täglich. —

Und die Herzogin weiß wohl kaum, daß sie das Glück jener Frau gemacht hat? —

Im Gegentheil. Alles ist eine Erfindung der geistvollen Herzogin. Sie war der jungen, eben verheiratheten Frau gewogen. Bedacht darauf, ihr nützlich zu werden, fand sie, daß sie thun müßte, was sie gethan. Sie glauben nicht, wie gutmüthige Leute die Pariser sind. Sie befinden sich jetzt in dem einzigen Lande der Welt, wo der Verstand sein Glück machen kann, wenn er sich bewährt, weil dann der Verstand ihm wieder entgegen kömmt. Aber er kann auch eben so gut mit falschem Schein imponiren, denn dann kömmt die Narrheit ihm ent-

gegen. Diese Albernheit ist charakteristisch bei der Nation, aber doch eigentlich die Tochter ihres Verstandes und Geistes. Darum sagt man keine Paradoxie, wenn man behauptet, das französische Volk würde ungleich vernünftiger seyn, wenn es minder geistvoll und verständig wäre.

Die Götter, die man hier anbetet, obwohl man ihnen keine Altäre errichtet, sind Neuheit und Mode. Man braucht nur es zu wagen, statt zu gehen, zu laufen, und Alle werden nachlaufen. Es steht auch kein Mensch eher still, als bis er entdeckt hat, daß der Vorläufer toll ist. Aber diese Entdeckungen sind hier ein unerschöpfliches Meer. Wir haben Narren bei uns, die es von ihrer Wiege an waren, und die noch für Weise gehalten werden. Der Tabak in der Zibetkatze charakterisirt nur einen kleinen Theil der großen Masse hieselbst. Einst kam der König, als er zur Jagd ritt, über die Brücke von Neuilly und wollte Ratafia trinken. Er hielt vor einer Bude und fragte nach Ratafia. Zum Glück hat der Mann ein Fläschchen: Der König trinkt ein Glas, lobt der Umgebung den Liqueur als unvergleichlich und fordert noch ein Glas. Das

war genug, das Glück des Budenhalters zu machen. In weniger denn vier und zwanzig Stunden wußte der gesammte Hof und die ganze Stadt, daß der Ratafia von Neuilly der beste Liqueur in Europa sey, denn der König hatte es gesagt. Die vornehmsten Gesellschaften versammelten sich Abends zu Neuilly, um Ratafia zu trinken, und der Budenwirth, der in drei Jahren ein reicher Mann ward, ließ ein Haus bauen mit der Inschrift: ex liquidis solidum. Sonderbarer Weise hatte einer unserer Academisten demselben dies Motto gegeben. Welchem Heiligen hat nun wohl jener Mann sein schnelles Glück zu danken? Der Albernheit, dem Leichtsinn, der Lachlust.

Jener Werth, den man auf die Meinungen des Königs und der Prinzen von Geblüt legt, scheint von einer unüberwindlichen Liebe der Nation zu stammen, welche ihr Regentenhaus sehr hoch verehrt, sagte ich. Und diese Verehrung geht so weit, daß man den König und sein Haus für untrüglich hält. Allerdings, versetzte mein Freund, muß jedes Ereigniß in Frankreich

den Ausländer glauben machen, daß die Nation den König anbete. Aber denkende Köpfe unter uns halten das alles für Schellenklang. Was ist auf eine Liebe zu gründen, der selbst aller Grund mangelt? Der Hof rechnet nicht darauf. Der König kömmt nach Paris, und alle Welt schreit: es lebe der König! weil irgend ein Müßiggänger angefangen hat, diese Worte auszuschreien. Es ist ein Ausruf des Frohsinns, vielleicht der Furcht, den der König selbst, das glauben Sie mir, nicht jedesmal für baares Geld nimmt. Er kann kaum erwarten, nach Versailles zurückzukehren, wo ihm fünf und zwanzig tausend Mann als Schutzwehr gegen jenes nämliche Volk zu Gebote stehen, das, wenn es zur Besinnung käme, leicht sich besinnen möchte, wie es auch wohl rufen könnte: Tod dem König! Ludwig der Vierzehnte kannte dieses Volk. Mit dem Tod mußten es einige Mitglieder des großen Raths bezahlen, daß sie gerathen hatten, in den Bedrängnissen des Staats die Generalstände zu versammeln. Frankreich hat niemals einen sei-

ner Könige geliebt, außer Ludwig den Heiligen, weil er fromm war, Ludwig den Zwölften und Heinrich den Vierten nach seinem Tode. Der jetzt regierende König sagte bei seiner Genesung: ich muß mich über die lauten Freudenbezeugungen wegen meiner Wiederherstellung wundern, denn ich kann den Grund nicht einsehen, aus dem ich so ausnehmend geliebt werde. Man hat mit Recht diese Betrachtung unsers Monarchen vergöttert. Sie enthielt ein richtiges Raisonnement, und ein philosophischer Hofmann hätte dem Herrn sagen sollen, man liebe ihn so überaus, weil er den Namen des Vielgeliebten führe. —

Gibt es auch Philosophen unter den Hofleuten? —

Philosophen nicht. Denn der Hofmann, als Hofmann, kann nicht Philosoph seyn. Aber es gibt verständige Leute, die den Gedanken den Zügel lassen, wenn ihr Interesse es mit sich bringt. Noch vor kurzem pries der König einem Hofmann, den ich Ihnen nicht nennen darf, die Freuden, die ihm zu Theil würden, wenn er eine Nacht mit Madame M. zubrächte. Er

hatte behauptet, daß schwerlich eine zweite Frau in der Welt gleiche Genüsse gewähren könne. Der Hofmann antwortete: Se. Majestät dächten so, weil sie vielleicht niemals ein B...... besucht hätten. Der Hofmann ward auf seine Güter verwiesen. —

Die Könige von Frankreich haben, wie mir scheint, Recht, wenn sie die Berufung der Generalstände zurückweisen, weil sie fürchten, dadurch in die Lage der Päpste, einem Concilium gegenüber, zu gerathen. —

Zum Theil wohl, aber nicht ganz ist dies der Fall. Die Generalstände könnten gefährlich werden, wenn das Volk, als der dritte Stand, den Stimmen des Adels und der Geistlichkeit das Gegengewicht hielte. Aber das ist nicht, und wird nicht der Fall werden. Denn welche Wahrscheinlichkeit, daß die Staatskunst Wüthenden das Schwert in die Hände geben werde? Das Volk freilich wird nach gleichem Einfluß trachten. Aber nie werden ein König oder die Minister ihm denselben bewilligen. Der Minister, welcher es thäte, wäre entweder ein Dummkopf, oder ein Verräther.

Der junge Mensch, von dem ich diese Worte hörte, und der mir mit denselben eine richtige Vorstellung von der französischen Nation, von dem pariser Pöbel, vom Hof und vom Monarchen gab, hieß Patu. Ich finde noch Gelegenheit, seiner zu gedenken. Er begleitete mich unter Gesprächen, wie die angefangenen, bis nach Silvia's Hause und wünschte mir Glück, in dasselbe Eintritt gewonnen zu haben.

Ich fand die liebenswürdige Schauspielerin in der angenehmsten Gesellschaft. Sie stellte mich jedem Anwesenden vor und machte mich mit jedem bekannt, dem sie mich vorstellte. Als ich den Namen Crebillon vernahm, ward ich aufmerksam. Wie, mein Herr, rief ich aus, muß ich in einem einzigen Augenblick eines solchen Glückes theilhaftig werden? Seit acht Jahren entzücken Sie mich. Haben Sie die Gnade, zu hören! —

Nun recitirte ich ihm die schönsten Stellen aus seiner Zenobia und aus seinem Radamist vor, nachdem ich sie in reimlose italienische Verse übersetzt hatte. Silvia war bezaubert durch den Anblick von Crebillons Freude, in seinem acht=

zigsten Jahre sich in einer Sprache vorgetragen zu hören, die er mehr liebte, wie die eigene. Er recitirte dieselbe Scene französisch und machte auf eine höfliche Weise die Stellen merkbar, in denen er glaubte durch mich ausgeschmückt zu seyn. Ich stattete ihm meinen Dank ab, ohne mich dadurch zum Gegenstand des Spottes zu machen. Ich ward befragt, was ich in Paris Schönes gesehen habe. Alles erzählte ich wieder, nur nicht die Unterredung mit Patu. Nachdem ich wenigstens zwei Stunden gesprochen, redete Crebillon, der mehr, wie die Uebrigen, den Weg beachtete, den ich einschlug, das Gute und das Böse seines Vaterlandes kennen zu lernen, mich mit diesen Worten an.

Sie scheinen, nach dem zu urtheilen, was Sie in einem Tage geleistet haben, viel zu versprechen. Sie werden schnelle Fortschritte machen. Ich finde, daß Sie gut erzählen. Sie sprechen französisch so, daß man Sie versteht. Aber alles, was Sie gesagt haben, ist in italienischen Redensarten ausgedrückt. Man hört Sie an, denn Sie interessiren, und durch die Neuheit Ihres Vortrags erregen Sie ein zwiefaches In=

teresse bei Ihren Zuhörern. Sogar muß Ihr Kauderwelsch Ihnen den Beifall derer erwerben, die Sie anhören, denn es ist auffallend und neu. Sie befinden sich jetzt nämlich in dem Lande, wo man allem Auffallenden und Neuen nachläuft. Aber trotz dem müssen Sie morgen und keinen Tag später anfangen, sich alle Mühe zu geben, unsere Sprache gut zu sprechen. Denn die nämlichen Personen, die Ihnen heut ihren Beifall geben, werden nach drei Wochen anfangen, Sie zu verspotten. —

Das glaube ich und das fürchte ich. Auch war mein erster Vorsatz, als ich hierher kam, mich mit allen Kräften dem Studium der französischen Sprache und Literatur zu widmen. Wie fange ich es jedoch an, um einen Lehrer zu finden? Ich bin der unerträglichste Schüler. Ich frage unaufhörlich, ich bin neugierig, ungestüm und nicht zu befriedigen. Auch mangelt mir das Vermögen, um einen Lehrer, wie ich ihn brauche, zu bezahlen. —

Seit zwanzig Jahren suche ich einen Schüler von der Art, wie Sie sich selbst beschreiben, und ich will sogar Sie bezahlen, wenn Sie zu

mir kommen wollen, um Unterricht bei mir zu nehmen. Ich wohne in der Vorstadt, rue de douze portes, und besitze die besten Dichter Italiens. Die sollen Sie mir in das Französische übersetzen, und ich werde Sie niemals unersättlich finden.

Sehr verlegen darüber, wie ich meinen Dank für dies Anerbieten ausdrücken sollte, nahm ich es an. Crebillon war sechs Fuß hoch und hatte zwei Zoll mehr, wie ich. Er aß mit Appetit, erzählte, ohne selbst zu lachen, mit vieler Laune und war durch seine witzigen Reden berühmt. Er lebte fast nur in seinem Hause und ging sehr selten aus. Auch war es Ausnahme, Jemand bei sich zu sehen, weil er fast beständig die Tabakspfeife im Munde hatte und in der Umgebung von achtzehn bis zwanzig Katzen saß, mit denen er sich den größten Theil des Tages hindurch unterhielt. Eine alte Haushälterin, eine Köchin und ein Diener bildeten seinen Hausstand. Die Haushälterin sorgte für alles, hatte sein Geld im Beschluß und ließ es an nichts fehlen. Er aber verlangte niemals Rechnung von ihr. Merkwürdig ist, daß Crebillons

Kopf dem eines Löwen oder einer Katze glich, denn beides ist dasselbe. Er war königlicher Censor und fand Unterhaltung in diesem Geschäft. Die Haushälterin las ihm die eingegangenen Werke vor und hielt da im Lesen ein, wo sie glaubte, daß etwas zu censiren sey. Ich mußte über das Disputiren mit dieser Person bei Verschiedenheit der Meinungen lachen. Einst hörte ich sie einem Manne, der sein Manuscript zurück haben wollte, sagen: kommen Sie in der künftigen Woche, wir haben noch nicht Zeit gehabt, ihr Werk durchzugehen!

Ein ganzes Jahr hindurch besuchte ich Crebillon dreimal wöchentlich, und all mein Französisch habe ich von ihm gelernt. Aber die italienischen Wendungen habe ich niemals ablegen können. Bei Andern erkenne ich sie wieder; nur wenn sie aus meiner Feder fließen, entgehen sie mir, und ich möchte sie eben so wenig jemals kennen lernen, wie ich einsehen werde, worin der Fehler besteht, der dem Titus Livius in seiner Latinität zur Last gelegt wird.

Einst machte ich auf einen beliebigen Gegenstand eine achtzeilige Strophe und gab sie

Crebillon zur Beurtheilung. Nachdem er meine Verse mit Bedacht gelesen, gab er mir die Antwort: Ihr Gedanke ist schön und poetisch, die Sprache vollkommen, auch sind die Verse gut und richtig. Aber trotz dem ist Ihre Strophe schlecht. —

Wie das? —

Ich weiß es nicht. Was ihr fehlt, ist eben ein gewisses Etwas, das sich nicht ausdrücken läßt. Denken Sie sich einen Menschen, den Sie schön, wohlgebildet, liebenswürdig, geistvoll, kurz vollkommen nach der strengsten Beurtheilung finden. Nun lassen Sie eine Frau kommen, die den Mann betrachtet und, nachdem sie ihn genau in Augenschein genommen, Ihnen sagt: der Mann gefällt mir nicht. Sie fragen, welchen Fehler sie bei ihm entdecke, und sie sagt: ich weiß nicht. Nun gehen Sie zu dem Mann zurück, unterwerfen ihn strengerer Prüfung und entdecken einen Castraten. Werden Sie nicht sagen: jetzt weiß ich den Grund, aus welchem jener Mann der Dame nicht gefiel. Durch diesen Vergleich belehrte mich Crebillon, daß meine Strophe nicht gefallen könne.

Bei Tische sprachen wir oft von Ludwig dem Vierzehnten, welchem Crebillon funfzehn Jahr hindurch ununterbrochen den Hof gemacht. Er erzählte uns Anekdoten, welche aller Welt unbekannt waren. Er behauptete, die Gesandten von Siam wären Schelme, die Madame de Maintenon bezahlt habe, und versicherte, daß er sein Trauerspiel Cromwell unvollendet gelassen, weil Ludwig der Vierzehnte ihm einstmals gesagt, er möchte seine Feder nicht einem Schelm zu Liebe mißbrauchen. Auch von seinem Catilina sprach er und erklärte ihn für sein schwächstes Trauerspiel; jedoch habe er es nicht besser haben wollen. Denn, damit es besser geworden wäre, hätte Cäsar auf der Bühne erscheinen müssen, und Cäsar, als junger Mensch auf der Scene, würde nicht weniger Lachen erregen, wie Medea, wenn sie als junges Mädchen und vor ihrer Bekanntschaft mit Jason auftrete. Er lobte sehr Voltaire, aber er bezüchtigte ihn auch des Diebstahls, indem er ihm z. B. die Scene mit dem Senat entwendet hätte. Er ließ ihm jedoch die Gerechtigkeit, mit allen Anlagen für die Ge-

schichte geboren zu seyn; behauptete aber, daß er die Historie veruntreue und sie mit Erzählungen fülle, um Interesse zu erregen. Den Mann mit der eisernen Maske erklärte Crebillon für einen Grafen und behauptete, darüber die Gewißheit aus Ludwig des Vierzehnten eigenem Munde erhalten zu haben.

Man spielte damals auf dem italienischen Theater Cenie, ein Stück der Madame Graffigni. Um einen guten Platz im Amphitheater zu erhalten, ging ich früh ins Schauspiel.

Die Damen, welche mit Diamanten bedeckt, in die Logen des ersten Ranges traten, interessirten mich sämmtlich, und ich beobachtete sie aufmerksam. Ich trug ein schönes Kleid; aber an den offenen Aermeln und den bis zu den Strümpfen gehenden Knöpfen erkannte man mich sogleich für einen Fremden. In Paris war jene Tracht nicht mehr Mode. Während ich mich also umschaue, naht sich mir ein dreimal so starker Mann, wie ich, und fragt mich höflich, ob ich Fremder sey. Ich bejahe, und er erkundigt sich, wie mir Paris gefällt. Ich beantworte seine Frage mit Lobeserhebun=

gen, und sehe in dem nämlichen Augenblick eine Dame, mit Brillanten bedeckt, aber von ungeheurer Corpulenz, in die Loge zu meiner Rechten treten. Wer mag, frage ich meinen dicken Nachbar, die dicke Sau dort seyn? —

Es ist die Frau dieses großen Schweines hier. —

Millionenmal, mein Herr, bitte ich um Verzeihung. —

Aber es war nicht nöthig, den Mann um Verzeihung zu bitten. Denn statt sich beleidigt zu fühlen, gerieth er vielmehr in Gefahr, vom Lachen zu ersticken. Ich war außer mir. Nachdem er sich satt gelacht, steht er auf, verläßt das Theater, und bald darauf sehe ich ihn in der Loge im Gespräch mit seiner Frau. Beide lachen, und ich wollte das Einzige thun, was mir übrig blieb, mich entfernen, als ich ihn rufen höre: Monsieur! Monsieur! Nicht hören wollen, wäre unhöflich gewesen. Ich trete also an die Loge. Mit ernstem und edlem Anstande bittet der Mann um Entschuldigung wegen seines Lachens und ladet mich auf die verbindlichste Weise zum Abendessen bei sich ein.

Ich schlage die Einladung ab und gebe vor, versagt zu seyn. Darauf wiederholt er seine Bitte und wird darin von der Dame unterstützt. Um sie zu überzeugen, daß ich keinen falschen Vorwand nehme, sage ich, daß ich bei Silvia versagt sey. Von dort will ich Sie schon losmachen und, wenn Sie wollen, selbst zu ihr hingehen, versetzte er. Ich gebe nach, er geht und kömmt bald mit Balletti zurück, der mir sagt, seine Mutter freue sich, daß ich so angenehme Bekanntschaften mache, und sie würde mich morgen Mittag erwarten. Darauf sagte er mir leise, der Herr sey Mr. de Beauchamp, General-Receveur der Finanzen.

Nach dem Schauspiel biete ich der Dame meinen Arm und führe sie in den Wagen. Ihr Haus verrieth alle die Verschwendung, die zu Paris in sämmtlichen Häusern der Personen dieses Standes anzutreffen ist; große Gesellschaft, großes Spiel und eine reich bedeckte Tafel. Eine Stunde nach Mitternacht stand man auf von derselben, und mich ließ man nach meiner Wohnung fahren. Das Haus des Herrn de Beauchamp blieb mir während meines ganzen

Aufenthalts in Paris geöffnet und ward mir sehr nützlich. Die Behauptung, daß der Fremde sich während der ersten vierzehn Tage in der Hauptstadt Frankreichs langweile, ist richtig; denn es braucht Zeit, um sich bekannt zu machen und um Eingang in Häusern zu gewinnen. Ich aber war binnen vier und zwanzig Stunden vollkommen besetzt und gewiß, mich zu unterhalten.

Am folgenden Morgen besuchte mich Patu. Er brachte mir die Lobrede, die er in Prosa auf den Marschall von Sachsen geschrieben. Dann gingen wir zusammen aus und frühstückten in den Tuillerien, wo er mich der Madame du Boccage vorstellte. Der Marschall von Sachsen entlockte ihr eine Aeußerung des Witzes. Sonderbar, sagte sie, daß uns für diesen Mann, der uns so oft ein te deum singen lassen, kein de profundis gelingen will. Dann führte Patu mich zu einer berühmten und berüchtigten Actrice bei der Oper der le Fel, von ganz Paris geliebt und weiblichem Mitglied der königlichen Musikacademie. Sie hatte drei allerliebste Kinder, die im Hause

umher hüpften. Als sie sagte: diese Kinder bete ich an, antwortete ich, daß die Schönheit ihres eigenen Gesichts in jedem dieser Kleinen einen andern Charakter annehme. —

Das will ich glauben, versetzte sie; der älteste hat den Herzog von Aneci, dieser den Grafen Egmont, und der jüngste Maison rouge, der die Romainville heirathen wird, zum Vater.

Verzeihen Sie. Ich hielt Sie für die Mutter von allen Dreien. —

Das bin ich auch, erwiedert sie, sieht Patu an und bricht mit ihm in ein Gelächter aus, daß ich roth wurde bis über die Ohren. Ich war noch zu neu, war nicht gewohnt, eine Frau auf solche Weise die Würde des Mannes verletzen zu hören. Und doch gehörte die le Fel keinesweges zu den Frechen. Sie war nur freimüthig und über alle Vorurtheile hinweg. Die Herren, denen die kleinen Bankerte gehörten, ließen sie bei der Mutter und zahlten ein Jahrgeld für ihre Erziehung, wobei denn jene in Ueberfluß lebte. Mich aber ließ meine Unbekanntschaft mit den Sitten von Paris in die tiefste Verachtung

sinken. Die le Fel hätte Jedem ins Gesicht gelacht, der nach meiner Frage an sie noch behauptet hätte, daß ich Verstand besitze.

Am folgenden Morgen sah ich bei Lani, dem Balletmeister der Oper, vier bis fünf junge Mädchen in Gesellschaft der Mütter, um dort Tanzunterricht zu nehmen. Alle, dreizehn bis vierzehn Jahr alt, zeigten ein sittsames Betragen, wie anständige Erziehung es gibt. Ich sagte ihnen einige Schmeicheleien, und sie antworteten mir, indem sie die Augen niederschlugen. Eine von ihnen klagt über Kopfweh, und ich lasse sie eau de carmes riechen. Ihre Freundin frägt, ob sie nicht gut geschlafen habe. Das ist es nicht, antwortet das Kind, aber ich glaube guter Hoffnung zu seyn. Wie ein Schaaf sage ich nach dieser Antwort: ich hätte Madame noch nicht für verheirathet gehalten. Darauf sieht sie mich an, wendet sich zur andern, und beide fangen an aus ganzer Seele zu lachen. Ganz beschämt entfernte ich mich und nahm mir vor, künftig bei Mädchen vom Theater nicht die geringste Schaam mehr vorauszusetzen. Es kitzelt sie, keine Spur mehr davon

zu besitzen, und wer sie ihnen zutraut, den halten sie für einen Dummkopf.

Allen Mädchen in Paris, die einigen Ruf hatten, machte mich Patu bekannt. Er liebte das schöne Geschlecht nicht minder, wie ich, aber sein Körper war nicht so stark, wie der meine. Hätte er länger gelebt, würde er vielleicht Voltaire ersetzt haben. So starb er im dreißigsten Jahre zu St. Jean de Morienne auf der Rückreise von Italien nach Frankreich. Von ihm erfuhr ich ein Geheimniß mehrerer junger Literatoren in Frankreich, durch das sie sich der Vollkommenheit ihrer Prosa versicherten, wenn sie etwas schrieben, das auf vollendete Prosa Anspruch machte, wie Lobreden, Leichenreden und Dedicationsbriefe. Durch eine Ueberraschung mußte Patu mir selbst das Geheimniß enthüllen.

Eines Morgens sah ich auf seinem Schreibtisch fliegende Blätter, mit reimlosen Alexandrinern beschrieben. Ich las etwa ein Dutzend derselben und sagte, daß, trotz ihrer Schönheit, sie mir mehr Mühe denn Vergnügen machten. Auch habe das Nämliche, was diese Verse enthielten,

mir mehr in der Prosa des Elogium auf den Marschall von Sachsen gefallen. —

Meine Prosa würde Dir schwerlich dort so gefallen haben, wenn nicht alles zuvor in reimlosen Versen von mir wäre niedergeschrieben worden. —

Das heißt sich viel verlorene Mühe machen. —

Keine Mühe, denn die reimlosen Verse kosten nichts. Man schreibt sie, als ob man Prosa schriebe. —

Du meinst also, Deine Prosa sey schöner, wenn Du sie aus Deinen eigenen Versen abschreibst? —

Ich glaube es, weil kein Zweifel darein zu setzen ist. Nicht nur wird die Prosa schöner, sondern ich selbst überzeuge mich auch, daß sie rein ist von Halbversen, die oft wider Wissen des Autors der Feder entschlüpfen. —

Ist denn das ein Fehler? —

Ein sehr großer und unverzeihlicher. Eine mit zufällig entstandenen Versen durchspickte Prosa ist übler, wie eine prosaische Poesie. —

Es ist richtig, daß die unwillkürlichen Verse, die sich einer Rede einmischen, keinen

guten Eindruck hervorbringen können und meistens schlecht seyn werden. —

Gewiß! Nimm ein Beispiel an Tacitus, dessen Geschichte anfängt. Urbem Romam a principio reges habuere. Das ist ein schlechter Hexameter, der gewiß nicht absichtlich gemacht, auch schwerlich nachher wieder erkannt ist, sonst wäre ein anderer Ausdruck gewählt worden. Ist die italienische Prosa, in welcher sich oftmals unwillkürliche Verse antreffen lassen, nicht fehlerhaft? —

Sehr fehlerhaft. Aber Du wußt wissen, daß manche dürftige Geister absichtlich Verse einmischen, um ihren Styl wohlklingend zu machen. Einen Klang gibt das freilich, aber es ist Irrthum, ihn für Goldklang zu halten, und Irrthum, zu glauben, daß der Leser diesen Fehlgriff nicht bemerken werde. Aber fast muß ich vermuthen, Du seyst der Einzige, der sich diese Mühe gibt. —

Der Einzige? Du irrst. Alle Schriftsteller verfahren so, denen die Verse nicht schwerer werden, wie mir, sobald sie ihre Arbeiten mit eigener Hand abschreiben. Frage Crebillon, frage Voisenon, frage la Harpe, frage, wen Du willst, und Du wirst hören, was ich Dir sage. Voltaire

ist der erste, der diesen Kunstgriff bei den kleinern Stücken angewendet hat, in denen seine Prosa bezaubert. Die Epistel an Madame du Chatelet gehört z. B. dahin. Sie ist unvergleichlich. Du magst sie lesen, und wenn Du einen einzigen Reim findest, so will ich Unrecht haben. —

Crebillon, den ich befragte, bestätigte alles, behauptete aber, niemals dies Verfahren angewandt zu haben.

Nicht erwarten konnte Patu, mich in die Oper zu führen, um von der Wirkung dieses Schauspiels auf meinen Geist Zeuge zu seyn, denn wirklich muß ein Italiener dasselbe außerordentlich finden. Man gab eine Oper mit dem Titel: die venetianischen Feste, der mich anziehen mußte. Wir nahmen einen Platz im Parterre für vierzig Sous. Man steht, findet aber gute Gesellschaft. Dies Schauspiel macht das Entzücken der Franzosen aus: solus Gallus cantat.

Nach einer in ihrer Art sehr schönen, von einem trefflichen Orchester aufgeführten Symphonie geht der Vorhang in die Höhe, und ich sehe eine Decoration, die mir den kleinen Marcusplatz, von der kleinen Insel St. Georg aus,

vorstellt. Aber ich bin verwundert, den herzoglichen Palast zu meiner Rechten, die Procuratie und den großen Glockenthurm zu meiner Linken zu sehen. Dieser lächerliche, unserer Zeit etwas zu unwürdige Fehler fängt an mein Lachen zu erregen. Auch Patu muß einstimmen, nachdem ich ihm die Sache erklärt hatte. Die Musik war im alten Styl recht schön. Eine Zeit lang unterhielt sie mich der Neuheit wegen, aber die Langeweile folgte nach, und die Melopöie machte mich ihrer Eintönigkeit wegen und durch das willkürliche Ausrufen trostlos. Diese Melopöie der Franzosen soll, nach ihrer Behauptung, die Melopöie der Griechen seyn, und soll unser Recitativ, das sie verabscheuen, ersetzen. Man würde dieses Recitativ aber bei gehörigem Verständniß unserer Sprache keinesweges verabscheuen.

Den Irrthum im Prospect schreibe ich der crassen Unwissenheit des Malers zu, der einen Kupferstich schlecht nachgeahmt hatte. Wenn er Menschen darauf fand, die den Degen rechts trugen, so würde er schwerlich verrathen haben, daß gerade, weil ihm der Degen rechts war, sie ihn auf der linken Seite trugen.

Die Handlung stellte einen Tag im Carnaval dar. Die Venetianer pflegen dann maskirt den großen Marcusplatz auf und ab zu wandeln. Es waren also Stutzer, Unterhändlerinnen und Mädchen vorgestellt, die Abenteuer knüpften und aufgaben. Das Costume war überall falsch, aber die Sachen unterhielten. Lachen mußte ich beim Anblick des Dogen, der mit zehn Rathsherren in bizarrer Toga aus den Coulissen hervortrat und sich anschickte, einen langen Gassenhauer abzutanzen. Aber mit einem Male klatscht das Parterre beim Anblick eines großen und schönen Tänzers, der in schwarzer Peruque mit Locken, die ihm bis zur Hälfte des Körpers hinabfallen, und einem vorn offenen Kleide auftritt, das ihm bis an die Fersen reicht. Patu sagte mir mit andächtiger und gespannter Miene, ich sähe den großen Dupré. Sprechen hatte ich von ihm gehört, ich erhielt mich daher aufmerksam. Eine schöne Figur nähert sich in abgemessenen Schritten dem Rande des Orchesters, hebt langsam die gebogenen Hände, verschlingt sie mit Grazie, streckt sie dann vor, zieht sie zurück, bewegt seine Füße, macht kleine Schritte,

geht über in ein Aneinanderschlagen der Füße, dreht sich auf einem Bein um und verschwindet dann, indem er sich rückwärts hinter die Coulisse zurückzieht. Dieser ganze Tanz von Dupré währte nicht länger denn dreißig Secunden. Das Beifallklatschen im Parterre und in den Logen war allgemein. Ich frage, was das zu bedeuten habe, und Patu sagt mir, man lasse der unnachahmlichen Grazie von Dupré und der himmlischen Harmonie seiner Bewegungen Gerechtigkeit widerfahren. Er sey in seinem sechzigsten Jahre, und noch das was er vor vierzig Jahren gewesen. —

Wie? er hätte niemals anders getanzt? —

Und hätte er schöner tanzen können? Die Entfaltung, welche Du eben gesehen, war vollkommen. Und kann es etwas über das Vollkommene hinaus geben? Er gibt uns stets dasselbe wieder, und wir finden es jedesmal neu. So ist die Macht des Schönen, Guten und Wahren. Es durchdringt die Seele. Jener Tanz ist der wahre Tanz. Es ist ein Gesang. In Italien hat man keine Vorstellung davon.

Am Schluß des zweiten Acts erscheint Dupré abermals, das Gesicht unter einer Maske, und tanzt zwar nach einer andern Melodie, doch ich erblicke den nämlichen Tanz. Er nähert sich dem Orchester und läßt seine Gestalt, wie ich gestehen muß, im schönsten Umriß eine Zeit lang ausruhen. Sogleich höre ich im Parterre hundert Stimmen, die leise sagen: O Himmel, Himmel! Er entfaltet sich, er entfaltet sich. In der That schien er auch ein elastisches Wesen, das in der Entwickelung an Umfang zunahm. Ich räumte Patu ein, daß allen diesen Bewegungen Grazie nicht abzusprechen sey, und sah meinen Freund zufrieden. Gleich auf Dupré erscheint eine Tänzerin, die, wie wüthend, die ganze Bühne mit Entrechats rechts und links durchstürmt, nur selten sich aufrichtet und aus allen Kräften beklatscht wird. —

Das ist die berühmte Camargot, sagt mein Freund. Du bist zu guter Zeit in Paris angekommen, um sie noch zu sehn. Auch sie ist sechzig Jahr alt. Von ihr schreiben sich die ersten Sprünge her, welche früher keine Tänzerin wagen durfte. Und sie trägt keine Beinkleider. —

Um Verzeihung! Ich sah —

Was sahst Du? Ihre Haut, die freilich nicht weiß ist.

Die Camargot gefällt mir nicht. Ich ziehe Dupré vor.

Ein alter Eiferer an meiner Seite sagt mir, in ihrer Jugend habe sie den baskischen Tanz und sogar die Gargouillade getanzt, und niemals habe er ihre Schenkel gesehen, obwohl sie ohne Beinkleider aufgetreten. —

Wenn Sie niemals ihre Schenkel gesehen haben, wie wollen Sie denn wissen, daß sie keine Beinkleider angezogen hatte? —

Dergleichen läßt sich sehr gut wissen. Ich sehe, der Herr sind fremd. —

Ja, das bin ich. —

Ich mußte die Pünctlichkeit bewundern, mit welcher die Verwandlungen dem jedesmaligen Zeichen folgten, das mit der Pfeife gegeben ward, und das Orchester dem Tactschläger. Aber dafür verlor sich auch der Compositeur mit einem Scepter in der Hand rechts und links zu meinem Verdruß in so gewaltige Bewegungen, daß es schien, als wolle er durch Springfedern alle Instrumente in Bewegung

setzen. Außerdem gefiel mir die Stille der Zuschauer. In Italien hat man sich mit Recht über das unverschämte Lärmen während des Gesanges zu beschweren, und lächerlich ist das Schweigen, welches während des Tanzes eintritt. Aber kein Ort auf Erden, wo dem Beobachter, wenn er fremd ist, sich nicht Uebertreibungen darböten. Der Eingeborne merkt sie nur nicht. Das französische Schauspiel hatte mir zugesagt, und jedesmal, wenn ältere Stücke gespielt wurden, besuchte ich dasselbe. Doch dann fand ich oft kaum zweihundert Zuschauer.

Ich sah den Misanthrop, den Geizhals, den Spieler, den Bramarbas, und mir war es, als wäre es das erste Mal. Ich war glücklich genug angekommen, um Sarasin, Grandval, seine Frau, die Dangeville, die Dumesnil, die Gaussin, die Clairon, die Preville und andere Schauspielerinnen zu sehen, die sich von der Bühne zurückgezogen hatten und ihre Pension verzehrten, unter andern die le Vasseur. Ich unterhielt mich gern mit ihnen. Sie erzählten mir ihre allerliebsten Geschichtchen und waren auch im Uebrigen liebenswürdig. Man gab ein

Lustspiel, worin eine hübsche Schauspielerin die stumme Rolle einer Priesterin hatte. Wie sie hübsch ist! sagte ich zu einer der älteren. —

Ja, sie macht Appetit. Sie ist die Tochter des Vertrauten, liebenswürdig in der Gesellschaft und verspricht viel. —

Ich wünschte ihre Bekanntschaft. —

Mein Himmel! was ist leichter? Vater und Mutter sind die bravsten Leute von der Welt. Gewiß schlagen sie Ihnen kein Abendessen ab, wenn Sie es verlangen, und werden Ihnen auch sonst nicht hinderlich seyn. Sie gehen zu Bett und lassen Sie bei Tisch mit der Kleinen plaudern, so lang es Ihnen beliebt. Bedenken Sie, daß Sie in Frankreich sind! Hier kennt man den Werth des Lebens und will Nutzen daraus ziehen. Wir lieben das Vergnügen und sind glücklich, wenn wir es wecken können. —

Madame, das ist eine unvergleichliche Denkungsart. Doch wie fange ich es an, mir bei den wackern Leuten, die ich nicht kenne, ein Abendessen zu erbitten? —

Mein Gott! was machen Sie für Umstände? Wir kennen alle Welt. Sie sehen, wie

ich mit Ihnen umgehe. Thue ich, als ob ich Sie nicht kenne? Nach der Komödie stelle ich Sie vor. —

Haben Sie die Güte, mir das Vergnügen ein ander Mal zu verschaffen, Madame! —

Wann Sie befehlen, mein Herr. —

Neuntes Capitel.

Meines Bruders Ankunft in Paris.

Alle italienischen Schauspieler zu Paris wollten sich mir in ihrer vollen Herrlichkeit zeigen. Sie luden mich zu Tisch ein und gaben mir Feste. Carlin Bertinazzi, der Spieler des Arlequin und damals der Abgott von Paris, brachte mir in Erinnerung, daß wir uns vor dreizehn Jahren in Padua gesehen hätten, als er mit meiner Mutter von Petersburg kam.

Er gab mir eine treffliche Mittagsmahlzeit bei Madame la Caillerie, seiner Wirthin, die mit ihm in zärtlichen Verhältnissen stand. Vier Kinder, die sie hatte, tanzten im Hause umher, und ich machte ihrem Manne ein Compliment

über den artigen Anstand der Kleinen. Er antwortete, es wären die Kinder von Carlin. —

Das mag seyn; aber Sie sind es doch, der sich ihrer annimmt, den die Kleinen als Vater anerkennen, und dessen Namen sie tragen. —

So sollte es seyn. Aber Carlin ist zu wacker, um mir eine solche Last aufzubürden, wenn er merken sollte, daß ich mich ihrer gern entladen möchte. Ich weiß recht gut, daß sie von ihm sind, und meine Frau würde sich am ersten darüber beklagen, wenn dem nicht so wäre. —

So dachte der rechtschaffene Mann, und mit dieser Gelassenheit äußerte er sich. Er liebte Carlin nicht minder, wie seine Frau ihn liebte; nur war seine Zärtlichkeit nicht von der Art, daß sie Kindern hätte das Leben schenken können. Uebrigens findet man ähnliche Verhältnisse bei Leuten gewisser Art in Paris nicht selten. Zwei von Frankreichs Großen, Bouflers und Luxemburg, tauschten ganz friedfertig mit den Frauen und gaben den Kindern, statt des Vaters Namen, den Namen des Mannes ihrer Mutter. Es sind noch keine hundert Jahre seitdem verflossen, und die Nachkommen jener Kinder führen heut noch

dieselben Namen. Alle, welche das Nähere von der Sache wissen, lachen mit Recht. Und so zu lachen, sind alle Wohlunterrichtete stets befugt.

Der reichste unter den italienischen Schauspielern war Pantalon, der Vater von Coraline und Camille, weil er nebenbei auf Pfänder lieh. Er lud mich zu einem Mittagsessen mit seiner Familie ein, und die beiden Mädchen bezauberten mich. Coraline ward vom Prinzen Monaco, dem Sohn des Herzogs von Valentinois, unterhalten. Camille liebte den Grafen Melfort, den Favorit der Herzogin von Chartres, die damals wegen des Todes ihres Schwiegervaters Herzogin von Orleans geworden war.

Coraline war minder lebhaft, aber schöner, wie Camille. Ich, als unbedeutender Mensch, machte ihr den Hof zur unpassenden Zeit. Aber auch dergleichen gehört zum Hausrath, und so fand ich mich oft in den Stunden ein, wo der Prinz sie besuchte. Anfangs machte ich bei seiner Ankunft meine Verbeugung und ging. Doch bald wurde ich aufgefordert, zu bleiben, denn gewöhnlich wissen Prinzen nicht, was sie ihren Maitressen gegenüber anfangen sollen. Wir waren

unser drei beim Abendessen. Man sah mich an, hörte mich an und lachte. Ich aß und schwatzte.

Ich glaubte, dem Prinzen meine Aufwartung in seinem Palais machen zu müssen. Seyn Sie mir willkommen gerade heut! sagte er. Ich habe der Herzogin von Rufec versprechen müssen, Sie zu ihr zu führen. Wir wollen uns gleich aufmachen.

Also noch eine Herzogin! Ich wünschte es nicht besser. Wir fuhren in einem Diable, damals ein Modefuhrwerk, um elf Uhr zur Herzogin, und ich sehe eine sechzigjährige Frau, ganz bedeckt von Schminke, mit kupferigem Gesicht, mager, häßlich, verbleicht, in der unanständigsten Stellung auf einem Sopha sitzen, die bei meinem Eintritt ausruft: Ja, das ist ein hübscher Junge! Prinz, Du bist unvergleichlich. Komm, setz Dich her, lieber Junge!

Verwundert setze ich mich, und ein unerträglicher Moschusgeruch dampft mir entgegen. Ich sehe einen widerwärtigen Busen, den die Megäre ganz entblößt hatte, und Knospen, die, obwohl mit Schminkpflaster bedeckt, doch hand-

greiflich genug sich ankündigten. Wo befinde ich mich? wollte ich ausrufen, doch der Prinz entfernt sich, verspricht, in einer halben Stunde seinen Diable zu schicken und mich bei Coraline zu erwarten.

Kaum sind wir allein, als die Harpye sich auf alle mögliche Art und Weise an mich macht, während ich nur durch die schmählichste Entschuldigung ihr entgehen kann und mit Schimpfreden überhäuft werde.

Erzürnt nämlich stand sie auf. Doch ich eile zur Thür, um hinaus zu kommen, denn ich fürchtete, der Schweizer möchte mich aufhalten. Sogleich nehme ich mir einen Fiacre und fahre zu Coraline, ihr die Geschichte buchstäblich wiederzuerzählen. Sie lacht, gibt mir aber zu, daß der Prinz mir einen argen Streich gespielt. Der Geistesgegenwart jedoch, womit ich mich aus der häßlichen Geschichte gezogen, ließ sie vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Dahin aber brachte ich es nicht, ihr die Falschheit meiner Ausrede bei der Herzogin zu beweisen. Trotz dem hegte ich Hoffnung. Ich wußte, daß sie mich noch nicht für verliebt genug hielt.

Vier Tage später sagte ich ihr beim Abendessen so vieles und bat sie in so klaren Worten, mich zu verabschieden, daß sie am folgenden Morgen mir die Belohnung meiner Gefühle zusagte. Erst übermorgen, sagte sie, kömmt der Prinz Monaco von Versailles zurück. Wir fahren morgen nach dem Kaninchenberg, essen dort allein zusammen und kehren beide befriedigt zurück nach Paris. —

Unvergleichlich angeordnet!

Am andern Morgen um zehn Uhr setzen wir uns in ein Cabriolet. Aber an der Barriere von Vaux Girard begegnet uns eine Equipage mit fremder Livree, und es wird halt! gerufen.

Es war der Chevalier von Würtemberg, der, ohne mich eines Blickes zu würdigen, anfängt, Coralinen Artigkeiten zu sagen, denn, indem er den Kopf zum Wagen hinaussteckt, flüstert er ihr in das Ohr. Sie antwortet auf gleiche Weise, er spricht weiter, Coraline besinnt sich, und endlich sagt sie, indem sie meine Hand faßt, mit lächelnder Miene: ich habe eine wichtige Sache mit diesem Prinzen vor. Fahren Sie

allein nach dem Kaninchenberg, lieber Freund, speisen Sie dort und besuchen mich morgen. Nach diesen Worten steigt sie aus, setzt sich in die Equipage und läßt mich im Stich.

Dem Leser, der sich jemals in ähnlicher Lage befunden, brauche ich nicht die Art des Zornes zu schildern, der mich in diesem verhaßten Augenblick entflammte. Den übrigen aber würde ich ihn schwerlich schildern können. Nicht einen Augenblick wollte ich in dem verdammten Cabriolet bleiben und sagte dem Kutscher, er möchte sich zum Teufel scheeren. So setze ich mich in den ersten Fiacre, dem ich begegne, lasse mich zu Patu fahren und erzähle ihm alles, brennend vor Zorn.

Patu fand mein Abenteuer lächerlich, nicht neu, und in der Ordnung. —

Wie so in der Ordnung? —

Ganz natürlich. Dergleichen begegnet jedem, der den Mädchen nachjagt, und wer Verstand hat, weiß sich den Verdruß darüber zu vertreiben. Ich bin fürwahr eifersüchtig darauf, daß mir der Gaunerstreich nicht begegnet ist. Ich gäbe etwas darum, wenn mir morgen Aehn=

liches widerführe, und wünsche Dir Glück; denn morgen wirst Du Coraline besitzen. —

Das ist etwas anders. Wollen wir im Hotel du Roule speisen? —

Wahrlich, ein guter Vorschlag! Gleich laß uns hingehen! —

Das Hotel du Roule war in Paris berüchtigt. Schon zwei Monat war ich in dieser Stadt, aber noch nicht dort gewesen, und also höchst neugierig. Die Wirthin, die das Gebäude an sich gekauft, hatte es trefflich eingerichtet und hielt zwölf bis vierzehn ausgesuchte Mädchen. Sie hatte einen trefflichen Koch, guten Wein, herrliche Betten und nahm jeden, der sie besuchte, auf das beste auf. Sie hieß Madame Paris und genoß den Schutz der Polizei. Da sie in einiger Entfernung von der Stadt wohnte, blieb sie anständigen Besuchs versichert; denn zur Fußpromenade blieb die Entfernung zu groß. Die Polizei im Hause wurde musterhaft gehandhabt. Jeder Genuß hatte seinen festgesetzten und ziemlich mäßigen Preis. Ein Frühstück mit einer Schönen kostete sechs Franken, Mittagsessen zwölf

Franken, das Abendessen und eine Nacht einen Louisd'or. Man sprach mit Bewunderung von dem gut eingerichteten Hause. Ich konnte nicht erwarten, es kennen zu lernen, und die Partie schien mir dem Kaninchenberg vorzuziehen.

Wir setzten uns also in einen Fiacre. A la porte Chaillot! ruft Patu. J'entens, mon bourgeois! ist die Antwort des Kutschers. In einer halben Stunde sind wir dort. Der Wagen hält vor einem Thorweg mit der Ueberschrift: Hotel du Roule. Die Thür ist verschlossen. Ein Diener mit einem Schnurrbart, der zu einer Hinterthür heraustritt, nimmt uns in Augenschein. Zufrieden mit unserm Aussehn, öffnet er, wir aber senden den Fiacre zurück, steigen aus, treten ein, und hinter uns wird zugeschlossen. Eine gut gekleidete, höfliche Frau, der ein Auge fehlte, und die ich auf funfzig Jahr schätzte, fragt: ob wir bei ihr speisen und die Bekanntschaft ihrer Demoisellen machen wollen. Wir bejahen und werden in einen Saal geführt, wo sich uns vierzehn junge Mädchen, alle in weißen Mousselin gekleidet, zeigen. Sie saßen, ihre Arbeit in der Hand,

in einem Halbkreise und standen bei unserer Ankunft auf, um uns eine tiefe Verbeugung zu machen. Alle waren gut frisirt, ziemlich in gleichem Alter und sämmtlich hübsch; die eine groß, die andere von mittlerer Gestalt, eine dritte klein, diese brünett, jene blond, noch eine lichtbraun. Wir mustern sie und sagen jeder einige Worte. Im Augenblick, wo Patu wählt, bemächtige auch ich mich der meinigen. Die beiden Erwählten werfen sich uns mit einem lauten Schrei der Freude an den Hals und entführen uns aus dem Saal, um uns, bis wir zum Essen gerufen werden, in den Garten zu führen. Madame Paris verläßt uns mit den Worten: Gehen Sie in den Garten, spazieren sie dort, genießen Sie die schöne Luft, die Ungestörtheit, die Ruhe und das Stillschweigen, das in meinem Hause herrscht. Für die Gesundheit der Mädchen, die Sie sich ausgesucht haben, stehe ich.

Nach einem kurzen Spaziergang führt jeder von uns seine Begleiterin in ein Zimmer des Erdgeschosses. Meine Schöne hatte einige Aehnlichkeit mit Coraline, ich säumte also nicht

meine Schuldigkeit zu thun. Bald nachher wurden wir zu Tisch gerufen, und wir aßen gut genug. Aber kaum hatten wir den Kaffee getrunken, als die Alte mit der Uhr erscheint, um die beiden Mädchen zurückzurufen und uns zu beweisen, daß unsere Partie geschlossen sey; indessen könnten wir für noch sechs Franken uns bis zum Abend mit ihnen unterhalten. Patu ist nicht abgeneigt, wünscht aber eine andere zu wählen, und ich stimme bei. Das hängt gänzlich von Ihnen ab, sagt die Wirthin.

Nun gingen wir nach dem Serail zurück, wählten abermals und traten unsern Spaziergang an. Für den zweiten Kampf schien uns, wie natürlich, die Zeit zu kurz, und die Nachricht, daß sie abgelaufen sey, kam uns zu einem ungelegenen Augenblick. Aber wir mußten uns fügen. Ich nahm also Patu bei Seite, und unsere philosophischen Betrachtungen gaben das Resultat, daß es unsern Genüssen Eintrag thue, sich nach der Uhr richten zu müssen. So wollen wir, sagte ich, zum dritten Male nach dem Serail gehen und wählen, aber uns gleich bis morgen früh in Besitz setzen. Patu gefiel mein

Vorschlag, und als wir ihn der Vorsteherin mittheilten, wollte sie uns aus demselben für gescheidte Leute erkennen. Als wir aber der neuen Wahl wegen nach dem Saal zurückkehrten, und die Damen, welche wir gehabt hatten, sich verschmäht sahen, spotteten die andern Mädchen darüber; jene aber, um sich zu rächen, hingen uns mancherlei an und gaben uns Spitznamen.

Der Anblick meiner dritten Genossin setzte mich aber in Erstaunen, denn sie war eine entschiedene Schönheit. Ich freute mich, daß sie mir früher entgangen war, denn nun hatte ich sie auf vierzehn Stunden gewiß. Sie hieß St. Hilaire und ward als Geliebte eines Lords, der sie nach England führte, späterhin unter jenem Namen berühmt. Sie sah mit Stolz und Verachtung auf mich hinunter, und eine Stunde lang mußte ich mit ihr spazieren gehen, ehe sie sich besänftigen ließ. Sie hielt mich für ihrer unwürdig, weil weder zum ersten noch zum zweiten Male ich sie gewählt. Als ich ihr aber den großen beiderseitigen Gewinn, der uns aus meiner ersten Unachtsamkeit erwachsen, vor-

stellte, mußte sie lachen und fing an mich durch ihren Geist zu bezaubern. Sie hatte Geist und Bildung, kurz, alles was den Personen nöthig ist, die in ähnlichen Gewerben Glück machen wollen. Patu sagte mir auf italienisch, ich sey ihm nur um einen Augenblick zuvorgekommen, und er würde sie sich nach fünf oder sechs Tagen aussuchen. Er hatte, wie er mir am folgenden Morgen gestand, die ganze Nacht hindurch geschlafen, ich aber ihm nicht nachgeahmt. St. Hilaire war sehr zufrieden mit mir und rühmte sich dessen gegen ihre Genossinnen. Ich habe die Paris wenigstens zehnmal besucht, ehe ich nach Fontainebleau ging, und niemals hatte ich das Herz, eine Andere zu wählen. Die Hilaire ward stolz darauf, mich gefesselt zu haben.

Eines Tages fragte ich die Paris, weshalb sie die Zahl ihrer Mädchen auf vierzehn beschränkt habe. Sie antwortete, es sey wegen einer Devise geschehen, die sie über die Thür des Eingangs habe bringen wollen, und zu der schon alles fertig sey. Aber es habe noch nicht geschehen können, weil Mr. Bernier die Er=

laubniß dazu verweigert. Sie ließ die Tafel bringen und fand mich in höchster Verwunderung, denn ich las den herrlichen Vers des Virgil:

Sunt mihi bis septem praestanti corpore
nymphae! *)

Ich sagte, wenn sie den Vers aushinge, stelle sie sich der Königin der Götter gleich. Sie antwortete, dasselbe habe ihr auch Voltaire gesagt, von dem sie den Vers erhalten. Er hatte eine Nacht bei der Richemont, derselben Schönen, welche sich Patu gewählt, zugebracht und es eben so gemacht, wie jener.

Das Hotel de Roule kühlte mich gegen Coraline ab. Ein venetianischer Musiker, Guadagni, schön, geschickt in seiner Kunst und geistvoll, wußte einige Wochen später Coraline's Neigung zu gewinnen. Durch seine Jugend, denn er schien noch kaum gereift, hatte er Coraline's Neugier erweckt. Er veranlaßte eine Entzweiung mit dem Prinzen Monaco, der Beide ertappte. Aber Coraline wußte sich nach

*) Ich besitze vierzehn Nymphen von vorzüglicher Schönheit.

vier Wochen wieder so gut mit ihrem Prinzen zu vertragen, daß, ehe neun Monate vergingen, sie ihn mit einem Püppchen anband, einem Mädchen, die Adelaide genannt und vom Prinzen ausgestattet ward. Aber nach dem Tode des Herzogs Valentinois verließ er sie wieder, um eine Genueserin, Mademoiselle Brignole, zu heirathen. Coraline ward nun Geliebte des Grafen de la Marche, jetzigen Prinzen Conti. Coraline lebt nicht mehr, auch der Sohn, den sie von diesem Prinzen hatte, ein Graf Monreal, ist gestorben. Doch zurück zu mir selbst!

Die Gemahlin des Dauphin ward von einer Tochter entbunden, der man den Titel Princesse de France beilegte. Als ich bei Gelegenheit der zu dem Ende angeordneten Feste, während des Augustmonats, im Louvre die Gemälde sah, welche von den Malern der Akademie ausgestellt worden, vermißte ich Schlachtstücke und kam auf den Gedanken, meinen Bruder Franz, der sich in Venedig befand und Talent für diese Gattung besaß, nach Paris kommen zu lassen. Parossi, der einzige Schlachtenmaler, den Frankreich besessen, war todt, und mein

Bruder schien sein Glück machen zu können. Ich schrieb deshalb an Grimani und an meinen Bruder. Letzterer ließ sich auch bereden, kam aber erst zu Anfang des folgenden Jahres nach Paris.

Der König Ludwig der Funfzehnte, als leidenschaftlicher Jagdfreund, pflegte jährlich sechs Wochen im Herbst zu Fontainebleau zu verleben. In der Mitte des November kehrte er nach Versailles zurück. Die Reise kostete fünf Millionen, denn was nur den Gesandten der fremden Monarchen Vergnügen machen konnte, das führte er mit sich. Die italienischen und französischen Schauspieler mußten ihm so gut folgen, wie die Sänger und Sängerinnen der Oper. Fontainebleau war während der sechs Wochen glänzender, wie Versailles. Aber trotz dem blieb das große Paris nicht ohne Schauspiele. Man gab dort Opern sowohl wie französisches und italienisches Schauspiel. Die Menge von Schauspielern machte es möglich, stets den Einen durch einen Andern zu ersetzen.

Mario, der Vater von Balletti, sollte, weil er nun vollkommen wieder hergestellt war,

mit Silvia, seiner Frau, und seiner ganzen Familie ebenfalls nach Fontainebleau. Sie luden mich ein, sie zu begleiten und bei ihnen zu wohnen. Ich nahm es an. Es konnte sich keine günstigere Gelegenheit darbieten, um den Hof Ludwig des Funfzehnten und alle fremden Gesandten kennen zu lernen. Auch stellte ich mich Herrn Morosini, dem damaligen Gesandten der Republik und jetzigen Procurator von St. Marcus, vor. Er erlaubte, daß ich ihn bei der ersten Oper, die Musik war von Lulli, begleiten durfte. Ich saß im Parket, unmittelbar unter der Loge der Madame de Pompadour, die ich noch nicht kannte. Bei der ersten Scene tritt die berühmte le Maur aus der Coulisse und bricht beim zweiten Vers in einen so gewaltigen und unerwarteten Schrei aus, daß ich denke, sie ist toll geworden. Ich unterdrücke auch ein kleines Lachen nicht, denn wie soll ich mir einbilden, daß man das unrecht finden werde? Aber ein Ritter vom heiligen Geist-Orden, der neben der Marquise steht, fragt mich sehr trocken, aus welchem Lande ich sey. Eben so trocken antworte ich, aus Venedig. Auch ich, fährt er

fort, habe, als ich in Venedig war, sehr über das Recitativ in Ihrer Oper lachen müssen. —

Das will ich glauben, mein Herr; und gewiß hat niemand sich herausgenommen, Sie am Lachen zu hindern. —

Diese etwas derbe Antwort zwang Madame de Pompadour zum Lachen, und sie fragte, ob ich in der That von dort unten her sey.

Von wo denn? —

Nun, von Venedig. —

Venedig, Madame, ist nicht dort unten, sondern dort oben. —

Diese Antwort wird noch sonderbarer gefunden, wie die erste, und die ganze Loge fängt an zu rathschlagen, ob Venedig dort unten, oder dort oben liege. Man schien zu finden, daß ich Recht habe, und griff mich nicht weiter an. Ohne zu lachen, hörte ich nun der Oper zu, mußte mich aber, weil ich den Schnupfen hatte, oft schneutzen. Derselbe Herr, den ich nicht kannte, und der der Marechal de Richelieu war, sagt zu mir, die Fenster meines Zimmers schienen nicht gut verschlossen zu seyn, und ich antworte: pardon, Monsieur, elles sont

même calfoutrées. Nun lachte alles, und ich ärgere mich, weil ich merke, daß ich das Wort calfoutrées schlecht ausgesprochen. Ich war ganz gedemüthigt. Nach einer halben Stunde fragt mich Herr von Richelieu, welche der beiden Schauspielerinnen mir als die schönste am meisten gefalle.

Diese, sage ich. —

Sie hat häßliche Beine. —

On ne les voit pas, Monsieur, et après, dans l'examen de la beauté d'une femme, la première chose que j'ecarte sont les jambes.

Dieser zufällige Scherz, dessen Kraft ich nicht einmal recht kannte, weil ich das italienische allargare und porre a parte beim Uebersetzen verwechselte, erwarb mir Achtung und machte die Gesellschaft neugierig auf mich. Der Marechal, der von Morosini erfahren, wer ich sey, sagte mir, es würde ihm sehr angenehm seyn, mich bei sich zu sehen. Mein Scherz ward berühmt, und der Marechal nahm mich sehr gut auf. Unter den fremden Gesandten schloß ich mich dem preußischen Botschafter,

Mylord Marechal d'Ecosse Keith vorzüglich an, und werde seiner noch öfter gedenken.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft zu Fontainebleau besuchte ich ganz allein den Hof. Ich sehe den schönen König und den ganzen Hof zur Messe gehen, begleitet von allen Hofdamen, die mich durch ihre Häßlichkeit eben so sehr in Verwunderung setzten, wie die Hofdamen zu Turin es durch ihre Schönheit gethan hatten. Als ich aber unter so vielen Widerwärtigen eine bewundernswerthe Schönheit fand, mußte ich mich nach ihr erkundigen.

Es ist Madame de Brienne, wurde mir gesagt, noch verständiger, wie tugendhaft und schön. Man kann ihr nicht das Geringste nachsagen, und nicht einmal erfinden konnte auf ihre Rechnung der böse Leumund. —

Man hat vielleicht nichts gewußt. —

O mein Herr, am Hofe weiß man alles. —

Ich strich nun allein umher und wagte mich bis in das Innere der königlichen Gemächer, als ich etwa zwölf Damen ansichtig ward, die nicht gingen, sondern zu laufen schienen, und zwar so schlecht, daß ich fürchtete, sie

würden mit dem Gesicht auf den Erdboden fallen. Ich fragte, von wo sie kämen, und weshalb sie so abscheulich einhergingen. —

Sie kommen, hieß es, von der Königin, die zur Tafel gegangen ist, und sie gehen so schlecht, weil, der hohen Absätze wegen, sie die Kniee krümmen müssen. —

Aber weshalb tragen sie nicht niedrige Absätze? —

Weil sie mit ihren Absätzen größer zu erscheinen sich einbilden. —

Ich trat in eine Gallerie und sah den König sich mit den Armen auf die Schultern des Herrn d'Argenson stützend vorüber gehen. Der Kopf von Ludwig dem Funfzehnten war hinreißend schön und stand unvergleichlich auf dem Halse. Auch der geschickteste Maler wird die Haltung des Kopfes nicht treffen, welche dieser Monarch annahm, wenn er sich nach jemand hinwendete, um ihn anzublicken. Man war in dem Augenblick ihn zu lieben gezwungen. Jene Majestät, die ich beim König von Sardinien umsonst gesucht hatte, zeigte sich mir nun wirklich. Ich konnte nicht zweifeln, daß Ma-

dame de Pompadour sich in dieses Gesicht mußte verliebt haben, und daß sie bemüht gewesen war, sich des Regenten Bekanntschaft zu erwerben. Vielleicht verhielt es sich nicht so, aber dem, der Ludwig den Funfzehnten sah, mußte es so vorkommen.

Ich trat in einen Saal und sah zehn bis zwölf Herren vom Hofe umher gehen. Eine Tafel, die für zehn Personen hätte gedeckt seyn können und nur für Eine gedeckt war, stand in der Mitte.

Für wen ist diese Tafel? frage ich.

Für die Königin, die hier speisen wird. Dort kömmt sie. —

Sie trat ein, ohne Roth aufgelegt zu haben, in einer großen Morgenhaube; ihr Aussehn war alt und verrieth einen frommen Sinn. Sie entläßt zwei Damen, die einen Teller mit frischer Butter auf den Tisch gesetzt haben. Dann setzt sie sich, und die Herren vom Hof bilden zehn Schritt von der Tafel einen Halbkreis vor derselben. Ich setze mich zu ihnen, und wir beobachten ein tiefes Stillschweigen.

Die Königin fängt an zu speisen, aber die

Augen stets auf den Teller gerichtet, wendet sie niemand einen Blick zu. Sie hat von einer Schüssel versucht. Zufrieden damit, kehrt sie zu derselben zurück, sieht sich aber erst nach den Umhersitzenden um, ob sie nicht bei einem derselben wegen ihrer Leckerheit sich zu entschuldigen habe. Sie findet den Mann und wendet sich zu ihm, indem sie ausruft: Mr. de Löwendal!

Nun steht ein schöner Mann, zwei Zoll größer, wie ich, auf, verbeugt sich, tritt der Tafel um drei Schritt näher und antwortet: Madame! —

Nicht wahr, dies Ragout, das ich besser finde, wie die übrigen Gerichte, ist ein Fricassée von jungen Hühnern? —

Ich halte es dafür, Madame.

Nach dieser im ernsthaftesten Tone gegebenen Antwort, fährt die Königin fort zu speisen, und Löwendal, drei Schritte zurück tretend, nimmt seinen ersten Platz ein. Die Königin schließt ihre Mahlzeit, spricht kein Wort weiter und begibt sich in ihr Cabinet zurück.

Schon längst hatte ich gewünscht, jenen berühmten Kriegshelden, der Bergen-op-Zoom einge-

nommen, kennen zu lernen, und freute mich, in dem Augenblick dazu gekommen zu seyn, wie die Königin von Frankreich ihn über ein Fricassée fragt, und er seine Meinung in einem Ton ausspricht, wie man ein Todesurtheil in einem Kriegsrath fällt. Bereichert mit dieser Anekdote gehe ich zu Silvia, eine elegante Mittagstafel, bei welcher die Blüthe einer angenehmen Gesellschaft versammelt war, damit zu bewirthen.

Acht bis zehn Tage später stand ich mit allen übrigen Personen in einer Reihe in der Gallerie, und genoß das mir stets neu bleibende Schauspiel, den König zur Messe gehen zu sehen, außerdem auch noch das besondere, einen Blick auf die Knospen des Busens seiner Töchter zu werfen; denn diesen, so wie die ganz entblößten Schultern zeigten sie, dem Schnitt des Kleides nach, aller Welt. Aber hier setzte mich der Anblick der Cavamachia, Juliette, in Verwunderung, die ich als Madame Guerini zu Cesena gelassen hatte. Auch ihr war meine Erscheinung an diesem Ort unerwartet. Der Marquis de St. Simon, erster

Kammerherr des Prinzen Condé, reichte ihr den Arm.

Madame Guerini zu Fontainebleau? sage ich. —

Und Sie hier? Mir fällt ein Sprüchwort der Königin Elisabeth ein, welche sagte: Pauper ubique jacet. —

Die Vergleichung kann nicht passender seyn. —

Ich scherze, lieber Freund. Ich bin gekommen den König zu sehen, den ich nicht kenne, aber morgen wird der Gesandte mich vorstellen. —

Nun stellt sie sich in die Reihe, etwa sechs Schritt von mir nach der Thür zu, durch welche der König hinausgehen mußte. Er tritt in die Gallerie, und ihm zur Seite geht der Marechal de Richelieu. Ich sehe den Monarchen die angebliche Guerini mustern und höre ihn im Weitergehen zu seinem Freunde buchstäblich diese Worte sagen: wir haben sie hübscher hier.

Nach dem Essen besuche ich den venetianischen Gesandten. Ich finde ihn an großer Tafel beim Desert, Madame Guerini an seiner Seite.

Alle mögliche Artigkeiten verschwendete sie an mich. Das war nichts Geringes bei dieser Abenteurerin, der aller Grund fehlte, mir wohl zu wollen. Sie wußte, daß ich sie von Grund aus kannte und zu behandeln verstand. Aber ich entdecke bald den Grund von allem und beschließe, ihr gefällig zu werden, nöthigen Falls sogar ein Zeugniß abzulegen, wenn sie es brauchen sollte.

Sie fängt an von Guerini zu sprechen, und der Gesandte gratulirt zu der Heirath, indem er bemerkt, noch nichts davon gewußt zu haben. Dennoch, sagt Juliette, bin ich schon seit zwei Jahren seine Gemahlin. Das hat seine Richtigkeit, füge ich hinzu, denn vor zwei Jahren hat der General Spada Madame, unterm Namen Guerini, dem ganzen Adel von Cesena vorgestellt, und ich war so glücklich, zugegen zu seyn. Das bezweifle ich nicht, sagt der Gesandte, denn Guerini selbst schreibt es mir. Als ich mich entfernen wollte, nöthigte mich der Gesandte in ein anstoßendes Zimmer, unter dem Vorwand, mir einen Brief mitzutheilen. Er fragte mich, was in Venedig von der Heirath

geurtheilt würde, und ich sagte: niemand wisse etwas davon. Dem Gerüchte nach, würde der Aelteste aus dem Hause Guerini eine Grimani heirathen. Aber ich wolle morgen die Neuigkeit nach Venedig schreiben.

Welche Neuigkeit? —

Daß Juliette wirklich Frau von Guerini sey, weil Ew. Excellenz sie morgen dem König als solche vorstellen würden. —

Wer hat Ihnen gesagt, daß ich sie vorstellen würde? —

Sie selbst. —

Vielleicht ist sie nicht mehr der Meinung.

Hierauf erzählte ich ihm die Worte wieder, die ich aus dem eigenen Munde des Königs vernommen, und nun ward ihm deutlich, weshalb Juliette nicht mehr darauf drang, vorgestellt zu werden. Mr. de St. Quintin, der im Vertrauen der geheimen Neigungen des Monarchen war, hatte in Person nach der Messe der schönen Venetianerin gesagt, der König von Frankreich habe einen schlechten Geschmack, daß er sie nicht schöner, wie alle übrige Damen am Hofe, gefunden. Juliette verließ am folgenden Mor-

gen Fontainebleau in aller Frühe. Von ihrer Schönheit habe ich im Anfang dieser Memoiren etwas gesagt. Ihre Gesichtszüge waren ungemein einnehmend, aber sie hatten zu der Zeit, wo ich sie zu Fontainebleau sah, ihre Kraft verloren. Auch legte sie weiß auf, und das verzeihen die Franzosen nicht, aus dem sehr wichtigen Grunde, daß es der Natur Eintrag thut. Dennoch werden die Frauen, die ein Gewerbe daraus machen, zu gefallen, niemals aufhören es aufzulegen, denn sie geben die Hoffnung nicht auf, doch noch jemand damit zu hintergehen.

Seitdem Juliette Fontainebleau verlassen, sah ich sie beim Gesandten wieder. Lachend sagte sie mir, nur aus Scherz habe sie sich Madame Guerini genannt, und es würde ihr lieb seyn, wenn ich sie künftig mit ihrem wahren Namen, Gräfin Preati, nennen wollte. Auch bat sie mich, sie im Hotel Luxemburg, wo sie wohnte, zu besuchen. Ich that es einige Mal, um mich an ihren Intriguen zu belustigen. Während ihres viermonatlichen Aufenthalts in Paris zerrüttete sie dem venetianischen Gesandtschafts-Secretair Zanchi, einem liebenswürdigen, edeldenkenden und

gelehrten Mann, den Kopf. Er verliebte sich in sie und wollte sie heirathen. Juliette kam ihm entgegen und schmeichelte ihm anfangs, behandelte ihn aber späterhin so übel und erregte so sehr seine Eifersucht, daß der arme Unglückliche völlig den Verstand verlor und bald darauf starb. Auch den österreichischen Gesandten, Graf Kaunitz, und den Grafen Sinzendorf fesselte sie einige Zeit lang. Der Vermittler dieser vorübergehenden Neigung war ein Abbé Guasco, der arm und häßlich, ihre Gunst dadurch erkaufen mußte, daß er ihr Vertrauter ward. Aber eigentlich hatte sie ihren Plan auf den Marquis de St. Simon gerichtet. Sie wollte ihn heirathen, und es wäre geschehen, wenn Juliette ihm nicht falsche Adressen gegeben, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Die Familie Preati aus Venedig, zu der sie gehören wollte, verläugnete sie, und St. Simon, den die Liebe nicht um den Verstand gebracht, hatte die Kraft, sie aufzugeben. Sie machte nicht sonderliche Geschäfte in Paris, denn sie mußte ihre Diamanten verpfänden. Bei ihrer Rückkehr nach Venedig nahm sie den Sohn desselben Ucelli zum Manne, der

funfzehn Jahr früher sie aus der Niedrigkeit hervorgezogen und in Ruf gebracht. Seit etwa zehn Jahren ist sie todt.

Täglich nahm ich in Paris Stunde beim alten Crebillon. Aber trotz dem erregte ich durch die Italienismen, die mich sagen ließen, was ich nicht sagen wollte, Gelächter, und manches Possirliche erzählte man sich wieder, das von mir herrühren sollte. Aber mein Kauderwelsch warf keinen Schatten auf meinen Geist und Verstand, vielmehr verdankte ich ihm manche angenehme Bekanntschaft. Manche hübsche Frau wollte Italienisch von mir lernen, um sich das Vergnügen zu verschaffen, mich im Französischen zu unterrichten, und ich gewann mehr, wie sie, durch den Tausch.

Madame Preodot, eine meiner Schülerinnen, empfing mich eines Morgens im Bett und sagte, sie wolle nicht Unterricht nehmen, weil sie Abends zuvor eingenommen habe.

Vous avez bien déchargé pendant la nuit? frage ich.

Que demandez vous donc? Quelle curiosité! Vous êtes insoutenable. —

Parbleu, Madame: pourquoi prend on une médecine, si ce n'est pas pour décharger? —

Une médecine purge, Monsieur, et ne fait pas décharger, et que ce soit pour la dernière fois de votre vie, que vous vous servirez de ce mot là. —

Ich erklärte nun, man möchte mich mißverstanden haben, aber das Wort, das ich gebraucht, sey eigentlich das richtige.

Bald darauf fragte sie mich, ob ich frühstücken wolle. Ich schlug es ab, weil es schon geschehen war, und sagte: J'ai bu un caffé, avec deux savoyards dedans. —

Ah mon Dieu! je suis perdue. Quel furieux déjeuner! Expliquez vous. —

J'ai bu un caffé, comme je bois tous les matins. —

Mais cela est bête, mon amis, un caffée c'est la boutique ou on le vend; et ce qu'on boit est une tasse de caffé. —

Ich fragte nun, ob sie die Tasse tränke, und erklärte, daß man in Italien, wenn man sage: ein Kaffee, nicht die Kaffeebude darunter

verstehe. Sie fragte nun nach den beiden Savoyarden, ob ich sie hinuntergeschluckt. Hineingetaucht habe ich sie, gab ich zur Antwort, denn sie waren nicht größer, wie die beiden dort auf Ihrem Nachttisch. —

Und das nennen Sie Savoyarden? Bisquit müssen Sie sagen. —

In Italien heißt dies Backwerk Savoyarden, denn es ist aus Savoyen zu uns hinüber gekommen, und ich bin unschuldig, wenn Sie sich eingebildet, daß ich ein Paar von den Burschen verschluckt, die an den Straßenecken auf die Befehle des Publicum warten, und die man hier Savoyarden nennt, wiewohl sie aus einem ganz andern Lande hergekommen seyn mögen. Künftig werde ich sagen Zwieback, um mich nach Ihren Gebräuchen zu richten. Aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich den Ausdruck Savoyarden viel passender finde. —

Nun kömmt ihr Mann. Sie erzählt alles, und er gibt mir Recht. Auch die Nichte, ein vierzehnjähriges, verständiges und sehr sittsames Mädchen tritt ein. Ich hatte ihr etwa sechs Stunden Unterricht gegeben, und da ihr die

Sprache gefiel, war sie sehr fleißig, fing auch bereits an zu sprechen. Aber sie bewillkommnete mich mit den Worten:

Signore, sono incantata, di vi vedere in buona salute. —

Ich bin Ihnen verbunden, Mademoiselle. Aber je suis charmée wird ausgedrückt mit: ho piacere. Und für de vous voir muß man sagen, di vedervi, nicht di vi vedere. —

Je croyois, Monsieur, qu'il falloit mettre le vi devant. —

Non, Mademoiselle, nous le mettons derrière. —

Jetzt lachen die Aeltern laut auf; das Mädchen wird roth, ich aber verstumme aus Verzweiflung über die Dummheit, die ich gesagt. Aber es war einmal geschehen. Verdrießlich nehme ich ein Buch und hoffe vergeblich, daß sie sich beruhigen sollen. Aber über eine Woche währte das Lachen. Durch ganz Paris lief die Zweideutigkeit und machte mich bekannt. Erst allmälig lernte ich den Geist der Sprache kennen, und ich fand nicht mehr so vielen Beifall. Crebillon, nachdem er tüchtig gelacht,

sagt mir, ich hätte après und nicht derrière sagen sollen. Aber wenn die Franzosen über die Fehler lachten, die ich beging, wenn ich ihre Sprache redete, so hob ich auch die Lächerlichkeiten der ihrigen heraus.

Monsieur, je lui demande, comment se porte Madame votre épouse. —

Vous lui faites bien de l'honneur. —

Il ne s'agit pas d'honneur, je vous demande, comment elle se porte. —

Ein junger Mensch fällt im bois de Boulogne vom Pferde. Ich springe zu, ihn aufzuheben, aber er hat sich schon munter aufgerichtet.

Vous êtes vous fait du mal? —

Tout au contraire, Monsieur. —

La chûte vous a donc fait du bien. —

Ich mache einer Präsidentin meinen ersten Besuch. Ihr funkel nagel neu angeputzter Sohn tritt ein, und sie nennt ihm meinen Namen und mein Vaterland. —

Wie? mein Herr. Sie sind Italiener? Wahrlich, Sie präsentiren sich, daß ich Sie für einen Franzosen gehalten hätte. —

Mein Herr, ich wäre fast in dieselbe Gefahr gerathen: ich hielt Sie für einen Italiener.

Ich wüßte nicht, daß ich danach aussähe. —

Bei Lady Lambert speiste ich. Ein Carniol an meinem Finger, worin der Kopf Ludwig des Funfzehnten musterhaft geschnitten war, wird umhergezeigt, und eine Marquise, welche mir den Ring zurückgibt, sagt: ist es wirklich eine Antike? Der Stein gewiß! gebe ich zur Antwort, und alles lacht. Die junge Marquise aber, die für geistvoll bekannt war, steht nicht an nach der Ursache des Gelächters zu fragen. Nach dem Essen ist die Rede vom Rhinoceros, das für ein und zwanzig Sous auf die Person am Markt St. Germain gezeigt wird. Wir wollen es sehen, wir wollen es sehen, heißt es mit einem Male. Wir setzen uns in einen Wagen, steigen am Markte aus und gehen mehrere Alleen auf und ab, um die zu suchen, wo sich das Rhinoceros befinden soll. Ich, als einziger männlicher Begleiter, bot den Damen meinen Arm, und die geistreiche Marquise ging uns voran. Am Ende der Allee, wo das Thier sich befinden sollte, saß der Eigenthümer dessel-

ben, um den Eintretenden das Geld abzunehmen. Es war ein Mann in africanischer Kleidung, braun und ungeheuer groß; er glich wirklich einem Unthier. Aber für einen Menschen hätte die Marquise ihn doch wenigstens erkennen sollen. Keineswegs. Sind Sie, mein Herr, das Rhinoceros? fragt sie. Gehen Sie nur hinein, Madame, erhält sie zur Antwort. Sie sieht uns lachen und zugleich das wirkliche Rhinoceros. Nun glaubt sie sich bei dem Africaner entschuldigen zu müssen und sagt: sie habe in ihrem Leben noch kein Rhinoceros gesehen; er könne es ihr also nicht übel nehmen, wenn sie sich geirrt habe.

Im Kaminzimmer des italienischen Schauspielhauses versammelten sich während der Zwischenacte viele hohe Herren, um sich im Winter dort zu wärmen und sich die Zeit durch Gespräche mit den Schauspielerinnen zu vertreiben, die dort saßen und warteten, bis ihre Rolle sie auf das Theater rief. Ich saß neben Camilla, Coraline's Schwester, und brachte sie durch einige Schmeicheleien zum Lachen. Ein junger Rath fand es nicht angemessen, daß ich sie unterhielt, und machte sich an mich, indem

er den Anlaß von einem italienischen Stück nahm, dessen Inhalt ich erzählte, und sich über die Italiener lustig machte. Ich antwortete ihm etwas verfänglich und sah Camilla an. Sie lachte, während die ganze Gesellschaft durch den Angriff aufmerksam gemacht worden war. Dieser, als bloßer Witz, konnte unmöglich beleidigen. Aber die Sache schien ernstlich werden zu wollen, denn der kleine Stutzer fing an von der Polizei zu sprechen und sagte, daß es seit einiger Zeit gefährlich sey, Nachts allein zu Fuß in Paris umher zu gehen. Im vorigen Monat habe man auf dem Greve-Platz sieben Gehenkte gesehen, unter denen fünf Italiener gezählt worden. Ist das nicht zum Verwundern? —

Keineswegs, antworte ich. Denn alle ehrliche Leute verlassen ihr Vaterland, wenn sie gehenkt seyn wollen. Davon geben die sechzig Franzosen den Beweis, die im Laufe des letzten Jahres zwischen Neapel, Rom und Venedig aufgehenkt wurden. Zwölf mal fünf machen aber gerade sechzig. Sie sehen also, daß hier nur ein bloßer Tausch Statt gefunden hat. Alle Lacher waren auf meiner Seite, der junge Herr aber ging.

Ein liebenswürdiger Mann trat zu Camillen, um sie leise nach meinem Namen zu fragen, und unsere Bekanntschaft war fertig. Herrn von Marigny, Bruder der Marquise dieses Namens, hatte ich kennen gelernt, und seine Bekanntschaft war mir höchst willkommen. Ich wollte ihm meinen Bruder vorstellen, dessen Ankunft ich täglich erwartete. Er bekleidete die Stelle eines Intendanten der königlichen Gebäude, und die ganze Maleracademie ressortirte von ihm. Ich redete sogleich mit ihm über die Angelegenheit. Er sagte meinem Bruder auch seine Fürsprache zu. Noch ein zweiter junger Herr knüpfte eine Unterredung mit mir an, bat mich, ihn zu besuchen, und sagte: er sey der Herzog von Matalone. Ich erzählte, wie ich ihn vor acht Jahren noch als Kind in Neapel gesehen, und wie D. Lelio Caraffa, sein Onkel, mein Wohlthäter gewesen. Darüber gerieth der junge Herzog in die größte Freude, und nachdem er seine Aufforderung, daß ich ihn besuchen möchte, wiederholt hatte, wurden wir vertraute Freunde.

Im Frühjahr 1751 traf mein Bruder in

Paris ein und wohnte mit mir bei Madame Quinson. Er fing mit Glück an für Privatpersonen zu arbeiten. Aber sein Lieblingsgedanke war, ein Bild zu malen, über welches die Academie urtheilen sollte. Ich stellte ihn Herrn von Marigny vor, dieser empfing ihn gütig, munterte ihn auf und sagte ihm seine Fürsprache zu. Er fing also an mit Ernst auf sein Sujet zu studiren, um nicht die Wirkung zu verfehlen.

Indessen ward Herr Morosini in der Gesandtschaft durch Herrn Mocenigo abgelöst. Bragadin hatte mich ihm empfohlen; so stand mir und meinem Bruder sein Haus offen. Den Letztern glaubte er auch als Venetianer und als jungen Mann, der Glück durch sein Talent in Frankreich machen wollte, beschützen zu müssen.

Mocenigo war von der sanftesten Gemüthsart, liebte das Spiel und verlor jedesmal. Auch den Frauen wollte er wohl. Aber er hatte kein Glück bei ihnen, weil er den rechten Weg verfehlte. Zwei Jahr nach seiner Ankunft verliebte er sich in Madame de Calande. Sie behandelte ihn so grausam, daß er sich selbst entleibte.

Die Gemahlin des Dauphin war endlich von einem jungen Herzog von Burgund entbunden worden. Die Belustigungen, deren Zeuge ich nun ward, erscheinen heut zu Tage unglaublich, wenn man erwägt, was dieselbe Nation jetzt (1792) gegen ihren König unternimmt.

Der Herzog von Matalone machte mich bekannt mit dem Herzog Marc-Antonio und Johann Baptista Borghese, zwei römischen Prinzen, die, ohne Aufwand zu machen, sich in Paris vergnügten. Als sie dem Hofe vorgestellt wurden, galten sie nur für Marquis. Eben so wollte man den fürstlichen Titel den russischen Prinzen nicht bewilligen. Sie wurden vielmehr bei der Vorstellung Knees titulirt. Aber ihnen war es gleichgültig, da jenes Wort Fürst bedeutet. Stets ist der Hof von Frankreich ängstlich gewesen, wenn es auf Rang und Titel ankam. Man braucht, um sich zu überzeugen, nur die Zeitung zu lesen. Man geizt mit dem Titel Monsieur, obwohl er auf allen Gassen gäng und gebe ist, und man nennt alle hohe Personen, denen jener Titel nicht zukömmt, Sieur. Auch daß der König keinem seiner Bischöfe

den bischöflichen Titel gab, fand ich Gelegenheit zu bemerken. Er nannte sie Abbé und gab sich zugleich die Miene, von keinem Seigneur in seinem Königreich zu wissen, dessen Name sich nicht auf der Liste der Staatsämter befand. Indessen war diese Hoheit dem König Ludwig dem Funfzehnten lediglich durch die Erziehung beigebracht worden; als angeborner Charakterzug lag sie keinesweges in seinem Wesen. Ward irgend ein Fremder durch die Gesandten vorgestellt, so konnte der Vorgestellte mit der Ueberzeugung, daß der König ihn bemerkt habe, nach Hause zurückkehren, und damit war die Sache abgemacht. Ludwig der Funfzehnte war der höflichste aller Franzosen, namentlich gegen die Damen, ganz vorzüglich aber gegen seine Geliebten, wenn er vor dem Publicum ihnen gegenüber stand. Jeder konnte seiner Ungnade gewiß seyn, der sie im geringsten vernachläßigte.

Niemand wußte geschickter auf königliche Weise zu verbergen, was Souveraine verbergen müssen. Treulich bewahrte er jedes Geheimniß, und etwas, das aller übrigen Welt unbekannt war,

zu wissen, konnte ihn glücklich machen. Ein kleines Beispiel davon ist der Chevalier d'Eon. Der König allein wußte und hatte stets gewußt, daß dieser Ritter eine Dame sey. Der Streit, welchen jener falsche Ritter mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu bestehen hatte, war eine Komödie, welcher der König bis zum Schluß ihren Lauf ließ, um sich daran zu ergötzen.

Ludwig der Funfzehnte war in allen Beziehungen ausgezeichnet, und er würde frei gewesen seyn von allen Fehlern, wenn nicht Schmeichelei ihm Fehler aufgedrungen hätte. Wie war es diesem Regenten möglich, sich für tadelnswerth zu halten, wenn die ganze Welt behauptete, daß er der beste aller Könige sey?

Die Princeß d'Ardore ward damals von einem Knaben entbunden. Ihr Gemahl, der Gesandte von Neapel, wünschte, daß Ludwig der Funfzehnte einen Taufzeugen abgeben möchte, und der König erfüllte diesen seinen Wunsch. Das Geschenk, welches er seinem Pathen machte, bestand in einem Regiment. Aber die Wöchnerin wollte diese Gnade nicht annehmen, weil, ihrer Erklärung nach, sie den Kriegerstand nicht liebe.

Der Marechal de Richelieu sagte mir, daß er den König niemals anhaltender habe lachen sehen, als bei der verweigerten Annahme dieses Geschenks.

Bei der Duchesse de Fulvie machte ich Bekanntschaft mit Demoiselle Gaussin. Sie hieß Lalotte und war Geliebte des englischen Botschafters Lord Albemarle, eines Mannes von Verstand, edler Gesinnung und freigebigem Wesen. Einstmals ging er Nachts mit Lalotte spazieren und beklagte sich über sie, daß sie entzückt sey von der Schönheit der Sterne am Himmel, und er ihr mit diesen kein Geschenk machen könne. Wäre dieser Lord Gesandter in Frankreich gewesen zur Zeit, als die englische und französische Nation mit einander zerfielen, so würde er die Mißhelligkeiten wieder beigelegt haben, und der unglückliche Krieg, der Frankreich um den Besitz von Canada brachte, wäre schwerlich ausgebrochen. Gewiß hängt das gute Vernehmen zwischen zweien Nationen sehr oft von den Ministern ab, welche sich an denjenigen Höfen befinden, welche auf dem Punct der Gefahr stehen, sich zu entzweien.

Ueber die Geliebte des Lord Albemarle aber war bei Allen, welche sie kannten, nur eine Stimme. Ihr ging keine der Eigenschaften ab, um deren willen sie verdient hätte, die Gemahlin eines so angesehenen Herrn zu werden. Die ersten Häuser in Frankreich fanden, daß der Titel Lady Albemarle ihr entbehrlich war, und daß ohne denselben sie in ihren Gesellschaften Zutritt finden durfte. Keine Frau fand sich durch den Platz an ihrer Seite zurückgesetzt, weil Geliebte des Lord Albemarle der einzige Titel war, den sie führte. Sie hatte kaum ihr dreizehntes Jahr erreicht, als sie aus den Händen ihrer Mutter in die des Lords kam, und ihre Aufführung blieb tadellos. Sie gebar dem Engländer zwei Kinder, die er anerkannte, und starb als Gräfin d'Erruville. Es wird sich noch Gelegenheit darbieten, von ihr zu sprechen.

Zu derselben Zeit machte ich bei dem Gesandten Mocenigo Bekanntschaft mit einer Venetianerin, der Wittwe des Chevalier Winner, eines Engländers. Sie kam mit ihren Kindern von London zurück, woselbst sie sich ihr Wittthum und das Erbtheil ihrer Kinder hatte ver-

sichern wollen. Dieses Erbtheil konnte den Kindern nur dann überwiesen werden, wenn sie sich zur Religion der anglicanischen Kirche bekannten; das war geschehen, und die Wittwe kehrte zufrieden mit ihrer Reise zurück. Die älteste Tochter, ein Mädchen von kaum zwölf Jahren, auf deren schönem Gesicht ihr unvergleichlicher Charakter schon in größter Vollkommenheit ausgeprägt war, begleitete sie. Dieses Mädchen ist gegenwärtig die Wittwe des Grafen Rosenberg, des Gesandten der Kaiserin Maria Theresia bei der Republik Venedig; er war in dieser Stadt gestorben. In allen Gesellschaften glänzte die Gräfin Rosenberg durch ihr musterhaftes Betragen, durch ihren Verstand und durch ihre geselligen Tugenden, denen nichts fehlte, um vollkommen genannt zu werden. Die ganze Welt behauptete, ihr einziger Fehler bestehe darin, nicht reich zu seyn. Dies ist richtig, aber Niemand darf sich darüber beklagen. Vielmehr war es die Entbehrende allein, welche die Folgen der Armuth zu empfinden hatte, insofern sie dadurch gehindert war, ihrer freigebigen Denkungsart Genüge zu leisten.

Die italienischen Schauspieler, mit denen ich häufig verkehrte, erhielten damals die Erlaubniß, auf ihrem Theater Parodieen von Opern und französischen Tragödien aufzuführen. Es war eigentlich ein altes Recht gewesen; und obgleich das Publicum sich nach diesen Darstellungen drängte, — denn die Kritik, welche sich in der Parodie aussprach, ergötzte Jedermann, und die besten Werke der größten Dichter wurden in das Lächerliche gezogen — so hatte man doch gut befunden, die Befugniß, solche Parodieen aufzuführen, zu suspendiren. Die Eifersucht der französischen Schauspieler war mächtig genug gewesen, um jenes Verbot auszuwirken. Aber Richelieu's noch größere Macht wußte dies Verbot wieder rückgängig zu machen.

Zehntes Capitel.

Favart. — Fontenelle. — Demoiselle Vesian. —

Der Dichter Favart heirathete damals die berühmte Chantilli. Diese letzte Geliebte des Marechal von Sachsen sang in der italienisch-komischen Oper das Couplet so hinreißend, daß das italienische Theater sich um den Dichter und die Sängerin bewarb. In der Parodie der Oper von Fontenelle, Thetis und Peleus, zeigte sich die Chantilli als Tonton zum ersten Mal. Die reizende kleine Frau erwarb sich einen ungemessenen Beifall und das Herz des Abbé Voisenon, der sich in sie verliebte. Dieser liebenswürdige Mann ward drei Jahr später zum Mitglied der Academie erwählt und erhielt den Bei-

namen l'évêque de Mont-rouge. Seine witzigen Antworten und seine geistvolle Poesie gaben ihm einen ausgezeichneten Ruhm. Einstmals fragte ich den Abbé, weshalb man jene despotische Handlung des Königs, durch welche das Parlament zum Enregistriren gewisser Edicte gezwungen wird, lit de justice nenne. —

Weil die Justiz dann schlafe, brauche sie ein Bett, gab er zur Antwort.

Favart, den ich bei Silvia kennen gelernt hatte, stellte mich dem Herrn von Fontenelle am Eingang zur Academie vor. Dieser große Dichter, tiefsinnige Physiker und witzige Geist war damals vier und neunzig Jahr alt und pflegte jedes Wort, das er sagte, mit Scherz zu salzen. Ich redete ihn mit den Worten an, daß ich einzig in der Absicht Italien verlassen habe, mein Verlangen nach seiner Bekanntschaft zu befriedigen. —

So werden Sie sich wenigstens nicht über mich beklagen können, denn Sie glauben nicht, wie lange ich Sie schon erwartet habe. —

Beim zweiten Besuch schenkte er mir seine Werke und wollte mein Urtheil über das fran-

zösische Theater hören. Ich antwortete ihm, Thetis et Pelée habe mir ungemein, und Athalie habe den Franzosen gefallen. Er entgegnete mir: Thetis et Pelée war eine tête pelée, und Athalie ein Meisterstück. Voltaire sey im Irrthum, wenn er glaube, von ihm rühre das schlechte Epigramm her, welches gegen jene unvergleichliche Tragödie in Umlauf gekommen war. Dieses Epigramm, dessen Verfasser niemals bekannt geworden, schloß mit dem lächerlichen Reim:

Pour avoir fait pis qu' Esther
Comment Diable as tu pu faire?

Sechs Jahr später machte ich mir das Vergnügen, Fontenelle wieder zu besuchen. Er war damals hundert Jahr weniger einen Monat alt und starb zehn Jahr später. Mit der berühmten Madame de Tancin stand er in zärtlichem Verhältnisse, und der berühmte Philosoph d'Alembert soll eine Frucht dieser Liebe gewesen seyn. Doch Voltaire wollte späterhin mir eine andere Geschichte über die Geburt des Letztern erzählen. Der Pflegvater von d'Alembert soll Lerond geheißen haben, und ich machte die Bekanntschaft des gelehrten Mannes bei Crebillon. Wenige

Menschen verstanden so die Kunst, unter Leuten, welchen die Literatur ferner lag, das Ansehn des Gelehrten abzulegen, und wenige waren geschickter, allen denen, mit welchen sie philosophirten, Geist zu leihen, wenn er ihnen fehlte. Als ich im Jahr 1783 Paris wieder sah, starb d'Alembert vierzehn Tage nach meiner Ankunft. Auch meine Absicht war es damals gewesen, in Paris zu sterben, doch die Verhältnisse meines Bruders, der jetzt in Wien lebt, änderten diesen Vorsatz. Das war ein Glück für mich, denn nach meiner Art zu seyn, hätte ich der Guillotine nicht entgehen können.

Graf Loos, der Gesandte des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, trug mir damals auf, eine Oper von Cahusac, Zoroaster, in das Italienische zu übertragen. Der König wollte sie in Dresden aufführen lassen, weil sie Ballets und Verwandlungen begünstigte. Der trefflichen Musik zu den Chören sollte ich nur andere Worte unterlegen. Das war eine schwierige und der italienischen Poesie nicht ganz würdige Aufgabe, aber ich wurde für meine Mühe in Dresden belohnt. Wollte man mich

fragen, welches der Unterschied sey, wenn die Musiken zu den Worten, oder wenn zu einer schon fertigen Musik die Worte gesetzt werden, so würde ich antworten: wer die Musik zu den Worten macht, gleiche einem Schneider, der irgend einem Menschen ein Kleid verfertigt, wogegen der, welcher zu einer schon fertigen Musik die Worte macht, einem Schneider gleicht, der zu einem schon gefertigten Kleide einen Menschen machen will, dem das Kleid gut sitzen soll.

Aber endlich wieder ein kleines Abenteuer mit angenehmen Folgen.

Mein Bedienter entdeckt mir früh Morgens um neun, es habe in das meiner Wohnung anstoßende, nach hinten hinaus gehende Zimmer die Hauswirthin zwei allerliebste junge Italiener, Bruder und Schwester, logirt, deren gesammte Habseligkeiten ein Reisebeutel habe aufnehmen können. Italiener, hübsch, arm, eben angekommen, und meine Nachbarn! Das waren fünf triftige Beweggründe zu einem Besuche. Abenteuerlich schien freilich die Sache, doch gerade das gefiel mir. Ich klopfe also an die Thür, und ein junger Bursch im Hemde, der sie

öffnet, bittet um Entschuldigung. Um Entschuldigung muß ich bitten, aber ich komme, als Nachbar und als Italiener meine Dienste anzubieten.

Auf dem Fußboden sehe ich eine Matratze von Zwillich, das muthmaßliche Nachtlager des jungen Menschen, während vor dem Bett, in welchem die Schwester geschlafen haben mußte, die Vorhänge zugezogen waren. Ohne sie zu sehen, sage ich ihr, wenn ich um neun Uhr sie noch hätte schlafend vermuthen können, würde ich nicht angeklopft haben. Sie, ohne sich zu zeigen, antwortet, daß sie länger, wie gewöhnlich, geschlafen habe, weil sie müde von der Reise sey, aber sogleich aufstehen wolle, wenn ich ihr die Zeit dazu geben wolle. —

Ich gehe jetzt in mein Zimmer, Mademoiselle, und bitte Sie, Ihren Nachbar es wissen zu lassen, wenn Sie sichtbar seyn werden. —

Eine Viertelstunde darauf, statt mich rufen zu lassen, kömmt sie selbst, verbeugt sich und sagt, sie halte es für ihre Schuldigkeit, mir einen Besuch zu machen. Ich bitte sie, sich zu setzen,

und versichre sie meiner Theilnahme an ihrer Person. Froh darüber, nimmt sie keinen Anstand, mir auf meine bescheidene Frage ihre kurze Geschichte zu erzählen.

Mein Vater ist der Capitaine Vesian aus Parma. Nach vierzigjährigem Dienst in der französischen Armee zog er sich in seine Geburtsstadt mit einer kleinen Pension zurück, von der er mit uns leben konnte. Seit sechs Monaten ist er todt, und eben so viel Jahre sind wir ohne Mutter. Wir geriethen in das äußerste Elend und mußten den Rath, der uns ertheilt wurde, befolgen, alles zu verkaufen, um hierher zu gehen, uns dem Kriegsminister vorzustellen und mir eine kleine Pension, für meinen Bruder aber Anstellung im Kriegsdienst nachzusuchen. Als wir gestern aus der Diligence stiegen, ließen wir uns durch einen Fiacre nach dem Gasthof der Italiener fahren, und die recht höfliche Wirthin gab uns das Zimmer, welches Sie gesehen haben, sagte aber, daß es monatlich achtzehn Franken koste, die vorausgezahlt werden müßten. Ich versprach heut die Zahlung zu leisten, doch ich vermag es nicht; denn all mein Vermögen

besteht in sechs Franken, und zu verkaufen habe ich nichts. Ich muß also zur Stelle ein anderes Zimmer miethen, es sey so hoch, wie es wolle, wenn ich nur die Miethe erschwingen kann. —

Sie bringen gewiß ein Empfehlungsschreiben an irgend jemand mit, der Sie unterstützen kann; denn Sie müssen doch auch essen? —

Ich werde morgen zu Herrn d'Argenson gehen, der hoffentlich, wenn er unsere Zeugnisse gesehen, uns nicht wird verhungern lassen. —

Bei diesen Worten zog sie eine Brieftasche hervor, in der ich Abschiede, Scheine, Pässe und Briefe sehe, welche mir allen Zweifel über ihre Worte nahmen. Auch ein in Form eines Umlaufschreibens abgefaßtes Zeugniß ihres Pfarrers, welches die Tadellosigkeit ihrer Sitten bescheinigte, zog sie hervor. Hier war von dem, wie er selbst bemerkt hatte, siebenzigjährigen Pfarrer noch angeführt, daß er der Demoiselle Vesian ein Almosen von vier Ducaten gereicht, weil mehr zu spenden, ihm nicht möglich gewesen.

Nicht nur dieser Brief, der eine gute Meinung von ihrer Aufführung geben mußte, sondern auch das Erröthen, mit dem sie meine

Fragen beantwortete, machten mich verstummen. Ich wollte ihr nützlich seyn, doch aber auch nicht hinters Licht geführt werden, und sagte, sie würde bei ihrer Liebenswürdigkeit nur die Geldbeutel aller derjenigen anzusprechen brauchen, die ihren Reizen nicht widerstehen könnten. Aber tief beschämt und ihre schönen Augen niederschlagend, erwiderte das reizende Geschöpf, nur wenn sie kein Mitleiden bei dem Minister finden, und wenn die letzte Zuflucht schwinden sollte, in den niedrigsten Dienstleistungen einen Unterhalt zu finden, würde sie sich zu solchem Opfer entschließen können. Aber, fügte sie hinzu, wenn ich, um nicht Hungers zu sterben, den bisher gehegten Empfindungen von Ehre sollte entsagen müssen, so wird es auch zugleich mein Schicksal werden, von Schmerz niedergebeugt, zu sterben.

Sie sprach dies in sehr gutem Französisch und war, nach Ausweis des Taufscheins, erst sechzehn Jahr alt. Eine reizende, schön gewachsene Brunette, zog sie eben so sehr durch ihre Gestalt, wie durch die edle Freimüthigkeit an, mit welcher sie das Gemälde ihres Elendes ent-

warf. Auch ich wollte mir die Neigung eines Geliebten, zugleich aber die Achtung eines unbestochenen Wohlthäters erwerben. Die letztere konnte vielleicht der erstern förderlich werden und mir angenehme Stunden erwerben. Eigentlich verführte mich jener Mangel an Furchtsamkeit in ihren Eröffnungen, welcher nur da an den Tag kömmt, wo der Hörende das Zutrauen einflößt, daß er vom bedrängten Zustand, den man ihm bekennt, keinen Mißbrauch machen werde. Hätte sie von ihrer Unerschrockenheit gesprochen, hätte sie ihre Jugend zur Schau getragen, so würde ich Ueberlistung besorgt haben. Aber ihr edles und freies Wesen zeigte mir etwas in ihr, das jedem Lüstling den Muth nehmen mußte.

Mademoiselle, sagte ich, alles, was ich vermag, Ihnen nützlich zu werden, fühle ich mich genöthigt zu thun. Obgleich durch Zufall in Venedig geboren, bin ich doch eigentlich Parmesaner. Geben Sie mir Ihre Papiere und verlassen Sie dies Haus nicht. Für Ihren Unterhalt werde ich sorgen; und da Sie mir die Versicherung geben, sich keinen Vorwurf machen

zu können, so soll Ihre Tugend durch mich nicht Gefahr laufen. Hier sind vorläufig zwei Louis-d'or, die ich Ihnen borge. Bezahlen Sie damit die Miethe für Ihr Zimmer und für ein Cabinet im vierten Stock, welches Ihr Bruder mit besserm Anstand bewohnen wird. Sie sind in eine Stadt gekommen, in welcher ein kurzer Zeitraum Ihr Schicksal entscheiden muß, wo jedoch die schönen Eigenschaften, welche die Natur Ihnen, vielleicht um Ihr Glück zu machen, mitgegeben hat, auch Ihnen unausbleiblichen Untergang bringen können. Sie sind in einer Stadt jetzt, wo die Reichen alle leichtfertigen Mädchen verachten, bis auf die sehr wenigen, die ihnen noch nicht ihre Tugend geopfert haben. Sind Sie noch im Besitz derselben, und wollen Sie sich diesen Besitz erhalten, so machen Sie sich gefaßt darauf, dem Mangel die Stirn zu bieten; denn Sie werden ihm nicht entgehen. Wenn Sie daher sich fähig fühlen, dem Vorurtheil zu trotzen, so geben Sie sich nicht dem Eigensinn hin, noch lassen Sie sich überlisten. Ich bin gewiß, Ihnen nicht gefährlich zu werden. Mein Vermögen verbietet mir, Ihnen

ein Auskommen zu sichern; doch jedwedes verspreche ich Ihnen, was aufrichtige und zärtliche Freundschaft, vor allem aber guter Rath gewähren können. Ich würde Ihnen das alles nicht sagen, wenn ich Sie nicht reizend fände. Von Ihrer Armuth soll niemand durch mich Kenntniß erhalten. —

Nun trat ihr Bruder ein, ein hübscher achtzehnjähriger Junge, gut gewachsen, aber ohne alle Spur von jenem Geist, der sich leicht in der Welt zurecht findet. Das schöne und sittsame Gesicht enthielt auch weiter gar nichts. Er sagte mir, daß er gut schreibe und zu allem bereit sey, um sich einen anständigen Unterhalt zu erwerben. Ich warnte ihn vor Kaffeehäusern und öffentlichen Spaziergängen. Dann gab ich seiner Schwester einige Bücher, damit sie sich unterhielte, und ging mit ihren Papieren aus, indem ich ihr sagte, daß ich sie erst am nächsten Morgen wiedersehen würde, weil ich spät nach Hause kommen möchte. Sie ging nach ihrem Zimmer, indem sie mich versicherte, sie setze unbedingtes Vertrauen in mich.

Im vollsten Wohlwollen gegen das Mädchen

redete ich mit Silvia von ihr, und diese wollte mit Madame de Monconseil, einer Dame, sprechen, welche der Kriegsminister schätzte. Doch fügte sie lächelnd hinzu, wenn das Mädchen schön sey, habe sie sich darauf gefaßt zu machen, daß sie auf eine andere Art ihr Glück finden werde.

Um Mitternacht kehrte ich nach Hause zurück, und, verwundert, Licht im Zimmer meiner neuen Bekanntschaft zu sehen, trete ich an die halb offene Thür. Sie sitzt da, mit einem Buche in der Hand, und ist, wie sie sagt, zu sehr angezogen worden, als daß sie hätte zu Bett gehen können. Ich erzähle, was ich gethan, um ihr den Weg zum Minister zu bahnen; sie bittet mich, Platz zu nehmen, und wir sprechen von allerhand Gegenständen. Auch die Liebe kömmt auf das Tapet. Ich frage, was sie davon halte, und sie versichert, noch niemals geliebt, folglich auch noch keinen Fehltritt begangen zu haben. Ich sage ihr, sie müsse sich auch niemals dazu entschließen, wenn sie nicht gewiß wäre, sich ein glänzendes Glück dadurch zu bereiten; denn darin müßte sie mir

beipflichten, daß, bis zur einstigen Verheirathung sich ihren Kranz aufzubewahren, eine zu weit getriebene Forderung sey.

Wenn ich jetzt bedenke, daß ich bis drei Uhr Morgens, von Liebe brennend, bei dem Mädchen blieb, ohne mir das Glück zu verschaffen, nach dem ich verlangte, so erkenne ich mich kaum wieder. Wir saßen neben einander, unsere Unterhaltung war belebt und froh, meine Erzählungen und unsere Gespräche enthielten alles, was den Wunsch nur wecken kann, sich den Regungen der Natur zu überlassen, aber trotz dem hielt mich eine geheime Macht wie mit panischer Furcht in Schranken. Ich fürchtete einen leichten Sieg, der mich abgekühlt und zu einer Sorge für das Mädchen verpflichtet hätte, eben so sehr, wie eine Weigerung, die nach den schönen Gesinnungen, welche ich ausgekramt, mich verächtlich gemacht hätte. Ja ich fürchtete, in der Liebe und im wohlwollenden Sorgen für meine Nachbarin zu erkalten, sowohl wenn sie sich mir ergab, als wenn sie mir widerstand. Ich ging also ohne Kuß und Umarmung mit einem bloßen „Gute Nacht“

und der Verabredung weg, morgen zusammen zu Mittag zu essen.

Aber es war Mittag, als ich aufstand, und erst um zwei Uhr speiste ich mit dem hübschen Kinde und ihrem Bruder, der sich bald entfernte, um spazieren zu gehen.

Die Fenster unsers Zimmers zeigten uns nicht nur die ganze rue française, sondern ließen uns auch links in die berüchtigte rue Mauconseil mit allem Fuhrwerk vor dem italienischen Theater sehen, nach welchem gerade ein großer Andrang war. Ich frage meine schöne Landsmännin, ob sie wohl gern ins Schauspiel ginge, und sie erröthet vor Freude bei dieser Frage. Entzückt, ihr dies Vergnügen zum ersten Mal in ihrem Leben verschaffen zu können, führe ich sie nach dem Schauspielhause, schaffe ihr einen Platz im Amphitheater und lasse sie dort, indem ich ihr sage, wir würden uns um elf Uhr zu Hause treffen. Sie hatte nur vierzig Schritt bis dorthin, und ich wollte zur Vermeidung aller Fragen nicht an ihrer Seite bleiben; denn je einfacher sie gekleidet war, um so mehr erregte sie die Neugier.

Nach dem Abendessen bei Silvia gehe ich nach Hause, und vor der Thür hält ein sehr eleganter Steignoir, ein damaliges Modefuhrwerk. Ich frage, wem der Wagen gehört, und es heißt, einem jungen Herrn, der bei Demoiselle Vesian soupirt. Etwas betreten gehe ich hinauf, zürne über mich und lasse es denn gehen. Nun ist sie auf dem großen Pflaster, und desto besser für mich! denke ich, indem ich mich niederlege, ohne einmal nach den Fenstern ihres Zimmers zu sehen, die nach dem Corridor hinaus gingen.

Am andern Morgen, während ich bei der Toilette bin, erregt eine Kutsche, die vor dem Hause still hält, meine Aufmerksamkeit. Ein junger Mann, im Morgenüberwurf, verläßt einen Fiacre, geht in das Haus und tritt, wie ich höre, bei Mademoiselle ein. Ich blieb ruhig, denn mein Entschluß war genommen. Aber kaum bin ich angekleidet und im Begriff, auszugehen, als der junge Vesian eintritt, mir zu sagen, er dürfe nicht zu seiner Schwester, weil derselbe Herr, der sie gestern bewirthet, bei ihr sey. Das ist in der Ordnung, versetze ich, und

Vesian erwidert: Er ist reich und sehr liebenswürdig! Er will uns selbst nach Versailles führen und mir eine Stelle in einem Bureau verschaffen. Wer ist er? frage ich, aber Vesian weiß es nicht.

Sogleich siegle ich die Papiere des Mädchens ein und gebe sie dem jungen Menschen, damit er sie seiner Schwester überbringe. Unmuthig gehe ich aus und speise bei der Silvia, die, über das Abenteuer lächelnd, mir eine Lobrede hält. Neugierig gehe ich um drei Uhr nach meiner Wohnung, und Madame Quinson übergibt mir einen versiegelten Brief, den die Italienerin für mich zurückgelassen. Auf meinem Zimmer ihn öffnend, finde ich zwei Louis-d'or und diese Worte:

„Ich gebe Ihnen das Geld zurück, das Sie mir geborgt, und sage Ihnen meinen Dank. Der Graf Narbonne interessirt sich für mich und will mein, wie meines Bruders Wohlthäter werden. Ich schreibe Ihnen das Nähere in seinem Hause, das ich nach des Grafen Willen beziehen, und wo nichts mir fehlen soll. Ihre Freundschaft ist mir im höch-

sten Grade theuer, und ich bitte, daß Sie mir solche erhalten. Mein Bruder bleibt in seiner Kammer, im vierten Stock, und mir bleibt mein Zimmer für den ganzen Monat, denn ich habe die Miethe bezahlt."

Die Zurückgabe des Geldes, die Trennung vom Bruder, beides sagte alles, die Sache war schnell gegangen. Entschlossen, sie zu vergessen, bereue ich, Gefühlen gefolgt zu seyn, die mich sogar in ihren Augen lächerlich gemacht haben mußten. Ich schämte mich meiner, ja ich verachtete mich, wie den ärgsten aller Tröpfe, der sich zum Gelegenheitsmacher des Grafen Narbonne gemacht und hinters Licht hatte führen lassen. So gehe ich in das französische Theater, um Erkundigungen über diesen Mann einzuziehen, denn ich konnte mir ja Glück wünschen, wenn das Glück der armen Waise gemacht worden war.

Beim ersten Eintritt in das Schauspiel erfahre ich, daß dieser Narbonne der Sohn eines reichen Vaters, aber als verschuldet und als Mädchenjäger bekannt war.

Neugierig, das Aeußere des Menschen zu sehen, dem die Verführung der Vesian nur wenige Stunden gekostet, durchstreife ich alle Schauspielhäuser, um ihn mir zeigen zu lassen. Acht Tage waren hingegangen, und ich fing an die Sache zu vergessen, als früh Morgens um acht Uhr der Bruder des Mädchens in mein Zimmer tritt, mir zu sagen, seine Schwester sey in seiner Stube und wünsche mich zu sprechen. Ich erwidre, es hänge nur von ihr ab, ob Sie zu mir kommen wolle.

Einen Augenblick darauf tritt sie mit bekümmertem Gesicht ein und hat sich kaum niedergesetzt, als sie anhebt:

Herr von Narbonne, den ich für einen ehrlichen Mann hielt, denn daß er es sey, war mir ja nöthig, setzte sich im Theater zu mir, erklärte, daß mein Aussehn ihn interessire, und fragte, wer ich sey. Ich sagte ihm die Wahrheit gerade so wie Ihnen, und das war mein erster Fehler. Sie hatten mir versprochen, meiner gedenken zu wollen. Narbonne sagte, er habe nicht nöthig, meiner zu gedenken.

Auf der Stelle erbot er sich zu allem, indem er von seinem Reichthum sprach, und hinterging mich, indem er mich durch seine Zusicherungen verblendete. Er ist ein Schelm.

Da sie, weil Thränen ihre Worte erstickten, mit Reden einhielt, so trat ich zum Fenster, damit sie ungestört ihrem Weinen den Lauf lassen könne, und setzte mich nach einigen Minuten wieder ihr zur Seite, mit Empfindungen, die gleich sehr von Verachtung wie von Liebe entfernt waren. Sogar, weil ich mich als den Grund ihres Unglücks und des sie niederbeugenden Schmerzes ansah, regte sich mein Mitleid. Ich gestand ihr dieses selbst, um sie zu beruhigen und ihr Muth zu machen.

Hätten Sie, fuhr sie fort, mich nicht für fester gehalten, so würden Sie mich nicht allein im Schauspiel gelassen haben. Ich bin also die Schuldige, ich war der guten Meinung nicht werth, welche Sie von mir hegten. Der Bösewicht, der alles für mich zu thun versprach, verlangte einen unbezweifelten Beweis meines Vertrauens zu ihm. Ich sollte zu einer wohlhabenden Frau ziehen, welche er kannte,

aber durchaus ohne meinen Bruder mitzunehmen, weil die Bosheit der Menschen diesen für meinen Liebhaber halten würde. Ich Unglückliche! Wie konnte ich nur hingehen, ohne Sie zuvor um Rath gefragt zu haben? Er sagte mir, und er hat mich betrogen, die achtbare Frau, zu welcher er mich bringen wolle, sey dieselbe, durch die ich nach Versailles geführt werden müsse, wo er es einrichten wolle, daß wir beide, mein Bruder und ich, dem Minister zugleich vorgestellt würden. Nach dem Essen ging er mit dem Versprechen von mir, mich am folgenden Morgen abzuholen. Er gab mir zwei Louisd'or und eine goldene Uhr, die ich unbedenklich glaubte von einem Herrn annehmen zu dürfen, welcher sich reich nannte, und der versicherte, er wünsche mir, ohne alle Nebenabsicht, nur Wohlthaten zu erweisen.

Als wir ein kleines Haus erreicht hatten, stellte er mich einer Frau vor, die mir nichts weniger wie achtbar schien. Hier ließ mich Narbonne eine Woche lang. Er kam, blieb, ging und kam wieder, ohne etwas zu bestimmen, bis endlich heut um sieben Uhr meine Wirthin

mir sagte, den Grafen hätten Familienverhältnisse auf das Land gerufen. Ein Fiacre halte vor der Thür, um mich nach dem Gasthof, welchen ich verlassen, zurückzufahren. Dort würde mein Geliebter mich nach seiner Rückkehr besuchen. Eine Miene des Bedauerns annehmend, forderte sie noch die goldene Uhr zurück, welche mir geschenkt worden, sie müsse dem Uhrmacher wieder eingehändigt werden, dem der Graf sie zu bezahlen vergessen, sagte die Schamlose. Ohne ein Wort zu verlieren, händigte ich ihr augenblicklich das angebliche Geschenk ein, band in ein Schnupftuch meine Habseligkeiten zusammen und ging. Seit einer halben Stunde bin ich hier. —

Sind Sie überzeugt, den Grafen nach seiner Zurückkunft zu sehen? —

Ich ihn sehen? Ich noch mit ihm sprechen? O ich wüßte, was ich thäte, wenn ich Mann wäre. —

Ich begab mich jetzt wieder zum Fenster, um ihr Weinen nicht zu stören. Nie hat mich ein Mädchen in so beklagenswerthem Zustande tiefer gerührt. Jetzt wich die Zärtlichkeit, welche

sie mir vor zehn Tagen eingeflößt, dem Mitleid. Jetzt zwang dieses mich, sie zu bedauern; es ließ mich den Entschluß fassen, ihr die reinste Freundschaft zu bezeigen. Ich hielt mich gegen jede Einmischung der Liebe gesichert. Denn ich fühlte, wie Narbonne's schändliches Benehmen mich empört, und ich hätte ihn gefordert, wenn sein Aufenthalt mir kund gewesen wäre. Aber dem armen Kinde die Geschichte der verhängnißvollen acht Tage abzufragen, hütete ich mich. Ich wußte sie, als wäre ich Zeuge gewesen. Sollte ich also nur noch die Unglückliche durch die Erzählung demüthigen? — Die zurückgeforderte Uhr sagte mir alles, den gemeinen Betrug, die pöbelhafte Gesinnung und die falsche Scham eines Edelmannes, der die Rolle des Adlichen nicht behaupten konnte. Die Gekränkte ließ mich wohl eine Viertelstunde am Fenster; sie rief mich, wie ich glaube, nur, damit ich sehen möchte, wie ihr Schmerz sich lege. Thränen lindern jede Pein; sie sind ein Mittel, das niemals versagt. Die Vesian bat mich, für sie die Gesinnungen eines Vaters zu hegen; sie ver-

sprach, sich deren nie wieder unwerth zu bezeigen, und fragte mich um Rath, was sie thun solle.

Sie müssen, antwortete ich, damit anfangen, sowohl Narbonne's Schandthat, wie den Fehler zu vergessen, wodurch Sie jene beförderten. Das Geschehene ist geschehen, liebe Vesian. Sie müssen dahin zurückkehren, daß Sie sich selbst wieder achten. Jene Sittsamkeit, die vor zehn Tagen auf Ihrem schönen Gesicht glänzte, muß sich von neuem darauf niederlassen. Damit wecken Sie das Wohlwollen in allen Gemüthern wieder, welche für seinen bezaubernden Eindruck empfänglich sind. Und Sie bedürfen jetzt der Theilnahme, Sie müssen sie erwecken. Denn meine Freundschaft kann Ihnen nicht genügen, obwohl ich sie Ihnen im vollsten Maaße zusichre. Und ich verspreche, Sie nicht eher zu verlassen, als bis Ihre Zukunft gesichert seyn wird. Ich werde Ihrer gedenken. —

Mein theuerster Freund! Wenn Sie versprechen, an mich denken zu wollen, so begehre ich nichts

weiter, ich Unglücklichste, an die ja kein Mensch mehr denkt! —

Dieser letzte Gedanke rührte sie in solchem Grade, daß ich sah, wie ihre Kniee zitterten, und wie sie Gefahr lief, von einer Ohnmacht befallen zu werden. Ich erzählte ihr eine Reihe von Geschichten über die Schelmereien, deren sich die Bösewichter bedienen, die zu Paris ein Gewerbe aus der Verführung junger Mädchen machen. Auch einige scherzhafte Begebenheiten mischte ich ein, um sie wieder aufzuheitern, und sagte ihr zuletzt, sie müsse das Ereigniß mit Narbonne als ein Glück betrachten, wei es ihr Behutsamkeit für die Zukunft einflößen würde.

Während dieses ganzen Zwiegesprächs, das Balsam in ihre Wunde gießen sollte, gab ich ihr kein einziges Merkmal von Liebe und Zärtlicheit; meine Freude war aber nicht gering, sie nach einigen Stunden wieder ganz voll jenes Heldenmuths zu sehen, der Kraft findet, sein Unglück zu ertragen.

Aber auch meine Verwunderung war nicht gering, als ich sie plötzlich aufstehen sah, um

mit einem Blick, der Zutrauen und Zweifel vereinigte, mich zu fragen: ob mich kein dringendes Geschäft heute mehr abrufe. Als ich mich völlig frei erklärte, sagte sie: so wollen wir auf dem Lande zu Mittag essen. In der freien Luft werde ich das Ansehn wieder gewinnen, welches Sie mir so nothwendig erklärt haben, um Theilnahme zu erwecken. Kann ich mir für die nächste Nacht einen süßen Schlaf bereiten, so hoffe ich noch auf Glück in diesem Leben. —

Ich bin Ihnen Dank schuldig für dieses Zutrauen. Lassen Sie mir Zeit, mich anzukleiden, und wir wollen irgend wohin fahren. Inzwischen wird Ihr Bruder sich wieder einfinden. —

Was bedarf es meines Bruders? —

Liebe Freundin, vergessen Sie nicht, daß Ihr Betragen Narbonne beschämen, ja unglücklich machen muß. Bedenken Sie, daß, wenn er hören sollte, wie Sie denselben Abend, wo er Sie verabschiedet, mit mir allein auf dem Lande zugebracht, er triumphiren würde. Dagegen wenn Sie mit mir,

Ihrem Landsmann, die Partie in Gesellschaft Ihres Bruders machen, so räumen Sie der Verleumdung nur sehr wenig ein. —

Das gute Kind erröthete. Der Bruder trat ein, und ich ließ einen Fiacre vorfahren. Wir sind beim Einsteigen, als Balletti mich besucht. Ich stelle ihn meiner Gesellschaft vor, lade ihn mit ein, und er nimmt es an. Wir fahren nach einem benachbarten Dorfe und nehmen ein Gericht Fisch, Eierspeisen, Rinderbraten und gebackne Tauben zu uns. Die Heiterkeit, die ich im Gesicht der Vesian wieder aufblühen sehe, ersetzt, was den Gerichten abgeht, und ich freue mich, meinen Freund Balletti für die schöne Italienerin nicht wenig begeistert zu sehen.

Während eines Spazierganges, den das reizende Mädchen machte, fragte ich Balletti, ob er wohl glaube, eine gute Tänzerin aus ihr zu bilden; ich sage ihm dabei ihre Lage, die Gründe, welche sie bewogen, Italien zu verlassen, die schwache Hoffnung, die sich zu einer Pension zeige, und die Nothwendigkeit, ihr eine anständige Art des Lebensunterhalts

zu verschaffen. Balletti ist erfreut, auf solche Weise zu Rathe gezogen zu werden. Er prüft den Wuchs des Mädchens und verspricht Mittel zu finden, sie in den Ballets seines Vorgesetzten Lani als Figurantin auftreten zu lassen. Zugleich verspricht er ihr den ersten Unterricht am folgenden Tag, und in zwei Monaten soll sie weit genug seyn, um auf der Bühne erscheinen zu können. —

Die Vesian, anfangs alles für Scherz annehmend, konnte ihr Verwundern nicht bergen, als wir sie versicherten, daß alles nur von ihr abhange. Der Gedanke, Tänzerin zu werden, der ihr niemals in den Sinn gekommen, war ihr nicht zuwider, aber er schien ihr abgeschmackt. Sie begriff nicht, wie man so im Fluge im Stande seyn solle, tanzen zu lernen, und wie man nur ihr überlassen wolle, einen Stand zu wählen, der Talente erfordere, die sie selbst sich nicht geben könne. Ich kann ja nur Menuet tanzen, sagte sie zu Balletti, und da ich ein natürliches Geschick mit einem guten Gehör verbinde, hat

man mir in Parma gesagt, daß auch der Contretanz mir gut gelinge. —

Das können zwei Dritttheil der Figuranten bei der Oper nicht von sich sagen. Ich will Ihnen die gehörigen Bewegungen der Arme beibringen, und Sie sollen vollkommen gut in der Oper figuriren. —

Und wie viel Gehalt darf ich von Ihrem Freunde Lani fordern? Es wird wohl nicht viel seyn können? —

Gehalt? Daran ist für die Figuranten der Oper nicht zu denken. Sie bezahlen sogar selbst, um zugelassen zu werden. Das sind die Nebeneinnahmen von Lani. —

Aber wovon werde ich leben, wenn man mir nichts gibt? —

Sorgen Sie nicht. Mit Ihrem Aussehn finden Sie sogleich ein Dutzend reicher Herren, die sich erbieten, Sie zu unterhalten. Sie werden nur zu wählen brauchen, und wir sehen Sie nächstens mit Brillanten bedeckt einhergehen. —

Sie meinen, man wird mich als Maitresse haben wollen, wie sie es nennen. —

Getroffen! Und das ist mehr werth, wie vierhundert Franken Pension, die Sie mit höchster Mühe kaum noch erschwingen.

Nachdem Balletti sich entfernt, fragte sie nochmals, ob wir nicht gescherzt. Ich bestätigte die Wahrheit seiner Worte, und daß dies die einzige Auskunft für sie bliebe, wenn sie sich nicht etwa bei irgend einer Dame als Kammermädchen vermiethen wolle. —

Das Wort Kammermädchen, sagte sie, empört mich. Aber ich Tänzerin? Das ist zum Todtlachen! Ich Maitresse eines reichen Herrn, der mich mit Brillanten bedeckt, um sie mir einige Tage später sämmtlich wieder abzunehmen? —

Nicht doch. Sie werden sich hoffentlich keinem Narbonne wieder überlassen. —

Gewiß nicht, und wenn es von mir abhängt, so können Sie überzeugt seyn, daß ich nur weisem Rath Gehör geben werde. Ueberhaupt fühle ich, daß ich mit einem Manne von reifem Alter glücklicher, wie mit einem jungen Menschen leben würde. —

Das ist unvergleichlich! — Aber, bestes

Kind, nehmen Sie sich in Acht, ihm nicht H — — aufzusetzen. —

Dann wäre ich eine Schelmin. Wer mich einmal hat, dem werde ich niemals untreu. Er muß meinen Bruder auf irgend eine Weise unterbringen, damit das Nichtsthun ihn nicht verdirbt. Aber wer wird, bis ich in die Oper eintrete, und bis mein großmüthiger Liebhaber sich zeigt, mir zu leben geben? —

Haben Sie mein Versprechen von heute früh vergessen? Ich will es thun, und es freut mich, daß es geschehen kann, ohne mich zu drücken. Sie werden sich doch nicht dadurch gedemüthigt fühlen, wenn Sie die Ihnen nöthige Hülfe von mir und keinem Dritten annehmen müssen? Ich erkläre mich zufrieden, wenn Sie mir meinen Vorschuß erstatten, sobald Sie reich genug dazu sind. —

Wenn ich reich seyn werde, erhalten Sie nichts von mir als Wiedererstattung, sondern dann sollen Sie ganz Herr über all mein Vermögen seyn. —

Und bis dahin sollen Sie Gebieterin über die Hälfte des meinen bleiben. Wenn Ihnen

das nicht zuwider ist, so geben Sie mir einen Kuß darauf. —

Von ganzem Herzen. —

Es war schon Nacht, als wir nach Paris zurückkamen. Die Vesian ließ ich im Gasthof und ging mit Balletti zum Abendessen bei Silvia. Ueber Tisch vermochte er seine Mutter, mit Lani zu sprechen. Auch sie meinte, daß Tänzerin werden besser sey, als um eine dürftige Pension zu betteln. Man ging damals damit um, alle Stellen der Figurantinnen und der Sängerinnen im Chor zu verkaufen. Aber diese Einrichtung war schimpflich und ward auch der Musikacademie eines Königs von Frankreich unziemlich befunden.

Ich muß jedoch als eine der Eigenheiten bei der Oper auch die bemerken, daß alle Mädchen, welche sich auf dem Theater zeigen, selbst die häßlichen und talentlosen, trotz dem sich sehr wohl befinden. Sie haben, keine ausgenommen, reiche Gönner, die oft nur aus Ehrgeiz diese Gönnerschaft suchen. Aus der Häßlichkeit machen sie sich nichts; denn selten sind sie verliebt. Es genügt ihnen, wenn beim

Erscheinen eines Mädchens es im Parterre heißt, der und der unterhält sie. Das erfährt dann der König, und darauf werden die Herren eitel. Denn man nimmt an, daß alle diese Mädchen dem Monarchen angehören. Jedes junge Geschöpf, das zur Oper kömmt, vorzüglich wenn der Neuling hübsch ist und sich in den Ruf eines sittsamen Lebens zu bringen weiß, macht, wenn derselbe nur drei Monat erhalten wird, ganz gewiß irgend ein Glück. Ich habe sogar bemerkt, daß diese Gönner keinesweges eifersüchtig auf ihre Favoriten sind, und daß sie weit genug in den Rücksichten gehen, die sie gegen sie beobachten, um ihnen es Tags zuvor ansagen zu lassen, wenn sie zu Abend bei der Schönen speisen wollen.

Als ich um elf Uhr nach Hause kam, fand ich die Vesian schon im Bett. Ich will aufstehen, sagte sie, denn ich habe mit Ihnen zu sprechen. —

Sagen Sie mir das an dem Ort, wo Sie sind, und wo ich Sie viel schöner finde. Was haben Sie mir zu sagen? —

Ich muß mit Ihnen über das Gewerbe

sprechen, das man mir anmuthet. Ich soll anfangen, Tugend zu üben, um dadurch jemand zu finden, der meine Tugend liebt, nur um sie zu erschüttern und zu brechen? —

So ist es, und glauben Sie mir, so ist alles im Leben. Inque meis culpis da tibi tu veniam*). —

Was sagen Sie mir da auf Latein, das ich nicht verstehe? —

Verzeihen Sie diese meine böse Gewohnheit. Gewöhnlich ist ein Drittes die Ursache des Unrechts, das wir begehen. Zum Genuß des Vergnügens gelangen wir nur, wenn wir Tyrannei üben. Aus diesem Grunde erklärt der Weise für das beste aller Wesen den, welcher duldet. Ich freue mich, Sie auf dem Wege zur Philosophie zu sehen. —

Ich habe einen Trieb dazu, drum helfen Sie mir. Wie fängt man es an, um ihn auszubilden? —

Man denkt nach. —

---

*) Meine Vergehungen hast Du Dir selbst zu verzeihen.

Wie lange muß man das? —

Zeit Lebens. —

Man kömmt also nie zu Ende? —

Niemals. Aber doch gewinnt der Mensch immer dabei; er erwirbt sich dadurch alles das Glück, dessen sein Wesen fähig und wofür er empfänglich ist. In allen Freuden, die er sich verschafft, empfindet der Philosoph dieses Glück, und er fühlt sich noch schöner belohnt, wenn er erwägt, wie dies Glück die Frucht seiner Sorge und der Kraft geworden, womit er alle Vorurtheile zu zertrümmern vermochte. —

So wäre der Mensch des Glücks nicht fähig, wenn ihm die Vernunft fehlte? —

Nicht nur unglücklich, sondern auch sich selbst zu erkennen, unfähig würde ohne sie der Mensch seyn. Bedenken Sie, theure Freundin, wie nur ein Wesen glücklich seyn kann, dem sein Glück bewußt wird. —

Das ist mir einleuchtend. Denn Jedermann, der mir mein Glück in einem Moment, wo mir das Leben zur Last wäre, beweisen wollte, würde von mir ausgelacht werden. Und doch sagte mein armer Vater, zwar nicht beständig, aber

oft, die Vernunft sey ein böses Geschenk, das uns der Himmel gemacht. —

Gewiß hat Ihr Vater das nur gesagt, wenn er sich unglücklich, oder wenn er sich ungerecht behandelt fühlte. Doch auch dann hatte er Unrecht. Er raisonnirte nicht, wie er sollte, und er ward undankbar, indem er durch Sophismen die Gabe der Vernunft, welche ihm der Schöpfer verliehen, mißbrauchte. Er hätte in solchen Augenblicken ein Postpferd für glücklicher halten müssen, wie sich selbst. —

So ist es auch; er hat das sogar gesagt. —

Er übertrieb. Denn wenn es auch in seiner Willkür gestanden hätte, er wäre doch kein Postpferd geworden. —

Aber glauben Sie, daß ein Postpferd sein Elend fühlt? —

Nein, denn es raisonnirt nicht. —

Es ist folglich nach Ihrem eigenen Ausspruch nicht elend, wenn es nämlich wahr ist, daß der Mensch nicht glücklich heißen kann, der sein Glück nicht empfindet. —

Diese Folgerung des reizenden Wesens, das seinen Anblick meinen Augen gönnte, machte

mich stumm und nachdenkend. Ihre Reden ziehen mich eines Widerspruchs, und sie schien Recht zu haben. Aber ich zeigte ihr, wie der Schluß trügerisch sey, daß der Mangel der Vernunft dem Thiere es unmöglich mache, seinem Elend abzuhelfen, während dieselbe Vernunft dem mit ihr begabten Menschen nützlich sey, um sein Unglück zu mindern und sein Vergnügen zu erhöhen. —

Aber worin besteht das wahre Vergnügen? was ist es? fragte sie weiter. —

Das Vergnügen ist der Genuß eines Sinnes in seiner Thätigkeit. Ihm geht das Gefühl voraus, welches wir für die Sinne, gleichsam als die Folge der Befriedigung alles ihres Begehrens, so zu sagen, uns berechnen; und ihm folgt jenes andere Gefühl, welches wir uns dann verschaffen, wenn wir den ermüdeten und erschöpften Sinnen Ruhe gönnen, um sich wieder zu beleben. Dies sehr fühlbare Vergnügen gibt uns die Phantasie, und nur in der allerhöchsten Ruhe können wir deren Gaben genießen. Diese Ruhe ist aber wieder Folge des ihr vorhergegangenen Genusses. —

Also wäre jeder Genuß verwerflich, dem diese Ruhe nicht folgte? —

Gewiß, und eben so sollen wir jeden Schmerz aufnehmen, um uns ein Vergnügen zu verschaffen, das größer ist, denn er. Das ist also die Aufgabe der Philosophie, die alle Vorurtheile besiegt. —

Aber ich glaube, um alle Vorurtheile kennen zu lernen, bedarf es eines langen Studiums. —

Sie sind nicht so schwer zu erkennen, denn der Vernunft entgehen sie nie. Aber ihre Natur zu unterscheiden, ist schwer. Denn es gibt Vorurtheile, welche die Moral uns sogar befiehlt anzuerkennen. —

Erklären Sie mir, was Vorurtheil ist. —

Alles ist Vorurtheil, was sich für eine Verpflichtung ausgibt, zu der wir keinen Grund in der Natur finden. —

Also wäre des Philosophen erste Pflicht, die Natur zu ergründen? —

Das wäre seine eigentliche Aufgabe. Aber das Studium ist grenzenlos, und nur wer sich am wenigsten täuscht, bleibt der Weiseste. —

Welcher Philosoph hat sich am wenigsten getäuscht? —

Zu nennen vermag ich ihn nicht. Aber im Allgemeinen kann ich Ihnen sagen, der war es, der sich während seines Lebens am wenigsten vorzuwerfen hatte. —

Das will ich Ihnen glauben. O! Ein Unterricht, wie dieser, den Sie mir jetzt geben, wäre mir lieber, wie die Stunden bei Balletti. Diese werden mich recht langweilen; aber die Stunden bei Ihnen thun das keinesweges. —

Woher glauben Sie zu entdecken, daß Sie bei mir sich nicht langweilen? —

Das Verlangen verräth es mir, das ich hege, niemals von Ihnen verlassen zu werden. —

O meine theuerste Freundin, diese Antwort beglückt mich wahrhaft. Und aus welchem Grunde verlange ich wohl, Ihnen dies Gefühl damit zu beweisen, daß ich Sie an mein Herz schließe? —

Weil Ihr Geist nur in Eintracht mit Ihren Sinnen glücklich seyn kann. —

Theuerste Vesian, Ihr himmlischer Geist feiert seine Entbindungsstunde. —

Und durch Sie wird er entbunden. —

Nun so gestatten Sie auch allen meinen Sinnen die vollste Befriedigung. —

Statt der Antwort breitete sie ihre Arme aus. Einen Augenblick später hätte ich dies nicht mehr ihrem freien Entschluß überlassen. Ihren Mund, ihre Augen, ihren alabasternen Busen verschlang ich. — — — —

Von dieser Nacht an waren wir unzertrennlich durch Liebe, bis zum Schluß des Monats, wo sie zur Oper überging. Ich verließ sie aus keinem andern Grunde, als dem, ihr nicht nachtheilig zu werden, und miethete ihr und ihrem Bruder eine Wohnung in der rue des bons enfans. Balletti gab ihr täglich Unterricht im Tanzen. Da sie alles besaß, was sie bedurfte, hatte sie nicht nöthig, neue Freunde aufzusuchen.

Nur drei Monate zeigte sie sich auf dem Theater. Nachdem sie eine Menge Narbonne's ausgeschlagen, fand sich der Günstling, welcher sie sogleich vom Theater wegnahm. Er mie-

thete eine kleine Loge; hier fanden sich Beide an den Tagen der Oper ein, und hier empfing sie die Freunde ihres Geliebten. Dieser liebenswürdige, unterrichtete und reiche Mann war der Graf T. Glücklich lebte sie mit ihm bis zu seinen letzten Tagen und machte auch ihn glücklich. Er hinterließ ihr ein hübsches Vermögen, und vielleicht lebt sie noch, aber man spricht von ihr nicht mehr. Nachdem sie zur Oper übergegangen war, habe ich nicht ferner mit ihr geredet. Wenn ich ihr auf den Promenaden oder zu Paris in ihrer eleganten Equipage begegnete, so begrüßten wir uns nur von weitem.

Elftes Capitel.

Abreise von Paris. — Aufenthalt in Dresden.

Während der St. Laurentius Messe fiel es meinem Freunde Patu ein, bei der Schauspielerin Morphi, einer Flamänderin, zu speisen und zu übernachten. Ich sollte ihn begleiten. Mir war die Schöne gleichgültig. Aber das schadete nichts. Was einem Freund Vergnügen macht, interessirt ja jedesmal mit. Die Parthie wird also angenommen. Ein Fiacre bringt uns aus der Oper zur Dame, die in einem Hause rue des deux portes S. Sauveur, dem genuesischen Banquier Verzura gegenüber, wohnt. Nach dem Essen will ich meinen Freund allein lassen und verlange

irgendwo einen Sopha für mich. Da bringt das allerliebste dreizehnjährige ungewaschene Ding von Schwester ihr Bett gegen einen kleinen Thaler in Vorschlag. Ich schlage ein und werde in ein Kämmerchen geführt, worin ich nichts sehe, als einen armseligen Strohsack auf drei oder vier Bretern.

Das nennst Du ein Bett, mein Kind? sage ich.

Das ist mein Bett. —

Ich mag es nicht, und gib nur den kleinen Thaler auf. —

Sie wollten sich also ausziehen? —

Natürlich, wenn ich ein reinliches Bett gefunden hätte. —

Welch ein Einfall! — Wir haben keine Betttücher. —

Also schläfst Du in Deinen Kleidern? —

Keineswegs. —

Nun so lege Dich nieder, ich gebe Dir einen Thaler, wenn Du Dich ausziehen willst. —

Gut, aber dabei bleibt es auch, und Sie verlangen nichts weiter. —

Nichts weiter. —

In einem Nu ist sie entkleidet, legt sich nieder und deckt sich mit einem alten Vorhang zu. Mit Lachen nimmt sie alle Stellungen an, die ich von ihr verlange, und ich muß die ganz einzigen Reize der jungen, aber reif gewordenen Schönheit bewundern, die schneeweiße Haut, die blauen, schön geschnittenen Augen, eins der interessantesten Gesichter und ein Gelock, so blond, wie das reinste Gold. Nur noch rein gewaschen wünschte ich alle diese Reize zu sehen, und sie verlangt sechs Franken, dann will sie sich vom Kopf bis zum Fuße waschen.

Hätte Helene, denn Helene hieß sie, ihrer Vorfahrin in Griechenland geglichen, so konnte sie drei Louisd'or fordern und erhalten, denn ich brannte. Die Liebe aber ist eine Erhitzung der Natur, welche die Begierden löschen will, von denen sie glüht, weil diese Glut eine Qual wird.

Also ich zahle; und nachdem sich Helenchen gewaschen, und mir zu verstehen gegeben, daß der große Moment, wie sie sich ausdrückt, sechs hundert Franken koste, weide ich mich an den

Reizen ihrer Gestalt, die kein Maler schöner in Uebereinstimmung hätte bringen können. Es war eine Schönheit des Körpers, welche die Seele in die süßeste Ruhe versenkte.

Beim Weggehen bot mir ihre Schwester, nachdem sie alles, was geschehen war, erfahren, den großen Moment für dreihundert Franken an, aber ich zog es vor, Helenen mehrmals in der unbekleideten Anmuth ihrer Gestalt wieder zu sehen. Deshalb ward ich für geizig erklärt, und hatte doch schon einem deutschen Maler sechs Louisd'or dafür gezahlt, daß er mir ihr Bildniß malen sollte.

Helene mußte sich auf den Leib legen, Arm und Brust gegen ein Kopfkissen lehnend, und den Kopf zurückwendend, daß es fast aussah, als hätte sie auf dem Rücken gelegen. Das Bild gelang trefflich. Der geschickte Maler hatte Beine und Schenkel so gezeichnet, daß der Blick nichts weiter zu sehen verlangte. Späterhin sah ich in derselben Lage das Gemälde eines Hermaphroditen zu London, das von Correggio seyn soll.

Und nun die sonderbaren Schicksalsverkettungen! Patu läßt sich eine Copie von dem Bilde machen, und der Maler, in dessen Mappe sich diese Copie mit mehreren andern Zeichnungen befindet, geht in seinen gewöhnlichen Geschäften nach Versailles. Hier sieht St. Quentin, der erste Kammerdiener des Königs, das Bild und bittet sich dasselbe aus, um es seinem Herrn zu zeigen. Der Monarch wird neugierig, das Original zu sehen, und der Maler wird aufgefordert, zu vermitteln, daß die junge Schöne nach Versailles gebracht werde, deren Bild der König einstweilen behält. An mich wendet sich der Maler zuerst, ich gehe zur Morphi und überschütte sie durch meine Erzählung mit Freude. Leicht läßt sie sich bewegen, mit dem Maler und ihrer Schwester nach Versailles zu fahren.

Rein gewaschen und sittsam angezogen stellt sie die Kleine dem St. Quentin vor. Dieser schickt den Begleiter weg nnd läßt die beiden Frauenzimmer im Park auf und abgehen, bis er zurückkehren wird. Das geschieht. St. Quentin kömmt wieder und läßt Helene in den Hän-

den einer Frau im untern Zimmer eines Erdgeschosses. Die Morphi aber wird nach dem Gasthof gebracht, wo der Maler abgestiegen war. Dieser erhält fünf und zwanzig Louisd'or für sein Bild. Die Morphi fährt ohne Geschenk mit dem Maler nach Paris zurück, und nach drei Tagen werden ihr tausend Louisd'or eingehändigt. Der Maler aber malt ein neues Bild für Patu und erbietet sich, mir alle Schönen, die ich gemalt verlange, unentgeltlich zu malen.

Mich belustigte am meisten die Freude der Morphi über ihre vier und zwanzig tausend Franken. Sie konnte kaum Worte finden, die stark genug waren, mir ihre Dankbarkeit auszudrücken. Denn mich sah sie als den Schöpfer ihres Glückes an. So viel hatte ich nicht erwartet, sagte sie. Und wenn gleich Helene recht hübsch ist, so glaubte ich ihr doch nicht in dem, was sie von Ihnen sagte. Der König hätte etwas vermissen können. Denn einen ehrlichen Mann Ihres Gelichters konnte ich mir nicht denken.

Der König gab nun dem Mädchen den

Namen Omorphi. Sie gefiel noch mehr durch ihr neckisches Wesen, von dem sich keine Vorstellung geben läßt, wie durch ihre Schönheit, obwohl sie eine der regelmäßigsten war, die man sehen konnte. Ihr ward eine Wohnung im parc aux cerfs angewiesen, wo mehrere Schönen siedelten. Nach einem Jahr ward sie von einem Sohn entbunden, den der König nach irgend einem unbekannten Orte schickte. Denn Ludwig der Funfzehnte wollte, so lange die Königin Marie lebte, nichts von Bastarden wissen.

Doch nach drei Jahren fiel Omorphi in Ungnade. Der König gab ihr viermal hundert tausend Franken. Mit dieser Aussteuer heirathete sie einen Officier vom Generalstab in Bretagne. Ich sah einen Sohn aus dieser Ehe zu Fontainebleau. Er war drei und zwanzig Jahr alt und wußte nichts von der Geschichte seiner Mutter, deren echtes Ebenbild er war. Ich schrieb ihm meinen Namen mit vielen Empfehlungen an seine Mutter in die Schreibtafel.

An der Ungnade, oder vielmehr dem Glück der Flamänderin war eigentlich die Bosheit der

Gräfin Valentinois, Schwägerin des Prinzen Monaco, schuld. Sie gab der unschuldigen Omorphi unter den Fuß, der König würde herzlich lachen, wenn sie ihn fragte, was er mit seiner alten Frau anfange. Der Geist des guten Kindes war zu beschränkt, um vorauszusehen, daß solche Frage den König erzürnen müsse, und sie fiel in die Schlinge. Beim ersten Mal, als sie den König wieder bei sich sah, richtete sie in der Freude darüber, ihm einen Beweis ihres Geistes geben zu können, die unverschämte Frage an den Monarchen. Doch Ludwig, aufstehend und Blicke des ergrimmten Zornes auf Helene schleudernd, fragt, wer sie diese Frage gelehrt. Das unerfahrne Geschöpf warf sich ihm zu Füßen und sagte die reine Wahrheit. Der König aber wendete ihr den Rücken zu und sah sie nie wieder. Auch die Gräfin Valentinois ward erst nach dem Tode der Königin bei Hofe wieder zugelassen. Je besser Ludwig der Funfzehnte wußte, daß er als Gatte gegen die Königin fehlte, um so mehr wollte er ihr als König Achtung beweisen, und wehe dem, der diese

Achtung im geringsten verletzt hätte. Ich erfuhr diese Thatsache im Jahr 1757 zu Dünkirchen von Madame de Barail, der sie Omorphi selbst erzählt hatte.

Trotz der Klugheit der Franzosen, macht doch die Betrügerei nirgends so viel Glück, wie in Paris. Wird sie entlarvt, dann trösten sich die Ueberlisteten mit einem Liedchen, und der Betrüger, wenn er reich geworden, freut sich ungescheut seines gemachten Gewinnes.

Ein schlechter Portraitmaler, Samson, wollte nicht länger hungern und machte durch alle Zeitungen bekannt, daß er vollkommen ähnliche Portraits fertige, ohne daß er die Personen zu sehen brauche, weil ihm die Beschreibung des Gesichts genüge, das er malen solle. Als ich, indem ich bei Silvia zu Abend speiste, dies, und daß der Maler schon anfinge reich zu werden, hörte, so konnte ich mein Erstaunen nicht verschweigen. Ganz kurz sagte ich dem Herrn von Militerni, einem Sicilianer, der die Sache verbreitete, daß die auf solche Weise gemalten Bildnisse unmöglich gleichen könn=

ten, und daß entweder diejenigen, welche eine Aehnlichkeit behaupteten, besoldet seyn müßten, um das zu sagen, oder daß die Schuld der Unähnlichkeit auf die Beschreibungen geschoben würde; denn wenn diese Beschreibungen unrichtig oder mangelhaft waren, so ließ sich der Fehler auf sie schieben. Doch Militerni fuhr fort zu behaupten, daß die Gemälde selbst von denen, die sie vorstellen sollten, für ähnlich erklärt würden, und daß die Sache gegründet seyn müsse, weil der Maler reich würde. Das war ein lächerlicher Grund; der Maler lebte in Paris.

Einen Franzosen bei Tisch verdroß es, daß ich seine Nation lächerlich machte, und deshalb schlug er mir eine Wette vor, über die ich noch lachen muß. Denn hätten wir nun wirklich gewettet, wer wäre wohl der Hintergangene gewesen?

Silvia pflichtete mir bei, sagte, wir sollten den Maler zum Mittag einladen, und die Sache war abgemacht. Wir sahen eine Menge von Gemälden, deren Aehnlichkeit der Maler

behauptete. Aber da wir die Originale nicht kannten, so blieb jeder bei seiner Meinung. Silvia fragte, ob er wohl ihre Tochter malen wolle, die er nicht kannte; und der Maler erklärte sich bereit, wenn jene ihm eine genaue Beschreibung ihrer Gesichtszüge mittheilen wolle. Wir lachten und setzten uns zu Tische. Mich fing an die hübsche und geistreiche Nichte des Malers zu interessiren, und auch sie glaubte ich ganz artig unterhalten zu haben. Da sie und ihr Oheim mir sagten, ihre liebste Mahlzeit sey das Abendessen, so versprach ich, mich zu diesem bei ihnen einzufinden. Nach dem Essen belustigten mich die Briefe aus Lyon, Bordeaux, Rouen, kurz aus ganz Frankreich, welche Bestellungen zu Gemälden nach der mitgetheilten Beschreibung enthielten. Einige waren höchst spaßhaft.

Nach etwa vier Tagen begegne ich Demoiselle Samson, die mir Vorwürfe macht, daß ich nicht zu ihrem Onkel zum Abendessen gekommen. Geschmeichelt durch den Vorwurf, fand ich mich ein, und die Sache ward ernsthaft. Wirklich erregte sie meine Neigung.

Doch eines Morgens, während ich an sie denkend frühstücke, tritt ein junger Mensch in mein Zimmer, den ich nicht sogleich erkenne, und er redet mich an mit den Worten: Ich habe zuweilen das Glück, mit Ihnen bei Herrn Samson zu speisen. —

Jetzt erkenne ich Sie. Verzeihen Sie. —

Sehr begreiflich. Sie hatten dort nur für Demoiselle Samson Augen. —

Ich gestehe, sie ist reizend. —

Das zu glauben, kostet mir keine Mühe; denn ich weiß es nur zu gut. —

Lieben Sie das Mädchen? —

Leider ja. —

Und sind geliebt? —

Das zu werden, daran arbeite ich fast ein Jahr. Eben fing ich an zu hoffen, als Sie kommen mußten, mich zur Verzweiflung zu bringen. —

Ich? —

Ja, Sie. —

Das ist mir leid. Aber was soll ich thun?

Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß alles in Ihrem Willen steht.

Und ich bin im Stande, Ihnen zu sagen, was Sie thun können, um mich zu verpflichten. —

Ich bin neugierig, es zu hören. —

Setzen Sie keinen Fuß mehr in das Haus des Mädchens. —

Da ich Sie ungemein gern verpflichten möchte, so sollte ich das wirklich thun. Aber hoffen Sie dann geliebt zu werden? —

Das ist demnächst meine Sache. Lassen Sie mich, während Sie nicht mehr zu ihr kommen, auf das Weitere bedacht seyn. —

Es ist wahr, diese ungewöhnliche Gefälligkeit könnte ich Ihnen erweisen; aber es ist doch sonderbar, daß Sie darauf Rechnung machen. —

Nach langer Ueberlegung konnte ich diesen Schritt thun. Ich erkannte in Ihnen den verständigen Mann und war überzeugt, Sie würden, sich an meine Stelle setzend, alles überdenken und schwerlich den Entschluß fassen, sich mit mir auf Tod und Leben um ein Mädchen zu schlagen, das Sie, wie ich Sie kenne, doch nicht heirathen würden, während ich allein nach dem ehelichen Bunde trachte. —

Wenn ich nun aber Demoiselle Samson nicht minder zur Frau begehrte? —

Dann wären wir beide zu beklagen, und ich am meisten. Denn so lange ich lebe, wird Demoiselle keines Andern Frau. —

Dieser junge Mensch, kurz angebunden, blaß, ernst, eiskalt und verliebt, der mit solchem Phlegma mir solchen Antrag machte, mußte mich zu Betrachtungen auffordern. Eine Viertelstunde lang wende ich mich mit meinen Gedanken nach allen Seiten hin und her, um mit mir über die Handlung einig zu werden, die mir am rechtlichsten, muthigsten und meiner eigenen Achtung würdigsten erscheint. Ich finde, es sey die, welche mich um vieles verständiger, wie meinen Nebenbuhler, bekundet. Was würden Sie von mir denken, sage ich mit entschlossener Miene, wenn ich die Samson nicht ferner sehen wollte?

Daß Sie Mitleiden gegen einen Unglücklichen bewiesen, der Zeit seines Lebens bereit seyn wird, sein Blut zu vergießen, um Ihnen seine Dankbarkeit zu bezeugen. —

Wer sind Sie? —

Ich heiße Landel und bin der einzige Sohn des Weinhändlers vom Hotel de Büssi, in der Straße de Büssi. —

Nun, Herr Landel, ich besuche Demoiselle Samson nicht ferner, und seyn Sie mein Freund. —

Bis zum Tode. —

Kaum ist er fort, so tritt Patu ein. Ich erzähle ihm die ganze Geschichte. Er findet meine Handlung heldenmüthig, umarmt mich und sagt, an meiner Stelle hätte er es ebenso gemacht, doch nicht an der Stelle des Andern.

Der Graf Melfort, Oberst vom Regiment Orleans, ließ mich durch Coraline's Schwester Camille ersuchen, vermittelst meiner durch Camille gepriesenen Cabbala die Antwort auf zwei Fragen zu ziehen. Ich suchte mir zu helfen durch Dunkelheit der Antworten und durch Doppelsinnigkeit. Aber etwa vier und zwanzig Stunden, nachdem ich ihm die Antworten zugeschickt, kommt Camille und bittet mich, mit ihr zu gehen, aber verschwiegen zu seyn. Wir gehen durch das Thor, welches nach der Straße des bons enfans führt, und steigen eine kleine Treppe hinauf, die uns zu

einem Zimmer bringt, worin nach einigen Minuten die Herzogin von Orleans erscheint. Nachdem ich mich der Gnade der kleinen Königin empfohlen, beklagt sie, mich belästigt zu haben, und bittet mich, ihr etwas zu entziffern, das sie sehr dunkel finde. Ich erkläre Ihrer Hoheit, daß es mir zwar leicht sey, Antworten zu ziehen, daß ich aber ein schlechter Erklärer der schon gegebenen Antworten sey. Ich rathe also, über dieselben Gegenstände neue Fragen aufzustellen und abzuwarten, ob die Antworten deutlicher ausfallen. Zugleich bemerke ich, daß die Herzogin nur jedes Einzelne in abgesonderten Fragen eigenhändig dergestalt aufzuschreiben brauche, daß sie sich einbilde, sie würden einem Wesen vorgelegt, das alles wisse, und setze hinzu, daß nach der Deutlichkeit der Fragen sich auch die der Antworten abmesse. Sogleich fängt die Herzogin zu schreiben an. Es waren acht Fragen, die ich las, und sie, sich entschuldigend, ersucht mich, die Antworten am folgenden Morgen unter einem versiegelten Couvert bereit zu halten. Dabei sagt sie mit einer eben so bezaubernden wie edlen Miene, sie hoffe, das von ihrer

Hand Geschriebene würde niemand zu Gesicht bekommen. —

Das Geheimniß, Prinzeß, verbürge ich, gebe ich zur Antwort, aber ich muß auch mich selbst sichern, nicht blosgestellt zu erscheinen, und möchte Ew. Hoheit daher, bevor Sie dies Zimmer verlassen, meinen Dienst leisten. Ich brauche nur vier Stunden und einen Ort, woselbst ich ungestört arbeiten kann. —

Das ist unvergleichlich. Doch ich muß ausfahren. Kennen Sie Frau von Polignac? —

Zu Befehl. —

So versiegeln Sie nur alles, sobald Sie fertig sind, und übergeben ihr das Paket. Man kann nicht gefälliger seyn, wie Sie. —

Nun ward ich in ein Cabinet geführt, woselbst ich alles fand, was ich brauchte, selbst ein elektrisches Feuerzeug zum Licht anzünden. Sie ging, ich schloß mich ein.

Etwas lachen mußte ich über eine kleine Zerstreutheit der reizenden Fürstin, der mein Bedürfniß, zu Mittag zu essen, ganz entfallen war. Aber ich verschmerzte das über die Freude, mich auf dem Weg einer vertrauten

Bekanntschaft mit der liebenswürdigsten aller Prinzessinnen von Geblüt zu sehen. Sie war sechs und zwanzig Jahr alt und im Besitz jenes Geistes, der alle Frauen, selbst die häßlichen, liebenswürdig macht. Ihre Gestalt würde reizend und verführerisch gewesen seyn, hätte die Fürstin nicht Blüthchen im Gesicht gehabt, welche ihrer Schönheit großen Schaden thaten. Doch sie machte sich nichts daraus und wollte sich keinem Verhalten unterwerfen, welches sie hätte heilen können. Ihr Sinnspruch war: kurz und gut! Gefällig gegen jedermann, war sie großmüthig, nachsichtig, offenherzig, froh und beständig in ihren Neigungen. Berühmt gemacht hatten sie ihre Aussprüche voll scherzenden, heitern Witzes, die, als sichere Zeichen eines richtigen, schnell in die Wahrheit eindringenden Geistes, selbst den Personen Geist gaben, welche nur einigen Sinn für geistvolle Einfälle besaßen. Sie spottete oft über ihren Tanzlehrer Marcel, der darauf bestand, daß sie sich im Tanzen gerade halten und die Füße auswärts setzen solle, weil das sie genirt haben würde. Die Blüthchen im Gesicht, eine Folge zu scharfen

Blutes, schienen ihrer Gesundheit beförderlich zu seyn. Denn erst einen Monat vor ihrem Tode, welchem sie mit Scherzreden bis zum letzten Tage begegnete, verloren sich solche.

Die Fragen, welche vor mir lagen, bezogen sich auf Herzensangelegenheiten, denn die Liebe war ihre erste Gottheit. Zugleich verlangte sie einigen Aufschluß über das Verhältniß der Marquise zum König. Nachdem ich meine Arbeit vollendet, überbringe ich das Paket der Frau von Polignac, und bei dieser sehe ich Madame de Boufflers und Madame de Blat, beide damals vom Herzog von Orleans geliebt. Dann verfügte ich mich zu einem Pastetenbecker.

Am Abend des folgenden Tages sagt mir Camille, die Herzogin wünsche mich am nächsten Morgen früh um zehn Uhr in dem Cabinet von gestern zu sprechen, und ich finde mich ein. Kaum sieht mich der Kammerdiener, so geht er, mich zu melden.

Nach einer kurzen, ungemein verbindlichen Begrüßung zieht die Herzogin meine sämmtlichen Antworten hervor und fragt, ob ich von

Geschäften frei sey. Kaum ist es beantwortet, so legt sie mir die Fragen vor, welche sie aufgesetzt hatte, und sagt, eine Auskunft, die das Orakel über einen Umstand gegeben, den niemand in der Welt wissen könne, habe demselben ihr ganzes Vertrauen zugewendet. Sie wolle daher nun auch das Mittel anwenden, welches ihr von demselben gegen die Blattern im Gesicht würde angegeben werden. Außerdem häufte sie Fragen auf Fragen über die schon angeregt gewesenen Gegenstände. Die Arbeit schien noch länger zu werden, wie vorgestern, und sie fragt, ob ich schon gefrühstückt. Meinen Kaffee habe ich getrunken, gebe ich zur Antwort.

Und zu Mittag scheinen sie gar nicht zu speisen, denn gestern — —

Habe ich gleich nach vollendeter Arbeit, unterbreche ich die Herzogin, zu Mittag gegessen, das bedürfe also keiner Erwähnung. —

Nein, nein! Ich sorge für ein kleines Mittagsessen. Darf ich zugegen seyn, wenn Sie arbeiten? —

Ihre Hoheit könnten mir dabei helfen. —

Ihnen helfen? Werde ich das können? — Es wird sich zeigen. —

Ich übergebe nun der Herzogin das Geschäft, die Zahlen in Buchstaben umzusetzen, indem ich das Alphabet ihr vorlege, und das gefällt ihr.

Darauf schreibe ich ein Mittel gegen den Ausschlag im Gesicht auf; es bestand in Abführung und diätetischen Verordnungen, nebst einem Waschwasser von Wegerich. Nach acht Tagen sind die Bläschen verschwunden, und die Prinzeß zeigt sich in der Oper. Alle Welt wünscht ihr Glück. Doch kaum läßt sie im Verhalten nach, so sind die Blüthchen wieder da. Um ein Uhr erschien das Mittagsessen, und wir arbeiteten bis fünf Uhr.

Kaum zeigten sich die Pusteln wieder, von denen sie sich geheilt glaubte, so ward ich gerufen. Sie empfing mich im Bade, aber mit allem erforderlichen Anstand, und sagte mir, nachdem sie die Wanne verlassen, sie wünsche zu wissen, weshalb die Blattern wieder gekommen wären. Ich bitte sie, die Frage aufzuschreiben, dann solle sie mit meiner Hülfe

die Antwort selbst ziehen. Sie machte sich mit dankbarer Miene an das Werk, und ich richtete meine Hülfe so ein, daß sie glauben mußte, mit geringem Beistand die Antwort selbst aufgefunden zu haben. Sie war verwundert, vom Orakel einen Vorwurf darüber hören zu müssen, daß sie Schinken gegessen und Liqueur getrunken habe.

Gleich darauf tritt eine ihrer Frauen ein und raunt ihr etwas in das Ohr. Darauf sagt die Herzogin mir, ich würde jemand sehen, den ich schon kenne und der verschwiegen sey. Einen Augenblick darauf erkenne ich Mr. de Melfort, trotz seines Stallmeistermantels. Ihr erstes Wort zu ihm ist, ich habe sie gelehrt, das Orakel zum Sprechen zu bringen. Er will es nicht glauben, und sie, den Oberst zu überzeugen, erbittet meine Hülfe, um eine zweite Antwort zu ziehen. Ich bin bereit, und die Herzogin, eine Büchse von Elfenbein aus der Tasche ziehend, fragt, weshalb ihr das, was sich in der Büchse befinde, nicht mehr heilsam sey. Ich lasse die Antwort geben, weil die Pomade in der Büchse nur Personen helfe,

die noch keine Kinder gehabt. Nun erschrickt sie beinahe, denn nach ihren Wochen hörte die Salbe auf, ihr heilsam zu werden.

Nun wünschte die Herzogin noch etwas über eine Dame zu wissen, deren Namen sie aber verschweigen wollte. Als Auskunft schlug ich ihr vor, die Dame als diejenige zu bezeichnen, an welche sie dächte. Es geschah, und nun wollte meine Gebieterin die Krankheit derselben erkunden. Die Antwort des Orakels war, die Hauptkrankheit jener Dame sey ein ungemeines Verlangen, ihren Gemahl zu hintergehen. Nun schrie die Herzogin fast laut auf vor Verwunderung; denn, sagte sie, ganz Paris weiß es, daß sie einen Krebs an der Brust hat.

Darauf sprach sie heimlich mit dem Grafen, dann entfernte ich mich in seiner Gesellschaft. Neugierig, zu hören, weshalb die Antwort wegen der Pomade die Herzogin so in Erstaunen gesetzt, frage ich danach und vernehme Folgendes.

Das Gesicht der schönen Herzogin war in den ersten Tagen nach ihrer Vermählung so mit Pusteln übersäet gewesen, daß der Widerwille des Herzogs ihn von ihr entfernte, und

sie kinderlos geblieben seyn würde. Der Abbé de Brosses aber, welcher noch jetzt in Paris ist, hat sie mittels jener Salbe geheilt. Die Herzogin, die sich ganz verschönert sah, geht gleich darauf in das französische Schauspiel. Ein Zufall führt den nämlichen Tag den Herzog ins Theater. Er sieht die schöne Herzogin, fragt, wer die Dame sey, und hat es kaum gehört, als er in ihre Loge geht, sie zu begrüßen. Bis zum Schluß bleibt er dort, dann entfernt er sich, und die Prinzeß begiebt sich gleichfalls nach dem Palais royal. Es ist elf Uhr; die Gesellschaft sitzt um den Spieltisch der Herzogin, als ein Page eintritt und den Herzog anmeldet, den man nie gewohnt war um diese Stunde zu sehen. Sie verläßt das Spiel, geht ihm entgegen und fragt, was dieser angenehme Besuch zu bedeuten habe. Der Herzog erwidert, er habe sie so schön im Schauspiel gefunden, daß er, von Liebe glühend, habe kommen müssen, um die Erlaubniß von ihr zu erbitten, den Gemahl spielen zu dürfen. Die Herzogin lachend, wie sich versteht, lobt den allerliebsten Einfall, und im Augenblick verschwin-

det die ganze Gesellschaft. Dies fiel vor im Sommer 1746, und im Frühjahr 1747 ward die Herzogin von der Herzogin Valois, jetzt fünf Jahr alt, und dem Herzog von Chartres, dem nachmaligen schändlichen Egalité, entbunden. Aber bald nach den Wochen zeigten sich die Blattern aufs neue, und die Pomade hatte ihre Wirksamkeit verloren.

Nachdem der Oberst mir diese Anekdote erzählt, zog er eine Büchse von Schildkröte, mit dem sehr ähnlichen Bilde der Herzogin, aus der Tasche und gab es mir von ihrer Seite, mit dem Zusatz, daß sie mir, wenn ich es in einer Tabatiere zu tragen wünsche, hier auch das Geld dazu schicke. Ich nahm beides mit der Bitte, meine Dankbarkeit der Herzogin zu Füßen zu legen. Weil ich aber damals sehr nöthig Geld brauchte, so verwandte ich die hundert Louisd'or auf eine andere Weise.

In der Folge ward, wenn die Herzogin mich rufen ließ, der Blattern nicht weiter erwähnt, denn sie wollte sich keinem strengen Verhalten unterwerfen. Gewöhnlich mußte ich fünf bis sechs Stunden bei ihr zubringen. Sie ging und kam unterdessen, und ließ mir jedesmal

ein Mittagsessen durch den guten Alten bringen, der kein Wort sprach. Melfort mußte mir in ihrem Namen eine Stelle von fünf und zwanzig tausend Franken jährlichen Einkommens antragen, wenn ich ihr das Geheimniß meiner prophetischen Rechenkunst mittheilen wollte. Aber leider war das unmöglich. Uebrigens liebte ich die Herzogin doch stets brulant pour elle, et soupirant tout bas.

Auch überstieg ein Unternehmen der Art meinen Muth. Ich fürchtete, durch eine zu sichtbare Verachtung mich gedemüthigt zu sehen. Gewöhnlich wird der Mensch, wenn ihm die Liebe den Kopf einnimmt, zum Thoren und Pinsel. Aber vielleicht that ich gut daran, meine Flamme zu verbergen. Hätte irgend eine Art der Erklärung ihr den Zweifel daran benommen, so hätte sie mir gewiß die kleinen Nachgiebigkeiten entzogen, die Frauen von Erziehung nur der scheinbaren Gleichgültigkeit vergönnen.

Eines Tages wünschte sie zu wissen, wie ein Krebs an der Brust von Madame de la Popeliniere zu heilen sey. Sie hatte, wenn mir schon früher fast dieselbe Frage, nur mit Ver-

schweigung des Namens, gemacht worden war, geglaubt, das sey längst vergessen. Mein Orakel antwortete: die Dame befände sich sehr wohl. Die Herzogin sagte mir, sie dürfe zwar dem Orakel nicht widersprechen, aber ganz Paris und alle Aerzte wüßten von dem Krebs. Sie wiederholt also die Frage, und das Orakel antwortet wieder, wie das erste Mal. Ueberzeugt, daß das Orakel untrüglich seyn müsse, sagt sie dem Herrn von Richelieu, dem vertrauten Freunde der Dame, sie wolle hundert tausend Franken darauf wetten, Madame befände sich wohl. Ich lobte sie, als ich das hörte, denn ich wußte, daß sie gewinnen würde. Nur dem Herrn von Richelieu hätte sie die Wette nicht antragen sollen; er, weil er alles von Madame de la Popeliniere kannte und wußte, hätte sie gewiß nicht angenommen. Das Abenteuer mit dem Kamin ist in ganz Paris bekannt geworden, und der Marechal war Ursach, daß la Popeliniere sich von seiner Gemahlin trennte, indem er ihr monatlich tausend Franken aussetzte.

Einige Zeit darauf sagte mir die Herzogin, der Marechal habe erklärt, er wolle der Person

hundert Louisd'or bezahlen, der ihr das Geheimniß von der Erdichtung der la Popeliniere anvertraut, und ich könne das Geld verdienen. Aber ich erlaubte es nicht, davon zu sprechen. Denn es war nicht die Cabbala gewesen, die mir das verrathen. Und hätte ich es auch Herrn von Richelieu gesagt, er aber es geglaubt, so wäre ich doch zu sehr compromittirt gewesen.

Mein Bruder, der während dieser Zeit mehrere Bilder vollendet, wollte eins davon dem Herrn von Mariguez vorzeigen. Wir besuchten also eines Morgens diesen Herrn, der im Louvre wohnte, wohin alle Künstler gingen, ihm den Hof zu machen. Das Bild war in einem Saale, worin sich deren mehrere befanden, aufgehängt. Auch wir begaben uns dorthin und setzten uns in der Erwartung, daß Herr von Mariguez kommen würde. Das Gemälde meines Bruders war ein Schlachtstück im Geschmack des Bourguignon, und im günstigsten Licht aufgestellt. Man fing an, sich um dasselbe zu versammeln.

Ein junger Mann, schwarz angekleidet, stellt sich davor hin und besieht es von allen Seiten, indem er jedesmal mit halb lauter Stimme sagt:

herzlich schlecht! Einige Minuten darauf erscheinen ihrer zwei, betrachten, lachen, und sagen: Schülerarbeit! Ich werfe einen Blick auf meinen Bruder, der, mir zur Seite sitzend, große Tropfen schwitzt.

In einer Viertelstunde ist der Saal mit Leuten angefüllt, die nur auf den Intendanten warten, um Zeuge zu seyn, wie er beim Anblick des Bildes lachen wird. Mein armer Bruder, dem Tode nahe, dankte seinem Schöpfer, daß niemand wußte, von wem das Stück war. Doch ich mußte nun einmal über seinen Gemüthszustand lachen, trotz dem, daß er mir peinlich war. Deshalb stehe ich auf, und mein Bruder folgt mir in ein anstoßendes Cabinet. Von hier suchten wir schnell die Treppe hinab zu kommen und schickten den Bedienten hinauf, damit er schnell das Bild hole und in den Fiacre stelle. So langten wir in unserer Wohnung an. Mein Bruder machte der Wuth seines Herzens durch drei bis vier Degenstiche Luft, die er seinem unschuldigen Kunstwerke beibrachte. In demselben Augenblick nahm er sich vor, Paris zu verlassen, um anderswo seine

Studien zu vollenden. Wir beschlossen nach Dresden zu gehen.

Einige Tage vor meiner Abreise aus dem allerliebsten Paris speisete ich ganz allein bei dem Schweizer am Thore des Feuillans, Namens Condé. Nach dem Essen gibt mir seine hübsche Frau die Rechnung, wo ich alles zu doppelten Preise angesetzt finde. Ich will etwas davon abziehen, muß aber, weil sie nichts nachlassen will, die volle Summe zahlen. Da sie die Rechnung mit den Worten, Femme Condé quittirt, nehme ich eine Feder und setze hinzu: labré. Dann entferne ich mich, um noch etwas spazieren zu gehen.

Weder an die Frau des Schweizers, die mich übersetzt, noch an den Scherz von Condélabré denke ich, als ich einen kleinen Mann mit einer Cacadoufrisur, einem gewaltigen Blumenstrauß im ersten Knopfloch und einem Degen im Gehenke sehe, dessen Stichblatt gewiß über drei Zoll hinausging. Mit unverschämter Miene geht er auf mich zu, und ohne die geringste Vorrede sagt er, daß ihm gelüste, mir den Hals abzuschneiden. —

Nun so machen Sie Ihren Sprung an mich heran, Sie Knirps, dem ich, ohne daß ich mich nur rühre, die Ohren herunterschneide. —

Comment? Sacr. . . . —

Stecken Sie Ihren tölpelhaften Zorn ein und gehen Sie Ihrer Wege. Ich werde Ihnen folgen. —

Er geht und bleibt in der Gegend des Sternes stehen, wo sich kein Mensch uns zeigte, aber zieht nicht. Nun ziehe ich meinen Degen, frage, was er will, und weshalb er mir zu Leibe wolle. —

Sie haben eine Dame, die unter meiner Protection steht, beleidigt und mit dem Chevalier de Talvis zu thun. —

Bei diesen Worten zieht er, ich gehe ihm entgegen und verwunde nur leicht seine Brust, indem ich meine Klinge nach seinem Degen richte. Er springt zurück und behauptet, ich habe ihn nach Meuchelmörderart verwundet. Hätte er nicht, indem er dies sagte, die Spitze seines Degens gegen den Boden gesenkt gehabt, so würde ich es vielleicht gethan haben. Allein so sage ich, er lüge, und gebe ihm einige Hiebe

mit der flachen Klinge. Er nahm sie an, indem er sagte, wenn ich ein Edelmann wäre, so müßte ich, da er verwundet sey, Rücksicht mit ihm haben, bis er Revanche fordre, welches geschehen solle, sobald er geheilt seyn würde. Ich ließ ihn gehen und sah ihn im folgenden Jahre, wie der Leser hören wird, in Presburg wieder.

Die französischen Raufer reden jedem etwas nach, der auf eine Herausforderung sie verwundet, ohne vorher mit der Klinge ferraillirt zu haben. Man muß sie reden lassen. Der ist jedesmal Sieger, der am schnellsten zu Werke geht.

Ich verließ Paris mit meinem Bruder nach einem Aufenthalt von zwei Jahren und zwei Monaten, unzufrieden, daß mein Schicksal es nicht zugab, mich dort auf Lebenszeit niederzulassen. Alles Mögliche genoß ich, und nie war ein Genuß mit Widerwärtigkeiten verknüpft. Da ich keine Schulden hinterlassen hatte, schmeichelte ich mir mit einer möglichen Rückkehr, und sie erfolgte 1757, unter Auspicien, die der Leser an seinem Ort erfahren soll.

Nach dem zärtlichsten Abschiede von Silvia, Balletti, Patu, Crebillon und allen übrigen

Freunden, reiseten wir mit einem Courier, der nach Metz ging, in einem Postwagen ab, so gerüttelt, daß wir kein Gebein mehr unzerbrochen glaubten. Hier blieben wir drei Tage, um wieder zu Kräften zu kommen, indem wir früh und spät Rothkehlchen von unvergleichlichem Geschmacke speisten. Nach Dresden fuhren wir in einem guten Wagen, den mein Bruder gekauft, mit Postpferden.

Hier empfing uns unsere Mutter, erfreut, uns zu sehen und sogleich wieder erkannt zu haben, auf das allerfreundlichste. Mein Bruder widmete sich mit Eifer seiner Kunst, indem er die Bilder der ausgezeichnetsten Meister in der berühmten Gallerie copirte. Binnen fünf Jahren machte er solche Fortschritte, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris sich nicht mehr über die Kritiken seiner Bilder zu beklagen brauchte. Wir trafen dort zu gleicher Zeit ein, und der Leser wird, wenn meine Geschichte so weit vorgeschritten ist, jenes Zusammentreffen nicht als das Uninteressanteste in meinem Leben finden.

Mir selbst ist während der sechs Monate, welche ich in der Hauptstadt Kursachsens zu-

brachte, nichts Wichtiges begegnet. Ich überließ mich meiner gewöhnlichen Art, zu seyn und mich zu beschäftigen. Da mir die Sprache nicht geläufig war, so machten die sächsischen Mädchen nur unterweilen meinem irdischen Theil mit ihrer kalten Schönheit zu thun. Meiner Mutter und den Schauspielern zu Liebe schrieb ich ein Stück, dessen tragikomischer Inhalt dem König, der ein Freund des Lachens war, wohlgefiel. Zu Anfang der Fasten schenkte mir dieser großmüthige Herr eine goldene Dose voll Ducaten. Der Graf Brühl, so prachtliebend wie sein Herr, übergab sie mir. Dies Geschenk hatte mir die Oper Zoroaster, die ein Jahr zuvor gespielt worden war, eingebracht.

Eine Figurantin aus den französischen Niederlanden, Renaud mit Namen, gefiel mir sehr. Aber meine Versuche blieben vergeblich. Sie war vom Oberstallmeister Grafen Brühl unterhalten und schien nur gegen goldnen Lohn Untreue gegen ihn begehen zu wollen. Dennoch war meine Neugier auf sie so gereizt, daß ich noch sieben Jahr später im Elsaß diese leidige Neugier sehr zu meinem Unglück befriedigte. Ich

verließ Dresden, nachdem ich dort den glänzendsten aller Höfe und die Künste in ihrer höchsten Blüthe gesehen. Der König August selbst war nichts weniger denn ausschweifend, und daher bemerkte man auch nirgends Spuren von Unsittlichkeit. Ueberhaupt sind Ausschweifungen nicht in der Natur der Sachsen. Gewiß auch werden sie bei dem Beispiele, welches ihre Regenten ihnen geben, sich denselben nicht überlassen.

verließ Dresden, nachdem ich dort den glänzen-
sten aller Höfe und die Künste in ihrer höchsten
Blüthe gesehen. Der König August selbst war
nichts weniger denn ausschweifend, und daher
bemerkte man auch nirgends Spuren von Unsitt-
lichkeit. Ueberhaupt sind Ausschweifungen nicht
in der Natur der Sachsen. Gewiß auch werden
sie bei dem Beispiele, welches ihre Regenten
ihnen geben, sich denselben nicht überlassen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Casanova, Giacomo Girolamo,

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb

Bd.: 3

Leipzig (1823)

Rem.II 11-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10780221-8